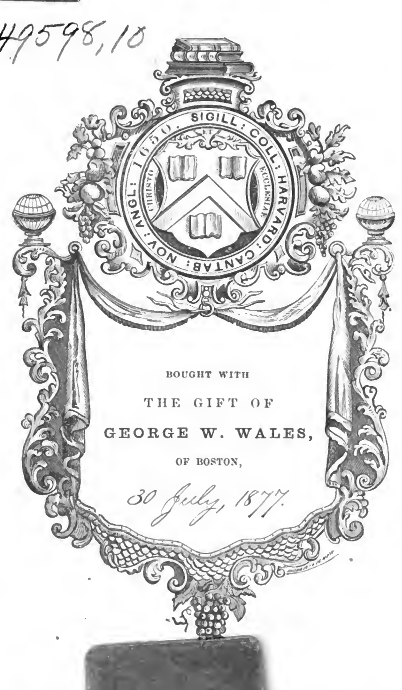
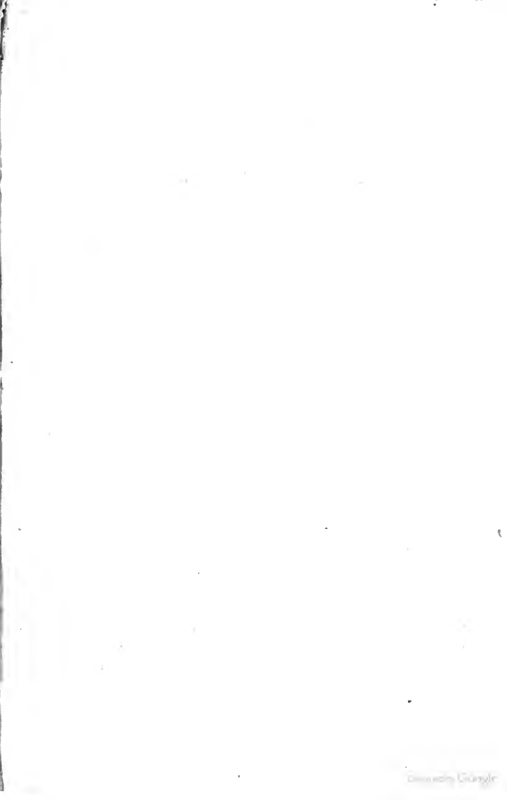



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE GIFT OF
GEORGE W. WALES,
OF BOSTON,
30 July, 1877.



Nirwana.

II.



Nirwana.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1875.

Mainz. Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Die Schlangenkönigin.

Schlag auf Schlag.

Goldene Buchstaben.

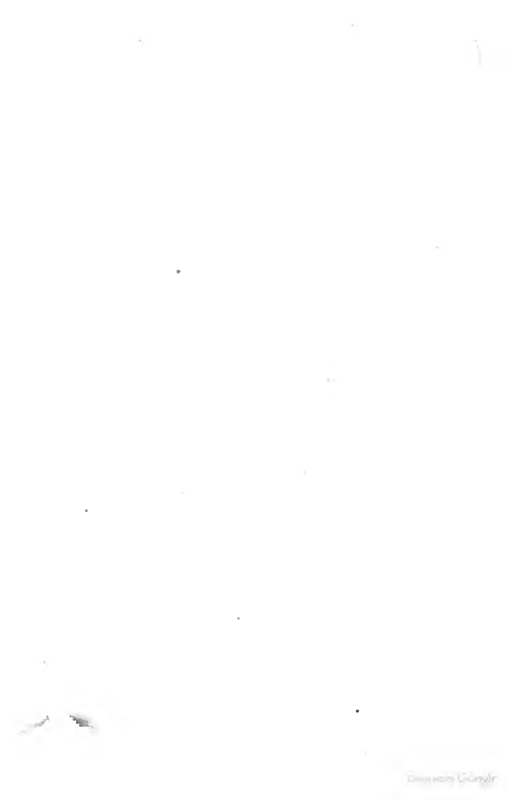
Jugendfreunde.

Seite

„Surrexit."

Nirwana.

Die Schlangenkönigin.



Erstes Kapitel.

Mit unaussprechlicher Verwunderung starrte Graf Euben seinen Sohn an.

„Ja, lieber Vater, so ist's!" sagte Rüdiger fest und ruhig: „diese Adriane — oder Keine."

Der Graf, noch immer sprachlos vor Erstaunen, machte eine verneinende Bewegung der Hand und des Kopfes.

„Keine — oder diese Adriane!" wiederholte Rüdiger entschlossen.

„Aber das ist ja eine unerhörte Geschichte!" fuhr endlich der Graf auf: „unerhört .... sag' ich! Wimmelt es denn nicht von jungen Mädchen unseres Standes, aus unserem Kreise, hübsche, wohlerzogene artige Mädchen, unter denen Du wählen konntest!"

„Das ist möglich .... ich habe sie aber nicht bemerkt, bester Vater, und Personen die ich gar nicht gewahr werde, können mich selbstverständlich nicht fesseln."

„Das ist ja eben Dein Unsinn! Weshalb hast Du

nicht Deine träumerischen Augen am rechten Platz aufgethan!"

„Auf dies Warum will ich Dir antworten, lieber Vater, wenn Du zuvor meine Frage beantwortest: Warum liebt man, wenn man liebt. Ich liebe nun einmal diese Adriane und Du wirst das ganz leicht begreifen, sobald Du sie kennst."

„Ich sage nicht Nein .... allein ich sage zu dieser Heirath Nein."

„Und ich sage Nein zu jeder andern Heirath."

„Rüdiger, besinne Dich doch! .... Ganz fremde Leute, Künstlerfamilie, in der Welt umherziehend des Erwerbs wegen, nirgends zu Hause, ohne Heim, ohne Herd, internationale Existenzen — und aus einem solchen Kreise wählt Graf Rüdiger von Euben die Gattin!"

„Es ist ungewöhnlich, das gebe ich zu .... aber Adriane ist auch ungewöhnlich."

„Diese Phrase kennt man, sie ist allen Verliebten geläufig; aber sie beweist nichts."

„Das muß die Persönlichkeit thun, allerdings, lieber Vater. Du darfst aber überzeugt sein, daß Adriane es thun wird. Du hast gar keine Ahnung von einem solchen Wesen."

„Meinst Du?" sagte der Graf, ganz neugierig gegen seinen Willen: „ist sie so schön?"

„Das behaupte ich nicht. Es mag schönere Frauen geben."

„Ist sie denn sehr einnehmend? so à la Leonilla?"

Rüdiger warf beide Hände vor die Augen und rief:

„O, nicht im geringsten! . . . Nein, bester Vater, ganz das Gegentheil! man kann nicht aufrichtiger, einfacher und unschuldiger sein, als Adriane ist."

„Solche Einfalt ist gar nicht nach meinem Geschmack," murrte der Graf, „und paßt auch gar nicht für unsere Welt und unsere Verhältnisse."

„Adriane ist so schmiegsam, daß sie in alle Verhältnisse sich einpassen wird. Erlaube mir nur sie Dir vorzustellen. Du hast mir nicht nur eine ganz freie Wahl gestattet . . . . besinne Dich, lieber Vater! Du hast mir auch schon Deinen Segen zu meiner Wahl gegeben. Du wirst ihn nicht zurücknehmen, weil ich nach meinem Herzen wählte."

„Und was wird Deine Mutter sagen, die durchaus nicht exotische Pflanzen in dem wohlgeordneten Garten des Familienlebens sehen will — wie wir das bis zu dieser Stunde in ihrer Abneigung gegen Leonilla wahrnehmen."

Bei jedem Vergleich Adrianens mit Leonilla zuckte Rüdigers Herz zusammen. Er antwortete:

„Darüber mache Dir keine Sorgen, es wird ganz anders mit Adriane sich gestalten."

„Und wo willst Du denn mit ihr leben . . . . auf dem Lande, bei uns! . . . . Diese Sicilianerin!

ist das menschenmöglich. Rüdiger, was machst Du mir für Kummer."

Was half die Klage. Rüdiger kam immer darauf zurück, daß der Vater ihm eine freie Wahl gelassen und dazu seinen Segen gegeben habe, ohne irgend eine Bedingung zu machen. Der Graf konnte dies nicht leugnen. Er mußte nachgeben. Da er dies mit einigem Widerstreben that, so war die Gräfin, selbstverständlich, ganz begeistert für diese Heirath.

„Unbegreiflich!" sagte der Graf.

„Sehr natürlich!" versetzte die Gräfin. „Ist mein einziger Sohn glücklich, so frohlocke ich."

„Ja, ich auch! .... allein dies Glück müssen wir erst erleben und bis jetzt sind die Aussichten nicht sehr glückverheißend."

Adriane erschien mit ihrer Mutter im Euben'schen Familienkreise. Sie war schüchtern und still, wie ein junges Wesen unter ganz fremden Menschen und unbekannten Verhältnissen gar nicht anders sein kann, sobald ihr noch nicht die Dressur der Welt eingeimpft war. Aber wenn sie anblickte, wenn sie lächelte, wenn sie mit einem kleinen fremdländischen Accent ein Wort sagte, so blitzte ein solcher Stral von innerm Leben, von Feuer und von Anmuth in ihrem Auge und in ihrem ganzen Ausdruck auf, daß Graf Euben mit Befriedigung zu Rüdiger sagte:

„Sie wird noch manchen Kopf verdrehen."

„Bester Vater," entgegnete Rüdiger, „verbittere mir doch nicht die schönste Stunde meines Lebens, in welcher ich Dir eine Tochter zuführe, durch Unglücksprophezeiung."

„Du bist doch immer der alte überspannte Mensch, Rüdiger!" sagte der Graf kopfschüttelnd: „es gibt ja nichts Angenehmeres auf Erden — für Frauen, als Köpfe zu verdrehen; für Männer, als sich den Kopf verdrehen zu lassen. Verschwindet dies kleine Vergnügen, so weiß ich nicht, wie man in unserer miserabeln Welt die Zeit hinbringen soll."

Rüdiger lachte. Was sonst hätte er dem Vater antworten können.

Theoderich sprach sich mit Begeisterung über Adriane aus.

„Es ist ja, als sei sie auf einem andern Planeten geboren und erzogen!" rief er: „und diese Tochter der Sterne neigt sich zu Rüdiger herab .... zu meinem menschenscheuen Schwager. Wahrlich ein fabelhaftes Glück."

Philiberte dachte viel zu wenig an ihren Mann und viel zu sehr an sich selbst, um das was er sagte zu beachten. Sie sagte mit kühler Freundlichkeit:

„Eine recht liebe Erscheinung."

„Ja, ein liebes Kind," setzte Leonilla in demselben Tone hinzu — obschon es ihre Gewohnheit war, niemals im Urtheil mit Philiberte überein zu stimmen.

„Aha!" rief der Graf lachend, „unsere Damen

sehen bereits eine gefährliche Rivalin in Adriane. Wir werden durch ihren Eintritt in unsere Familie drei Göttinnen haben, die auf den goldnen Apfel Anspruch machen, den irgend ein moderner Paris der schönsten darzureichen hat."

„Nein, lieber Onkel, ich trete mit keiner Göttin in die Schranken," sagte Leonilla stolz.

„Und ich behaupte mein eigenes Plätzchen, Papa!" rief Philiberte.

„Sehr weise, meine Töchter!" erwiederte lachend der Graf: „der arme Paris wird es Euch danken. Er kann jetzt ganz unbehelligt seinen Apfel an Adriane reichen."

„Sei doch nicht immer so übertrieben, Wilibald!" ermahnte die Gräfin, die wenigstens in dieser indirecten Weise dem Gemal widersprechen mußte: „Siehst Du in Adriane eine Göttin, so wirst Du sie einerseits sehr bald um ihre kindliche Einfachheit bringen und andererseits wirst Du es ihr sehr übel nehmen, wenn mit der Zeit ihre Schattenseiten, menschliche Schwachheiten, zum Vorschein kommen, oder wenn sie durch ihren Mangel an Weltbildung hie und da verstoßen sollte. Ich finde sie so lieblich, daß ich über ihre äußeren Verhältnisse — die meinen Wünschen durchaus nicht entsprechen — gänzlich hinweg sehe. Indessen wird sich auch bei ihr, wie bei allen Sterblichen, ein Aber finden."

„Möglich!“ antwortete der Graf gelangweilt: „einstweilen ist sie etwas ganz Neues, Fremdartiges — und das entzückt mich.“

„Sie ist die Waldnymphe, lieber Vater, die ich vor Jahren im Park von Aigen sah,“ sagte Rüdiger: „Du siehst daraus, daß sie auch auf mich den Eindruck von etwas ganz Ungewöhnlichem machte, obschon sie nur ein Kind war.“

„Also Adriane war die Waldnymphe!“ sagten Alle in verschiedenem Ton der Ueberraschung.

Leonilla setzte hinzu:

„Sie hielt sich damals einige Zeit mit der Mutter in Reichenhall auf, und diese galt für eine Schauspielerin.“

„Man wird so gewiß unbestimmt gehört haben sie sei eine Künstlerin, und dabei denken die Leute zuerst an das Theater,“ entgegnete Rüdiger.

„Wo ist ihr Hund?“ fragte plötzlich Edwin: „sie hatte einen schönen Hund.“

„Fido ist dahin,“ lieber Edwin.

„Thut nichts! sie gefällt mir auch ohne den schönen Hund . . . . sie gefällt mir,“ betheuerte Edwin.

„Das freut mich,“ sagte Rüdiger.

„Sie muß in der That ein höchst merkwürdiges Wesen sein,“ sagte Theoderich, „da sie so verschiedene Persönlichkeiten, wie wir hier sind, zur Bewunderung hinreißt; — ich spreche von uns Männern, selbst-

verständlich! die Gefühle der Damen sind stets verschleiert und es ist gerathen diese Schleier nicht zu heben."

„Ganz meine Ansicht, Theoderich!" rief Graf Euben: „die Damen haben den ungeheuern Vortheil, der sogleich für sie einnimmt, daß sie in Masse heißen das schöne Geschlecht und das fromme Geschlecht. Sie heißen aber auch das schwache Geschlecht — und deshalb sind ihnen Schleier höchst nothwendig."

„Gewiß!" versetzte Teutleben: „eine ganze Welt von Neid, von Eifersucht, von Frivolität, von Bosheit, kann hinter diesem Schleier sich verbergen."

„Aber Wilibald! . . . . aber Theoderich!" rief schreckenvoll die Gräfin, „was fällt Euch ein, um hier vor unseren Ohren solche haarsträubende Ansichten zum Besten zu geben."

„Laß sie reden, Mama!" sagte Philiberte spöttisch, „Papa scherzt ja nur, und Theoderich wird wohl wissen, weshalb er so spricht."

Sie warf einen halben Blick auf Leonilla, die zerstreut mit ihrem Fächer spielte und an ganz andere Dinge zu denken schien, als die waren, die man eben verhandelte. Plötzlich warf sie die Frage auf:

„Wann findet Deine Hochzeit statt, Rüdiger?"

„Das weiß ich nicht . . . . davon war noch nicht die Rede . . . . Adriane ist kaum sechszehn Jahre alt."

„Hat nichts zu sagen, Rüdiger!" versicherte der

Graf: „zu Ende des Sommers, wenn Weißenhof vollständig eingerichtet sein wird, kann die Hochzeit statt finden.“

„So schnell wird sich das schwerlich machen, Rüdiger,“ sagte die Gräfin: „aber gewiß im Spätjahr.“ — —

Bald darauf gingen Graf und Gräfin Euben auf's Land. Leonilla blieb in der Stadt, denn der Arzt hatte erklärt, der Mai sei so rauh in Waldenhausen, daß Edwin besser thue noch einige Zeit in der Residenz zu verweilen, wo seine Wohnung weniger dem Sturme ausgesetzt sei, als in dem auf einer Hochebene gelegenen, weitläufigen Schlosse. Leonilla hatte mehr und mehr einen Widerwillen gegen das Landleben, das ihr so wenig Zerstreuung bot. Die Geschäfte gingen ihren richtigen und ruhigen Gang, denn sie hatte verstanden tüchtige Beamte anzustellen. Die Veränderungen und Einrichtungen, die sie getroffen hatte, bewährten sich und bestanden fort. Sie konnte nicht alle sechs Monate etwas Neues herstellen, mochte es auch nicht, weil sie sah, daß das Bestehende zweckmäßig sei. So fehlte ihr denn eine äußere Thätigkeit, durch welche sie, in Ermangelung einer höheren Auffassung, im Stande gewesen wäre die drückende Oede ihres Lebens zu ertragen. In der Stadt gab es mehr Menschen, mehr Verkehr, mehr Zerstreuung, mehr Betäubungsmittel — ja, mehr Intriguen. Das Letztere gestand sie sich nicht

ein; sie nannte es: mehr Interessen. Sie wollte wissen, wie Rüdiger im tiefsten Herzen gesinnt sei; wissen, wie Philiberte sich benehmen werde, wenn Herr von Fleuranges fortgehe; — und dazwischen tauchte immer wieder jener Geistliche vor ihr auf, jener Osorio, der sie anzog und dem sie doch so tief abgeneigt war. Für Edwin war es vollkommen einerlei, wo er sich aufhielt. Er war eben jetzt sogar weit lieber in der Stadt, denn wie hätte er seine Canarienvogelhecke, wo die Weibchen just brüteten, verlassen oder wie hätte er sie transportiren sollen.

Rüdiger hatte sich in der letzten Zeit ganz fern von Leonilla gehalten und nur bei seinen Eltern sie gesehen. Auch seine Schwester besuchte er fast gar nicht. Ihre traurige Ehe that ihm weh und er beklagte sie von Herzen; aber, so gründlich zuwider sein Schwager ihm war, konnte er sich doch nicht verhehlen, daß schwerer Tadel mit Recht Philiberte treffe.

Diese war nicht zu bewegen gewesen die Stadt zu verlassen. Sie schützte die zarte Gesundheit ihres Sohnes vor, der die Luftveränderung noch nicht vertrage. Um ihren Bruder und um Adriane bekümmerte sie sich nicht im mindesten. Theoderich machte eine Geschäftsreise nach London. Sie war allein und hatte für Nichts Sinn, als für ihre persönlichen Beziehungen. Von der ganzen Familie war Niemand glücklich, ausgenommen Rüdiger. Sein Leben war äußerlich nicht

verändert. Er saß häufig in der Gemäldegallerie neben Jazinta's Staffelei, aber es erwachten auch wieder Gedanken und Lust und Liebe für die Malerei in ihm; er entdeckte mit Vergnügen, daß sein Talent nicht abgestorben sei; er entwarf Skizzen, er machte Zeichnungen, er trug in seiner Phantasie Keime, die sich zu Bildern entwickeln und gestalten sollten. Es war wieder Leben da — Lebensmuth, Lebenskraft. Er kam sich selbst vor wie Jemand, der von einer Todeskrankheit genesen ist .... Freilich noch nicht ganz. Das fühlte er — und mit Schmerz: Oft fragte er sich heimlich. Wo ist mein Glaube geblieben? .... Er ist dahin! .... alles Andere kann wiederkommen .... nicht der Glaube. Er ist unverträglich mit sündiger Leidenschaft. Eines von beiden muß weichen .... sie oder er .... und ist er gewichen, so ist er eine ausgebrannte Sonne, welche die Seele nicht erwärmt, nicht erleuchtet und keinen Stoff mehr bietet, um auf's Neue entzündet zu werden. Dieser Punkt ist in mir abgestorben. Die Liebe muß ihn bedecken. — — Kam er am Abend zu Adriane, fand er sie so frisch, so froh, so unbefangen glücklich, daß er die Klagen und die Vorwürfe seines Gewissens vergaß und sich ganz dem Glück hingab, dies junge Herz gewonnen zu haben, in welchem die Liebe ein so reizendes Gepräge von Kindlichkeit mit Jungfräulichkeit — und von Zärtlichkeit mit Zurückhaltung gemischt trug. Mit Jazinta unter

vier Augen sprach er zuweilen, wenigstens andeutend, von seinem Seelenzustand. Sie suchte ihn zu ermuthigen.

„Es kommen Stürme über die Jugend," sagte sie, „es kommen wilde, brausende Tage für manche junge Männer, wo sich die höheren Seelenkräfte — und die höchste ist der Glaube — nicht nach Gebühr geltend machen. Es sind traurige Zeiten. Das Leben in uns und außer uns ist dann wie ein wogendes tobendes Meer, dessen Wellen uns über dem Kopf zusammen schlagen. Man hört nichts, man sieht nichts, man ist betäubt von dem furchtbaren Tumult, man fühlt sich schon hinab gerissen in den Strudel" . . . — —

„Und man geht unter!" rief Rüdiger schmerzlich.

„Nein, man taucht wieder auf. Nur etwas Vertrauen auf himmlische Hilfe, nur etwas guter Wille um sie zu benutzen — und siehe da! aus den Wolken kommt die rettende Hand und reißt Denjenigen empor, der schon am Ertrinken war. Er schöpft Athem, er sammelt seine Kräfte, er treibt nicht mehr hinaus in den Ocean der schrankenlosen Leidenschaft, er kehrt um und schwimmt zurück zur Küste — und möge die Brandung auch noch so gewaltig sein und ihn zurückschleudern, einmal, zehnmal — nur getrost! nur nicht den Muth verlieren! er erreicht schließlich das sichere Ufer, denn Gottes Barmherzigkeit verläßt nicht den armen Menschen, der sich aus seiner Verblendung und

Verkehrtheit herausreißen will. Wenden Sie sich an diese unermeßliche Barmherzigkeit . . . . und beten Sie."

„Ich hab' es verlernt," seufzte er.

„Sie werden es wieder lernen," antwortete sie tröstend: „ist der Mensch sehr glücklich oder sehr unglücklich, so findet er in seinem Herzen das Gebet."

„O, ich bin glücklich im Besitze von Adrianens Liebe . . . . allein ich zittere vor dem Gedanken, daß sie sich von mir abwenden würde, wenn mein Inneres ganz offen vor ihr wäre . . . . und das schmerzt."

„Ja, lieber Graf, ohne Schmerz lebt der Mensch nicht, der irgend etwas zu bereuen hat. Den Schmerz müssen Sie hinnehmen als das Feuer, das aus dem Gold Ihrer Seele das unedle beigemischte Metall hinwegbrennt. Adriane braucht aber von diesem Läuterungsproceß nichts zu wissen, denn fremd ist ihr das, was ihn hervorgerufen hat, was ihn nothwendig macht. Sie muß in ihrer Unbefangenheit verbleiben, und Sie werden sich durch Adrianens Einfluß ganz allmälig zurecht finden und das errungene Gut des Glaubens als einen Stral vom Himmel besitzen, der jedes Glück und jeden Schmerz verklärt."

Adriane drang fort und fort in Rüdiger er müsse malen; es sei ganz unerlaubt im Müssiggang dahin zu leben.

„Es ist recht traurig, daß Sie nicht gezwungen

zur Arbeit sind, daß Ihr Vater für Sie sorgt," sagte sie: „es gefällt mir gar nicht, wenn ein junger Mann nicht im Stande ist für sich selbst zu sorgen."

„So spricht auch mein Vater," versetzte Rüdiger lächelnd.

„Das freut mich!" rief sie froh: „sehen Sie meine Mutter. Welcher Fleiß, welche Arbeitsamkeit, welche Thätigkeit! wie viel Mühe und Anstrengung kostet es sie .... aber auch welche Befriedigung! Hätte ich nur irgend ein Talent um ihr zu helfen — es sollte meine größte Freude sein. Jetzt muß sie allein für sich und mich sorgen .... und Sie sind ein Mann und sorgen nicht einmal für sich selbst, das gefällt mir nicht."

„Ich fürchte immer, daß ich Ihnen nicht sehr gefalle," versetzte er.

„Da irren Sie sehr!" rief sie und ihr Auge leuchtete auf: „ich habe gesagt: das gefällt mir nicht. Diesen enormen Unterschied brauche ich Ihnen nicht zu erklären."

„Sie sehen, Adriane weiß sich zu rechtfertigen," sagte Jazinta.

„O, Mama, es wäre ja sehr traurig, wenn ich zu einer solchen Behauptung schweigen müßte," sagte Adriane eifrig.

„Besonders traurig für mich," setzte Rüdiger hinzu.



„Wer weiß, welche Zeiten uns bevorstehen,“ sagte Jazinta: „Wer weiß ob Sie, Rüdiger, nicht dereinst genöthigt sein werden, mit Ihrem Pinsel Ihr Brot zu erwerben.“

„Das wäre sehr traurig für Adriane, denn es würde buchstäblich bei dem Brot bleiben,“ sagte Rüdiger und lachte.

„Lachen Sie nicht,“ entgegnete Jazinta ernst: „Was steht denn fest von äußeren Dingen? Die schamloseste Willkür spottet jedes Rechts. Werden die Menschen geistiger Weise zu Heloten gemacht und ihrer höchsten Güter beraubt: so sehe ich nicht ein, weshalb eine Beraubung an Geld und Gut nicht für zweckmäßig erachtet werden könnte, um mißliebige Persönlichkeiten zu vernichten, die sich als renitent gegen das aufgezwungene Helotenthum herausstellen. Und davon abgesehen! wie wird sich in früher oder späterer Zeit die Verletzung des Rechts rächen, welche die Machthaber der Welt an Denjenigen begehen, welche sie unterdrücken, weil sie wehrlos sind. Es wird auch einmal der Stärkere kommen, gegen den sie wehrlos sind — und der jetzt von ihnen lernt wie man zu terrorisiren und zu vergewaltigen, zu bestechen und zu erkaufen hat. Dieser gelehrige Schüler heißt Umsturz und seine Zeit wird kommen, wenn die Willkür alle Grundlagen der menschlichen Gesellschaft, allen Sinn für Pflicht und Recht, jeden positiven Glauben und jede Liebe für

Tugend und Wahrheit in den Seelen zerstört hat; — mit einem Wort, wenn sie an die Stelle Gottes einen beliebigen Popanz gesetzt hat. Diese Zeit können Sie erleben, mein Rüdiger! und wähnen Sie etwa, daß alsdann Ihres Vaters Schloß eine Veste sein wird, die der Umsturz nicht brechen kann? . . . Das wäre ein gewaltiger Irrthum! Halten Sie Ihren Pinsel nicht blos in Ehren, sondern auch in Uebung, denn wer kann sagen, wie bald Sie ihn nöthig haben werden."

„Wie sehen Sie schwarz in die Zukunft!" entgegnete Rüdiger ganz überrascht.

„Ich sehe das schwarz, was schwarz ist und das licht, was licht ist."

„Und was ist licht in Ihren Augen?"

„Die unterdrückte, gequälte, verfolgte, mißhandelte, heilige katholische Kirche."

Rüdiger schwieg. Adriane sah ihn an, als erwarte sie seine Zustimmung. Jazinta fuhr fort:

„Achthundert Bischöfe sind über unsern Erdball zerstreut: — achthundert Männer, die über die Erhaltung der Glaubenslehren zu wachen haben. Und diese Männer stehen jetzt so fest, so einmüthig für diese überlieferte Glaubenslehre beisammen, als ob sie ein Herz und einen Mund hätten — obschon sie dafür weder Ehren noch Ansehen, noch Reichthum, noch irgend einen weltlichen oder irdischen Vortheil zu erwarten

haben, sondern nicht Wenige von ihnen genau das Gegentheil. Sie zeugen für die göttlich offenbarte Wahrheit. Ein solches Zeugniß so einmüthig, so offen, unter solchen Umständen, drückt eine Gesinnung aus, die nicht von dieser Welt ist; und ist ein Phänomen, welches die Kirche bis jetzt nicht gesehen hat. Einst war unter dreizehn Aposteln ein Judas; jetzt ist Keiner unter achthundert ihrer Nachfolger. Mögen sie beharrlich sein! — Für uns aber geht von diesem Phänomen ein Glanz und ein Licht aus, wie von jener Feuersäule, welche einst die Kinder Israels durch die Nacht der Wüste leitete, so daß sie ihr ersehntes Canaan erreichten."

„Aber Millionen und Millionen wissen nichts von diesem Licht und wollen gar nicht nach Canaan. Also existirt dies Phänomen nicht für sie."

„Millionen und Millionen ahnten nichts von jenen vierzig Männern, die einst im Cönaculum beisammen waren. Und doch bekehrten diese Vierzig den Unverstand und besiegten den Widerstand der Welt. Sie hatten keine Soldaten um zu morden, kein Geld um zu erkaufen, keine Tagespresse um zu corrumpiren — und sie blieben Sieger, weil sie für die göttliche Wahrheit Zeugniß ablegten, und weil diese ihnen göttlichen Beistand gewährte. Die heidnische Welt ging vor ihnen unter. Auf diesem Punkt des Kampfes stehen wir auch jetzt wieder, und die Mächte der Welt und der

Unterwelt führen ihn gemeinsam mit äußerster Wuth gegen die göttliche Wahrheit. Wo aber Krieg ist, da ist Gräuel — diesen haben wir ringsum vor Augen. Was schwarz ist, nenne ich nicht rosenroth."

„Wie glücklich bin ich!" rief Rüdiger; „ich sehe Adriane — und die ganze Zukunft ist rosenroth."

Adriane lächelte und Jazinta sagte: „Jugendtraum!"

Zweites Kapitel.

Theoderich kannte Leonilla, als er ihr einst sagte: sie wolle nicht Dasjenige verlieren, was sie als ihr eigen betrachte. Im Allgemeinen hat Jedermann diese Ungeneigtheit und sie ist innerhalb gewisser Schranken ganz berechtigt. Leonilla aber griff weit über diese Schranken hinaus und betrachtete es als ihr Recht nach Belieben zu herrschen, zu beherrschen, zu unterwerfen, festzuhalten oder nicht — je nachdem eine Stimmung, eine Aufwallung, eine Leidenschaft sie so oder anders ergriff und anregte. Sie war für sich selbst Mittelpunkt ihres Lebens. Die traurige Ehe, welche sie unter dem Druck äußerer Verhältnisse geschlossen hatte und deren Joch sie widerwillig trug, berechtigte sie — ihrer Ansicht nach — Ersatz zu suchen, wo und wie er zu finden sei. Nichts Böses wollte sie thun — das war selbstverständlich. Aber der Mensch, der sich zu seinem eigenen Götzen macht, hat für gut oder böse nur den dehnbaren Maßstab, den seine Selbstsucht ihm reicht; den objectiven, unveränder-

lichen, der nach den göttlichen Geboten abmißt — den hat er nicht. Und Leonilla hatte ihn auch nicht. Sie maß mit ihrem Egoismus die Verhältnisse und die Dinge ab. Was ihr zusagte, ihr gefiel, ihren Ansichten entsprach, das fand sie recht und richtig. Was ihr mißbehagte, lästig oder ihr widersprechend war, das nannte sie verkehrt und falsch. Dieses suchte sie hinweg zu räumen, zu beseitigen, zu unterdrücken, Jenes — zu benutzen oder sich zu eigen zu machen, so weit es möglich war und in ihren Lebenskreis paßte. Wie sie aber auch Menschen und Dinge und Verhältnisse im beständigen Hinblick auf ihr Ich behandelte, sie kam zu keiner Ruhe, zu keiner Zufriedenheit. Sie fand alle Menschen glücklicher als sie selbst war, und das erfüllte sie mit namenloser Bitterkeit, mit tiefem Groll gegen ihr Schicksal. Diese unbedeutende Lydia, diese leichtsinnige Philiberte hatten wenigstens Augenblicke gehabt, in denen sie sich sehr glücklich fühlten; sie aber nie. Die Leidenschaft eines träumerischen Rüdiger, eines blasirten Theoderich konnte einen Augenblick ihre Eitelkeit befriedigen, doch nie sie glücklich machen. Und jetzt schien dieser Rüdiger zu erwachen, schien ein Mann zu werden, errang sich eine Braut, gewann seine Eltern für seine Wahl und vergaß gänzlich, daß eine Leonilla auf der Welt sei — weil er im Glück der Liebe schwelgte. — —

Leonilla und die Familie Enben bewohnten ein

und dasselbe Haus. Im Euben'schen Stockwerk hatte Rüdiger einige Zimmer, welche in einem Flügel lagen, der in den Garten hinein ging. Das letzte dieser Zimmer hatte er zu seinem Atelier gemacht, hatte eine Staffelei aufgestellt und er begann wieder sich dort aufzuhalten.

Dort befand er sich eines Morgens, als man an die Thüre klopfte und zu seinem grenzenlosen Erstaunen Leonilla eintrat. In den Tagen, da er die Druidin malte, hatte sie zuweilen sein Atelier besucht; seitdem nicht — und jetzt kam sie ganz unerwartet. Was wollte sie? . . . . so fragte sich Rüdiger heimlich, während Leonilla unbefangen sagte:

„Ich muß Dich einmal ungestört sprechen, Rüdiger. Ich habe stets zu viel Theilnahme für Dich gehabt um nicht zu wünschen, daß es Dir wohl gehen möge, daß Du glücklich werden mögest. Dieser Wunsch, scheint mir, ist erfüllt; deshalb schmerzt es mich, daß Du Dich so ganz von uns zurückziehst. Wir wohnen unter einem Dache, Deine Eltern sind fort; — es wäre ganz in der Ordnung, wenn Du wenigstens Deine Mahlzeit bei uns nehmen wolltest. Du erwartest doch schwerlich eine feierliche steife Einladung?"

„Gewiß nicht! aber meine Speisestunde ist unbestimmt," entgegnete er kalt: „ich danke Dir für den gütigen Vorschlag."

Er saß vor seiner Staffelei und zeichnete mit

schwarzer Kreide einen Carton. Leonilla hatte sich ihm gegenüber gesetzt. Sie blickte ihn forschend an und fragte plötzlich:

„Weshalb von Mahlzeiten reden. Rüdiger, bist Du jetzt zufrieden? Hast Du die Uebereinstimmung der Gefühle, die Sympathie der Herzen gefunden, welche Dein schwärmerisches Gemüth begehrte? — Das möchte ich wissen, weil ich mir gar nicht ein weibliches Wesen vorstellen kann, welches Deinen Idealen, Deinen Anforderungen zu entsprechen im Stande ist. Die Wünsche des Menschen gehen immer viel höher, als die Erfüllung leisten kann. Wie sieht es denn jetzt damit bei Dir aus .... jetzt, da Du Dich für immer gebunden hast?"

„Ich danke Dir für Deine Theilnahme, Leonilla. Sei versichert, daß es sehr gut — in dieser Beziehung — bei mir aussieht. Besser denn je zuvor; denn ich weiß was ich will, und ich will was ich darf."

„Wohl Dir! Du bist Dir selbst klarer geworden, und das ist ein großer Fortschritt."

„Sagst Du dasselbe auch von Dir?"

„Ich kann es nicht sagen, Rüdiger! ich weiß zwar was ich will .... aber es ist mir unerreichbar .... ich will Zufriedenheit haben. Zuweilen gelingt es mir mich zu täuschen, und dann sage ich — und vielleicht denke ich es auch einen Augenblick — ich bin sehr zufrieden. Aber es ist nicht wahr! ich bin es nicht. Im Gegentheil! ich suche es zu werden .... ich suche

mich halbtodt und ganz müde . . . . ich weiß nicht mehr, wo ich suchen soll . . . . und ich kann doch nicht den Gedanken fassen, fort und fort in dieser Weise zu vegetiren und nie! nie zur Zufriedenheit zu gelangen! Es ist schauerlich mit Nichts und für Nichts in das Nichts überzugehen . . . . aus der Welt von Schatten in die Schattenwelt."

Wenn Leonilla in dieser Weise ihr Schicksal beklagte, fühlte Rüdiger stets die tiefste Theilnahme für sie. Dies hatte ihm jedoch so viel Leid bereitet und in solche Seelenqualen gestürzt, daß er sich dagegen durch die Erinnerung waffnete und mit Kälte erwiederte:

„Wer entschlossen ist seine Pflicht zu thun und alle Opfer zu bringen, welche sie erheischt, lebt in der Wahrheit. Die Pflicht verachten und das Opfer scheuen — daraus kann keine Zufriedenheit hervorgehen, denn es ist eine Widersetzlichkeit gegen die menschliche Bestimmung."

„Du redest, als ob Du der Herr Deiner Bestimmung wärest, und als ob Du sie nach Deinen Bedürfnissen einrichten könntest. Schwärmerische Seelen haben eine Art von Leidenschaft für das Opfer" . . . . —

„Während andere Seelen verlangen, daß man ihnen Opfer bringe."

„Kann sein! aber sprich! weshalb soll der Mensch sich opfern, wenn dies Opfer ihn nicht glücklich macht?"

„Wenn die Pflicht es gebietet, muß er es thun.“

„Die Pflicht! das ist ein Wort wie Kautschuk! man kann daraus nützliche Dinge anfertigen, Spielereien, Fratzenbilder! . . . Wer sagt mir was Pflicht sei!“

„Das Gewissen — und das göttliche Gesetz, mit welchem das Gewissen in Uebereinstimmung ist.“

„Ah! . . . Du bist fromm geworden.“

„Weil ich vom Gewissen spreche!“ rief er mit großer Bitterkeit.

„Im Zusammenhang mit einem göttlichen Gesetz — ja, Rüdiger! denn daraus geht hervor, daß Du den Menschen in Abhängigkeit von einer überweltlichen Ordnung annimmst.“

„Zu dieser Abhängigkeit bekannte sich die ganze antike Welt und ich glaube nicht, daß Christen mich deswegen fromm nennen würden.“

„Die moderne Welt denkt anders als die antike und die mittelalterliche. In jener herrschten die Götter; in dieser herrschte ein Gott. Immer aber herrschten anstatt der Götter und des Gottes — Menschen: die Priester. Die moderne Welt ist zum Bewußtsein über eine Auffassung gekommen, die einerseits der reichen Phantasie jugendkräftiger Völker — andererseits den Herrschergelüsten einer bevorzugten Kaste entsprang und entsprach. Sie glaubt nicht mehr an Gottheiten, die sich gleichsam unter Vormundschaft jener Kaste stellen und durch dieselbe sich mittheilen; — nicht an die

Eleusinischen Geheimnisse und nicht an das Geheimniß des Meßopfers. Die moderne Welt ist nüchtern und klar, wie es sich geziemt für das edle Mannesalter der Menschheit. Sie verwirft eine außerweltliche Gottheit. Sie verwirft auch den Pantheismus: die Gottheit im All. Für sie ist der Mensch abhängig von seiner Selbstbestimmung, von den Gesetzen der Natur und von den Staatsgesetzen, in deren Sphäre er lebt und denen er sich unterwirft, weil die Cultur nicht den Zustand einer wilden gesetzlosen Horde zuläßt. Unter dieser Dreiheit — Naturgesetz, Selbstbestimmung, Staatsgesetze lebt er, sucht er den entsprechenden Spielraum für sein Leben, unterwirft er sich dort, wo seine Vernunft ihm sagt, daß er sich unterwerfen müsse, um eine gewisse äußere Ordnung aufrecht zu halten. In diese Welt, Rüdiger, passen Deine Ansichten durchaus nicht hinein."

„Das ist möglich, Leonilla! ich wünsche auch gar nicht, mich dieser modernen Weltanschauung anzupassen, denn wahrlich! sie macht den Menschen weder glücklich noch gut — sondern sehr elend."

„Bin ich elend!" rief sie zürnend.

„Wer unglücklich und böse ist, der ist elend . . . . und man wird es durch eine schrankenlos gehandhabte Selbstbestimmung, welche überall an die starren Schranken anprallt, welche das eiserne Naturgesetz und dürre Staatsgesetze ziehen. Zwischen einer solchen Maschi-

nerie, welcher er trotz seines Rechtes der Selbstbestimmung nicht entfliehen kann, wird der Mensch zermalmt .... aber zuvor wird er rasend oder blödsinnig vor Schmerz, vor Zorn, vor Uebermaß seiner unfruchtbaren Anstrengung."

„Wenn Du ein Prophet meiner Zukunft sein willst, so solltest Du Dich etwas verbindlicher ausdrücken," sagte sie spottend.

„Ich spreche im Allgemeinen und dachte nur an mich selbst," versetzte er. „Legt sich nicht der Gedanke an Gott zwischen das Streben des Menschen und das Räderwerk des Lebens: so ist der Mensch weder glücklich noch gut. Dabei bleib' ich."

„Bist Du denn wieder der gläubige Christ geworden, der Du früher gewesen bist?" fragte sie gespannt.

„Wollte Gott, daß ich Ja sagen dürfte!" versetzte er traurig.

„Es wäre ein unerhörter Rückschritt!" rief sie heftig: „Jetzt befindest Du Dich im vollen Tageslicht und Du könntest wieder hinabsteigen in die Höhle der Finsterniß, die den Menschengeist bedrückt, ihn dumpf und eng macht! Nein, Rüdiger! daß Du in der Knechtschaft des Glaubens gewesen bist, war zu entschuldigen durch Deine Erziehung. Aber .... ihr entronnen zu sein und dann freiwillig die Sclavenketten wieder annehmen — nein, Rüdiger! unerhört und unverzeihlich wäre das für ein denkendes Wesen! Wer hat diesen

erbärmlichen Einfluß auf Dich? etwa Deine schöne Braut?"

„Nein, Leonilla."

„Oder deren Mutter, die weise Frau? Vielleicht sogar . . . . Rüdiger, verzeih' mir den Verdacht! sogar . . . . dieser Caplan Osorio!"

„Ich kenne ihn nicht, Leonilla."

„Nun, wer ist es denn?"

„Meine Vernunft und mein Gewissen."

„Es gab eine Zeit," sagte sie langsam und mit Nachdruck, „wo diese eine andere Sprache führten — oder schwiegen."

„Ja! ich hab' es nicht vergessen!" entgegnete Rüdiger mit ruhiger Entschlossenheit und blickte ernst in Leonilla's Augen: „das war zur Zeit, als ich unter dem unheilbringenden Einfluß einer Zauberin stand . . . . welche Leidenschaft heißt und die ich mühsam, sehr mühsam besiegte."

„Und jetzt zieht eine andere Leidenschaft Dich in eine andere Richtung hinein. Du wärest in der früheren geblieben ohne Adrianens Dazwischenkunft."

„Ich wiederhole Dir, daß meine Vernunft und mein Gewissen nicht im Einklang mit jener Zauberin und mit der Richtung waren, welche sie mir gab . . . . und zwar bevor ich Adriane kannte."

„Ich habe Dich diesen Winter noch unter dem Zauber gesehen."

„Ja .... aber in widerstrebender Unterwerfung."

Leonilla stand auf und sagte lachend:

„Schau', Rüdiger, ich hab' es immer Dir gesagt und immer gewünscht, Du müßtest ein vernünftiger Mensch werden: dann könnten wir gute Freunde werden. Du bist jetzt auf dem besten Wege, trotz einiger Excentricität, die nun einmal zu Deiner Eigenthümlichkeit gehört und mit der ich folglich Nachsicht habe .... so wie Du mit meiner Eigenthümlichkeit Nachsicht haben mußt. Sei also nicht so menschenscheu, laß Dich sehen .... das freut mich und zerstreut Edwin, den armen .... wenn auch die Hecke der Canarienvögel ihn ungemein in Anspruch nimmt."

Sie ging im Zimmer umher und besah Alles, was da stand und lag, Zeichnungen, Farbenkasten, Gypsabgüsse von Köpfen, Armen, Beinen, ein Todtenkopf, ein Skelett, das mit einem türkischen Teppich behängt war. Als sie diese Decke aufhob rief sie:

„Hu! .... gräßlich! daß dies unser Ende sein muß .... gräßlich."

„Noch weniger als dies, Leonilla! ein wenig Staub."

„Und dafür lebt man! .... und dafür leidet man .... es ist über die Maßen gräßlich ein Leben zu lieben, das unwiderruflich so endet .... ein Gerippp."

„Mir scheint, unsere heftige Liebe zum Leben beweist

uns, daß in diesem Leben ein Etwas sein muß, das nicht mit dem Geripp endigt," sagte Rüdiger.

„Ganz das Gegentheil!" rief Leonilla: „weil es so ungeheuer vergänglich ist, haben wir eine wahre Leidenschaft es zu genießen nach allen Richtungen. Das alte Volkslied: „Freut euch des Lebens" — hat den richtigen Ausdruck dafür gefunden: „Pflücket die Rose, eh' sie verblüht." Wir lieben am meisten Das, was wir nicht mit aller Sicherheit besitzen. Der Mensch ist ein solches Kind der Vergänglichkeit, daß diese ihn mehr entzückt, als das Dauernde."

Alles was sie sagte hatte einen Anhauch von Schwermuth.

„Was ist das für ein wunderschöner Kopf?" fragte sie und zeigte auf den Gypsabguß eines Antinouskopfes: „Hat je ein Mensch ihn auf seinen Schultern getragen?"

„Vielleicht hat die Kunst den Antinous idealisirt, als Kaiser Hadrian diesen seinen Lieblingssclaven unter die Götter versetzen ließ, als er im Nil ertrank. Die Lotusblume über der Stirne deutet diesen Tod an, und die Stadt Antinoe in Egypten sollte den Namen des schönen Sclaven verewigen."

„So schön zu sein, ein Sclave zu sein und in blühender Jugend zu sterben . . . . o, welch' melancholisches Schicksal!" rief Leonilla und ihre Stimme zitterte; doch sie riß sich mit Anstrengung auf und setzte hinzu: „Da siehst Du, Rüdiger, was die Mensch-

heit schon für Gottheiten gehabt hat. Die Laune eines Kaisers und die Schönheit eines Sclaven — und der Gott ist fertig, hat Tempel und Priester . . . . bis er durch einen andern Gott entthront wird. Neben dem Tempel des Antinous hat vielleicht eine christliche Kirche am Nil gestanden und jetzt sind beide verschwunden vor der Moschee des Muselmannes. Der Cultus der Götter ist etwas sehr Wechselvolles, Rüdiger. Man muß sich nicht unbedingt ihm hingeben."

Sie lachte und sagte darauf:

„Also heute erwarte ich Dich zum Speisen, um fünf Uhr. Adieu."

Sie verschwand und ließ Rüdiger ganz bestürzt zurück. Was fiel ihr ein? was wollte sie? wollte sie nichts weiter, als sich einmal aussprechen? wollte sie wieder Einfluß auf ihn gewinnen? Seine alte Abneigung gegen sie tauchte wieder auf. Aber er folgte ihrer Einladung.

Edwin kam ihm höchst erfreut entgegen und sagte:

„Bleibst Du auch hier, Rüdiger? wir bleiben wegen der Canarienvögel."

„Hast Du sie so gern, lieber Edwin?"

„Ungeheuer gern! Noch lieber wäre mir aber eine Papageienhecke."

„Die Papageien brüten nicht in Europa."

„Kann sein! hätte ich nur eine Papageienhecke, so brüteten sie ja."

Edwin sprach von Canarienvögeln und Papageien, wenn er überhaupt sprach. Leonilla sprach von allen Göttern und allen Götterlehren, die je Eingang bei den Menschen gefunden hatten. Die Edda und der Buddhaismus, der Druidendienst der Galen und der Feuerdienst der Perser, — Alles zog sie herbei um zu beweisen, daß jedes Volk und jede Epoche Gottheiten und deren Cultus gehabt habe; daß aber stets diese Gottheiten mit der Zeit verschwunden wären, und daß die Menschheit unserer Tage, durch Erfahrung belehrt und durch wissenschaftliche und philosophische Studien gebildet, zu einer geistigen Reife gekommen sei, welche die Fictionen der Phantasie und des blinden Glaubens nicht mehr ertragen könne."

„Das überweltliche Wesen, das man Gott nennt, gehört zu diesen Fictionen," sagte sie zum Schluß: „Die Menschheit besteht ohne ihn; denn aus Trieben der Natur ist der Mensch hervorgegangen, den Gesetzen der Natur ist er unterworfen. Im Uebrigen aber ist er sein eigener Gesetzgeber und er würde auch sein eigener Beseliger und Beglücker sein, wenn das in dieser ärmlichen Welt möglich wäre. Er versucht es, ja! er strengt alle seine Kräfte an, um es zu werden .... er bringt es aber nicht weit .... denn das Leben ist dürftig und gewährt gar wenig. Der Mensch aber begehrt unendlich viel."

„Sage lieber: der Mensch begehrt Unendliches," entgegnete Rüdiger.

„Dann ist er ein Thor!“ rief Leonilla. „Hat er das Endliche, das er begehrt, so fallen ihm die Träumereien von Unendlichkeit nicht ein. Diese sind eine Fiction derjenigen Leute, die sich mit allerlei Einbildungen über die unvollkommene Wirklichkeit trösten wollen. Alles ist endlich.“

„Der Glaube spricht anders.“

„Ja, der angelernte Glaube. Kannst Du denn diese Kinderschuhe wieder anziehen.“

„Wenn ich es thäte, was kümmert es Dich?“

„Es würde mir sehr wehe thun, Deinen geistigen Selbstmord erleben zu müssen.“

„Vielleicht wäre das, was Du Selbstmord nennst, eine Auferstehung.“

„Wir verstehen einander gar nicht!“ rief Leonilla ungeduldig. „Du legst meinen Worten einen andern Sinn unter und Deine Worte haben für mich keine Bedeutung. Laß uns von Papageien und Canarienvögeln reden; — das freut Edwin und der Doctor hat auch mehr Interesse für naturhistorische Gespräche, als für philosophisch religiöse. Nicht wahr, Herr Doctor?“

„Verzeihen Sie, Frau Baronin, ich habe heute gar kein Interesse für irgend ein Gespräch,“ erwiederte der Doctor.

„Aber nehmen Sie sich doch nicht diesen Tod zu Herzen,“ sagte Leonilla.

„Wer ist gestorben," fragte Rüdiger.

„Der gute Schloßcaplan zu Waldenhausen. Vorhin kam das Telegramm," antwortete der Doctor niedergeschlagen.

„Der gute Caplan!" rief Rüdiger.

„Man muß ihn ersetzen durch einen gebildeten Mann, wo möglich durch einen Anhänger der neuen Secte," sagte sie.

„Den Gedanken laß fahren!" rief Rüdiger: „dergleichen Individuen schickt der Bischof nicht."

„Diese Abhängigkeit von der Ansicht eines Bischofs hat etwas Empörendes für die menschliche Vernunft!" versetzte sie.

„Der gute Caplan!" sagte Edwin.

„Ja, gut mag er gewesen sein!" antwortete sie sehr ungeduldig: „selten aber ist mir ein Mensch so unsympathisch gewesen, und eine zweite Auflage dieser Sorte will ich durchaus nicht unter meinem Dache haben. Ich lasse mir nicht den Ersten Besten in's Haus schicken."

„Ich auch nicht!" versicherte Edwin, um sein gutes Einvernehmen mit Leonilla auszusprechen.

„Vielleicht könnten wir den Caplan Osorio bekommen," sagte sie nachdenkend.

„Wer ist das? Du nennst ihn heute zum zweiten Mal," sagte Rüdiger erstaunt.

„Wer soll er sein? ein Caplan bei St. Sylvester

ist er .... ich habe ihn bei Deiner künftigen Schwiegermutter getroffen und etwas mit ihm disputirt. Das habe ich gern."

„Ja, das wissen wir Alle!" sagte Rüdiger lächelnd.

„Nur schade, daß höchst selten ein Sieg auf die Disputation folgt," sagte sie ebenfalls lachend: „die Leute hängen allzu fest an ihren Irrthümern! Ein kleiner Einfluß — mehr ist nicht zu gewinnen." —

Rüdiger war aber fest entschlossen, ihr auch diesen nicht zu gestatten. Aber er versprach ihr nicht länger den Menschenhasser zu spielen — wie sie neckend sagte.

Drittes Kapitel.

Durch den Tod des Schloßcaplans, der sehr schnell in Folge einer Brustentzündung erfolgte, war plötzlich Leonilla's Interesse auf ein anderes Gebiet versetzt. Es stand fest in ihrem Sinne, daß Caplan Osorio dessen Stelle einnehmen müsse. Er hatte ihr gesagt, wenn er ihr dienen könne, sei er bereit wieder zu ihr zu kommen. Sie schrieb ihm ein paar Zeilen und bat um seinen Besuch. Es kam die Antwort zurück, er sei unwohl und der Arzt lasse ihn noch nicht ausgehen. Acht Tage vergingen, die Leonilla's Ungeduld und Spannung sehr erhöhten. Endlich kam er. Sie hatte Lust ihm Vorwürfe zu machen. Er sah aber so leidend aus, daß sie es denn doch unterließ.

Sie ging sogleich auf die Sache ein, und entwickelte ihm ganz genau den Stand der Dinge, die Verhältnisse und die Stellung des Geistlichen in Waldenhausen. Dann fragte sie, ob er geneigt sei diese Stelle anzunehmen. Osorio erwiederte, er denke nicht daran seine Stelle bei St. Sylvester zu verlassen.

„Aber hätten Sie nicht Lust zu der bequemeren Stelle in Waldenhausen.“

„Nicht die mindeste, gnädige Frau.“

„Aber Sie müssen sich hier übermäßig anstrengen, halbtodt arbeiten . . . . dort gar nicht.“

„Ich scheue keine Arbeit, gnädige Frau, und der Platz, auf den meine Vorgesetzten mich stellen, ist für mich der rechte.“

„Gesetzt den Fall, man wiese Ihnen den Platz bei uns an, so würden Sie ihn annehmen.“

„Im Gehorsam immer.“

„Ich sollte meinen — gern.“

„Bereitwillig, gnädige Frau.“

„Ich sage Ihnen, es ist ein Platz auf dem Sie sehr viel Gutes thun, viel Veraltetes abstellen, viel Neues und Besseres einführen können. Unter dem verstorbenen Caplan, der im vorgerückten Alter und von schwachem Charakter war, hat sich eine Masse von altem Gerümpel angesammelt, Andachten, Bittgänge, was weiß ich! die Sie beseitigen könnten. Das wäre für die ganze Gegend, nicht blos für die Schloßbewohner, eine große Erleichterung und ein großer Zeitgewinn; — auch für Sie. Ich würde sehr glücklich sein, wenn ich dazu beigetragen hätte, daß ein junger frischer Geist die stagnirenden Elemente durchwehte. Und deshalb meine ich, dieser Platz müsse Ihnen hoch willkommen sein.“

„Er wird auch seine Schattenseiten haben, gnädige Frau."

„Das versteht sich, denn er ist nicht auf einem andern besseren Stern, sondern auf unserer elenden Erde. Dennoch überwiegen die Lichtpunkte, denn Sie sind frei von einer Menge langweiliger Verrichtungen — weil das Schloß keine Pfarrei ist — und Sie können über Ihre Zeit und Ihre Beschäftigungen verfügen."

Osorio verbeugte sich schweigend.

„Vielleicht würde es Ihnen sogar gelingen, mich zu Ihrem Glauben zu bekehren," setzte sie lächelnd hinzu.

„Eine Bekehrung ist die Sache Gottes, nicht das Werk eines armen Priesters, gnädige Frau."

„Nennen Sie es wie Sie wollen! Bis ich bekehrt sein werde — und das wird nicht schnell gehen — bleibe ich bei meiner Auffassung und bei meiner Art sie auszudrücken."

„Erlauben Sie mir die Frage, gnädige Frau: wünschen Sie diese Bekehrung?"

„Ich antworte Ihnen ganz aufrichtig: Nein! durchaus nicht."

„Wünschen Sie, als Gutsherrschaft, daß das Volk in seinem katholischen Glauben recht befestigt, angefeuert und für ihn begeistert werde?"

„Nein, durchaus nicht! ich verabscheue solche fanatische Anhänglichkeit an irgend eine Glaubenslehre."

„Dann, gnädige Frau, ist es mir ganz unbegreiflich, weshalb Sie wünschen eine Geistlichen in Ihrer Nähe zu haben, von dem Sie wissen, daß er jene fanatische Anhänglichkeit besitzt."

„Weshalb ich es wünsche?" sagte Leonilla nachdenkend, denn sie wußte es selbst nicht genau: weshalb? . . . . — „Ja, sehen Sie, ich denke im Punkt des Fanatismus steht jeder sogenannt fromme katholische Priester auf einer und derselben Stufe — und Sie besitzen denn doch so viel Bildung, daß Sie in Ihrem Fanatismus nicht so weit gehen, um Leute zu verdammen die anders denken und Anderes glauben als Sie."

„Kein katholischer Priester verdammt irgend Jemand, gnädige Frau."

„Aber nach Ihrem Glauben gibt es doch Verdammte?"

„Ewig Unselige — ja, gnädige Frau."

„Nun also — wer verdammt sie zur ewigen Unseligkeit?"

„Sie thun es selbst! sie schließen sich freiwillig aus von Gottes Gnade in der Zeit, und von seiner Herrlichkeit in der Ewigkeit."

Leonilla schlug die Hände zusammen und rief:

„Welch ein System von unbegreiflichen Lehren und Anschauungen müssen einem solchen Schluß vorhergehen!"

„Diese Lehren, gnädige Frau, werden Sie doch ohne Zweifel im Religionsunterricht gehört haben.“

„Wer kann Alles behalten, was Lehrer vortragen! Ueberdies fehlt meinem Kopf das Organ der Frömmigkeit .... und mir scheint, es fehlt auch meinen Eltern!“ rief Leonilla und lachte; — dann setzte sie ernst hinzu: „Besonders gern würden Sie nicht zu uns kommen, das sehe ich.“

„Ich habe hier einen Wirkungskreis, der mir theuer ist“ .... —

„Und der Ihre Gesundheit untergräbt! Es ist ja heldenmüthig so etwas zu lieben.“

„Unser Leben gehört Dem, der es gegeben hat, gnädige Frau: unserem Schöpfer.“

„O, nur nicht dergleichen Phrasen!“ rief sie mit einem Ausbruch von Ungeduld.

„Ich sage was ich denke, gnädige Frau,“ entgegnete er sanft.

„Können Sie denn nie Ihre Gedanken verschweigen.“

„Doch: sobald kein Grund vorliegt um zu sprechen.“

„Ist es ein Grund zum schweigen, wenn ich Ihnen sage: dies oder das verdrießt mich.“

„Je nach den Umständen, gnädige Frau. Aber die Wahrheit darf man nie verletzen.“

„Kennen Sie meinen Vetter, Graf Rüdiger von Euben?“ fragte sie plötzlich.

„Nein, gnädige Frau."

„Aber seine Braut, Fräulein Adriane Sisania?"

„Ich habe sie ein paarmal gesehen."

„Sie ist eine glühende Katholikin, nicht wahr? und wohl im Stande einen Mann zu ihrem Glauben zu bekehren, der nicht sehr feste Grundsätze hat, nicht wahr?"

„Das weiß ich nicht, gnädige Frau. Sie ist täglich mit ihrer Mutter zur heiligen Messe in St. Sylvester und empfängt einmal im Monat andächtig die heilige Communion. Ob sie versteht günstigen Einfluß auf Graf Eubens religiöse Ansichten zu üben, kann ich nicht beurtheilen. Bei ihrer großen Jugend ist ihr sehr zu wünschen, daß der Verlobte keinen Einfluß auf ihren frommen Sinn gewinne . . . . wenn er der Mann ist, den Sie so eben andeuteten."

Leonilla stand auf, ging zu ihrer Harfe, griff ein paar Akkorde und fragte:

„Sind Sie musikalisch?"

„Etwas, gnädige Frau!"

„Herrlich! Musik ist immer, besonders aber auf dem Lande, eine unaussprechlich angenehme Unterhaltung."

„Dazu eignet sich mein Instrument nicht sehr, gnädige Frau: es ist die Orgel."

„O, herrlich! Orgel und Harfe — das sind zwei Instrumente, welche der Geisterwelt angehören . . . . nicht der Salonwelt! und darum liebe ich sie."

„Sind Sie der Salonwelt abhold, gnädige Frau?"

„Ah, das ist eine Gewissensfrage!" rief sie: „ich sage nicht unbedingt Ja, denn ich bin zu sehr an ihre Zerstreuung und ihr Treiben gewöhnt; doch für meine Harfe ist sie mir zu profan. O," setzte sie mit einem Anflug von Trauer hinzu, „glauben Sie mir, man braucht nicht Priester zu sein, um zuweilen von einer Welt sich abzuwenden, die so viel Ungenügen und Bitterkeit uns bereitet und die uns Ueberdruß gewährt, ohne uns gesättigt zu haben. Und dennoch! dennoch! immer meint man wieder, es sei möglich Befriedigung zu finden . . . . und immer ringt man sich wieder müde nach ihr . . . . todtmüde."

„Sie liegt in der Entsagung, gnädige Frau," sagte Osorio voll Mitleid mit dieser so gefährlich umher irrenden Seele.

„Nein, das nicht!" rief sie heftig: „ich will Befriedigung . . . . und kann ich sie nicht haben, so will ich sie doch suchen — oder sterben."

„Suchen Sie, gnädige Frau! aber suchen Sie da, wo sie zu finden ist: nicht im Thal voll Nachtschatten und Wermuth" . . . . — —

„Dahin verweisen Sie mich, wenn Sie von Entsagung sprechen!" fiel Leonilla noch heftiger ein.

„Doch nicht, gnädige Frau! die Entsagung gibt Frieden und im Frieden kommt die Seele zu Klarheit und Licht."

„Aber um welchen Preis und für welches Ziel?“

„Für ein paar Tage voll Kampf und für die selige Ewigkeit.“

„Das ist nun einmal Ihre Idee: die selige Ewigkeit! ich möchte sie eine fixe Idee nennen.“

„In einem gewissen Sinne haben Sie ganz Recht: es ist die vorherrschende und feststehende Idee im Leben des Christen.“

„Aber nicht die meine.“

„Sie kann es werden, gnädige Frau.“

„Wünschen Sie es?“

„Ich wäre ein schlechter Priester, wenn ich es nicht wünschte.“

„Aber ich selbst wünsche es nicht.“

„Auch das kann sich ändern, gnädige Frau.“

„Sie sind sehr langmüthig und kein Zelot. Wir würden uns sehr gut mit einander vertragen, trotz unserer verschiedenen Ansichten über das, was jenseits des Grabes liegt, wenn Sie zu uns auf's Land kämen . . . . und da diese Versetzung für ihre geschwächte Gesundheit sehr heilsam sein wird: so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß dieselbe erfolgen wird, wenn wir uns an geeigneter Stelle darum bewerben.“

Osorio verbeugte sich schweigend.

„Das wird geschehen! es möge Ihnen lieb oder leid sein,“ sagte Leonilla. —

Osorio verließ sie mit dem festen Entschluß Caplan bei St. Sylvester zu bleiben. Leonilla beschloß genau das Gegentheil. Er ist ein sehr unbeugsamer Mann, aber nicht eigentlich hart — sprach sie zu sich selbst als Osorio fort war: Festigkeit mit Sanftmuth gepaart — was ist das für ein schöner Charakter! .... wie edel und wie ungeheuer selten! .... und den sollte ich bei einem katholischen Priester finden? .... bei einem unaufgeklärten, der ganz und gar in den Windeln seiner Dogmen zu liegen scheint! .... unerhört wäre das .... und unbegreiflich .... denn Blindheit des Geistes und knechtische Unterwürfigkeit der Vernunft sind unfähig einen edeln Charakter zu bilden. So ist er denn ein Räthsel .... eine Ausnahme .... Ich werde das ergründen, denn er kommt zu uns — das steht fest! .... Wäre nur der Onkel Euben hier, der alle Welt kennt und mit aller Welt ganz charmant ist .... also auch mit einem Bischof .... Aber er kann ja schreiben! — ich will mich nicht direct in die Sache mischen. — —

Bald darauf erhielt Caplan Osorio die Mittheilung von seinen Vorgesetzten, daß ihm die Schloßcaplanei zu Waldenhausen offen stehe, falls er eine minder mühevolle Stelle als bei St. Sylvester wünsche. Osorio lehnte dankbar den Vorschlag ab.

Leonilla war nicht wenig erstaunt über diesen Mißerfolg: Graf Euben hatte ihr die Antwort mitgetheilt,

die ihm auf sein Gesuch gegeben war; sie lautete freundlich und ganz willfährig — und trotz der Zustimmung der Vorgesetzten lehnte dieser Caplan Osorio den in jeder Beziehung vortheilhaften Vorschlag ab! — Sie war sehr erzürnt und besonders deshalb, weil sie sich wiederum durch ihn gedemüthigt fühlte. Eine solche Insolenz hatte gar keinen Namen! .... Aber was sollte sie thun, um ihren Willen durchzusetzen. — — Sie wußte es nicht. — Auf einmal kam Hilfe.

Rüdiger besuchte sie zuweilen, seitdem sie ihn in seinem Atelier besucht hatte. Er fand es am besten, möglichst unbefangen mit ihr zu verkehren. So war er denn auch jetzt zum Mittagessen bei ihr.

„Du hast einige Mal einen Caplan von St. Sylvester genannt, Leonilla," sagte er, „weißt Du, daß er im Sterben liegt."

„Nein! das weiß ich nicht!" rief sie erbleichend: „aber wer sagt es Dir? Adriane?"

„Die Mutter — deren italienische Dienerin in Thränen schwimmt, über den muthmaßlichen Tod ihres Beichtvaters."

„Was fehlt ihm?" fragte der Doctor.

„Er hat den Bluthusten."

„Wie alt ist er?"

„Dreiunddreißig Jahre."

„Ein schlimmes Alter, wenn auch nicht das allergefährlichste."

„Hat man denn wirklich alle Hoffnung verloren?" sagte Leonilla: „eine Neapolitanerin aus dem Volke überläßt sich ohne Zweifel in ihrer Herzensangst einer maßlosen Verzweiflung."

„Darüber weiß ich nichts," erwiederte Rüdiger: „meine Nachrichten sind von gestern Abend."

Leonilla gab sogleich einem Diener den Befehl einen Wagen zu nehmen, nach St. Sylvester zu fahren, sich nach dem Befinden des Caplans Osorio zu erkundigen und in fliegender Eile zurück zu kehren. Dann sagte sie zürnend:

„Euere katholischen Priester sind wahnwitzige Leute."

„Ich bin unschuldig an ihrem Wahnsinn, Frau Baronin," betheuerte der Doctor ganz verblüfft: „Bluthusten und Wahnsinn sind überdies Krankheiten ganz verschiedener Organe."

„Die Protestanten sind viel menschenfreundlicher," fuhr sie fort: „die Männer, welche bei ihnen die Stelle des katholischen Priesters einnehmen, leben wie alle anderen Leute ganz gemüthlich mit Frau und Kindern im Behagen des Familienkreises, besorgen wie alle anderen Leute mit Muße ihre Geschäfte, theilen ihre Sorgen und Beschwerden — wenn sie vorkommen! — mit ihrer Gattin und denken nicht im Mindesten daran, sich für ihre Gemeinde halb oder ganz zu Tode zu arbeiten, weil Weib und Kind über dergleichen Extravaganzen Ach und Weh schreien würden. Diese Existenz

unterscheidet sich nicht von der eines andern Staatsbürgers. Der Eine spricht vom Katheder, der Andere von der Kanzel. Dieser schreibt Akten, Jener das Kirchenbuch und Alle sind respectable Leute. Aber Euere Priester, Edwin, Rüdiger, Doctor, Euere katholischen Priester, ohne den heilsamen Anker des Familienkreises, reiben sich auf in dem Meer von Arbeit, die man ihnen als Unverehelichten zumuthet und aufbürdet. Wären sie verheirathet, so würden sie gelassen sagen: Mit nichten! wir dürfen uns nicht aufreiben, müssen uns für die Unseren erhalten. So aber heißt es bei ihnen fort und fort. Opfer und nichts als Opfer — und so gehen sie im blühenden Mannesalter am eigenen und fremden Wahnwitz zu Grunde."

„Zuweilen werden sie auch sehr alt," erwiederte der Doctor begütigend.

Rüdiger aber sagte:

„Du hältst gegen Deine Absicht unseren Priestern eine Lobrede, Leonilla. Wie schwer wird es uns armen Menschen, ein Opfer zu bringen. Wer sich also einem beständigen Opferleben von Jugend auf widmet, dessen Sinn muß sehr hoch gerichtet sein."

„Ja, auf die Ewigkeit — sagt Caplan Osorio," entgegnete sie ernst.

Der Diener kam zurück und meldete, der Caplan Osorio befinde sich besser und sei vor der Hand außer Gefahr. Leonilla klatschte froh in die Hände und rief:

„Jetzt aber setze ich es ganz gewiß durch."

„Was?" fragte Rüdiger erstaunt, und der Doctor, der nicht seine Verwunderung auszusprechen wagte, begleitete mit Blicken Rüdigers Frage.

„Geduld, meine neugierigen Herren!" rief sie spöttisch: „Sie erfahren es mit der Zeit."

Viertes Kapitel.

Leonilla saß am Schreibtisch in ihrem Morgenzimmer und schrieb an den Haushofmeister in Waldenhausen, er solle die Zimmer des Schloßcaplans für einen Herrn von sehr schwacher Gesundheit bequem einrichten. Philiberte trat ein und sagte:

„Guten Morgen, Leonilla! . . . . laß Dich nicht stören. Ich wollte Dir nur Adieu sagen."

„Wie so?" rief Leonilla aufstehend.

„Ja, ich muß nach Schlangenbad gehen . . . . der Arzt findet mein Nervensystem zerrüttet . . . . ich gehe heute Abend."

„Und ganz allein?"

„Keineswegs! Kammerjungfer und Diener nehme ich mit."

„Daß ich diese Begleitung bei meiner Frage nicht im Sinne hatte, versteht sich doch wohl von selbst."

„Diese genügt mir."

„Willst Du in Schlangenbad mit Theoderich zusammentreffen?"

„Daran habe ich nicht gedacht."

„Er kommt ja wohl in vierzehn Tagen zurück."

„Darüber wirst Du besser unterrichtet sein, als ich."

„Doch nicht! ich habe keine Nachricht von ihm. Aber ich meine, es wäre bei seiner Abreise so bestimmt worden."

„Kann sein! Ich gehe für mich, nicht für ihn nach Schlangenbad."

„Ich weiß, Philiberte, daß Du unzufrieden mit mir bist" . . . . —

„O nein! die Zeiten sind vorüber!"

„Desto besser! dann hörst Du vielleicht auf meinen Rath: sei nicht unbesonnen, sei nicht unvorsichtig, Philiberte. Thue keinen leichtsinnigen Schritt, gehe nicht fort."

„Es ist nicht meine Art zu berechnen, wie viel oder wie wenig Schritte ich thun kann."

„Aber das schadet Dir in den Augen der Welt."

„Ich weiß nicht, ob man sich durch Vorsicht und Berechnung in den Augen der Welt vortheilhafter darstellt."

„Ganz gewiß! man zeigt dadurch, daß man Achtung vor ihren Gesetzen hat."

„Und man lügt, Leonilla, denn nur äußerlich werden in einem solchen Fall die Gesetze geachtet."

„Das ist keine Lüge. Die Welt verlangt Beobachtung gewisser Formen der Sitte, des Anstands, des

Hergebrachten. Mehr nicht. Und sie hat auch kein Recht dazu; denn ich allein bin Richter über meine Handlungen. Aber gerade deshalb — um mich frei und sicher in meinem Thun und Treiben halten zu können — beobachte ich die Schranken des Hergebrachten, und lasse ich mich nicht durch irgend eine Verblendung des Augenblicks zu einem Schritt hinreißen, den ich später bereuen könnte."

„Ja, das muß man Dir lassen," entgegnete Philiberte schneidend, „Du weißt mit kühler Umsicht zu Deinem Ziele zu gelangen. Du hast Deine Proben abgelegt. Die Welt bewundert Dich als eine vortreffliche Frau und findet es ganz in der Ordnung, daß die Männer Dir huldigen. Allein dieser Schleier ist vor meinen Augen zerrissen, und was Du eben gesagt hast bestätigt mir, daß es Dir nur um den Schein, um den äußern Anstrich zu thun ist . . . . und den verachte ich."

„Da hast Du sehr Unrecht, Philiberte."

„Das kommt darauf an, Leonilla. Ich will lieber, daß die Leute wissen was an mir ist, als sie betrügen oder täuschen."

„Du redest jetzt so," sagte Leonilla gelassen, „weil Du nicht geneigt bist, Dich in diesem Augenblicke durch Rücksicht auf die Welt von einem Schritt abhalten zu lassen, der Dir doch große Unannehmlichkeiten zuziehen kann. Vergiß nicht, daß ich Dir dies vor-

ausgesagt und Dich gewarnt habe: Ich bin Deine Freundin."

„Deine Freundschaft habe ich in Venedig gründlich kennen gelernt!" rief Philiberte heftig: „und heilsam ist sie mir zu keiner Zeit gewesen. Hätte ich Deine Herzenskälte, so wäre ich geworden wie Du bist — eine berechnende Egoistin . . . . allein ich habe einen andern Charakter und" . . . . —

„Der macht Dich zu einer leidenschaftlichen Egoistin," fiel Leonilla ein: „folglich rühren Deine Vorwürfe mich nicht."

„O, das weiß ich! . . . . das habe ich in Venedig gründlich erfahren!" erwiederte Philiberte mit Bitterkeit: „Doch, wie gesagt, die Vergangenheit liegt hinter uns und ein ganzes langes Leben vor uns. Da versucht jeder Mensch glücklich zu werden in der Weise, wie er es versteht . . . . Du so . . . . ich anders . . . . und Tausende so oder anders. Also Leonilla, auf Wiedersehen in besseren Tagen! Was Theoderich betrifft, so wirst Du ihn vermuthlich früher zu Gesicht bekommen als ich."

„Weiß er, daß Du nach Schlangenbad gehst?"

„Lebe wohl, Leonilla!" sagte Philiberte und verschwand.

Philiberte ging auch zu Jazinta und Adriane, nahm von ihnen Abschied und reiste am Abend nach Schlangenbad ab. Dort blieb sie aber nur einige

Tage. Sie ging nach Rüdesheim hinunter, wo sie eine Zusammenkunft mit Herrn von Fleuranges hatte, der über Kreuznach von Paris kam, um weiter nach Petersburg zu reisen. Leonilla ahnte diese Zusammenkunft und war ungehalten über Philibertens Unbesonnenheit. Sie fürchtete von Seiten Theoderichs irgend einen Ausbruch des Zornes. Denn er ist auch ein Egoist — sprach sie zu sich selbst so gelassen, als ob sie die einzige unegoistische Person auf Erden sei: — Er will seine Freiheit haben, er will seine eigenen Wege gehen .... und dann staunt er über die Maßen, wenn seine Frau dieselben Ansprüche macht. Freilich ist ihr Leichtsinn und Unvorsichtigkeit vorzuwerfen und sehr zu tadeln .... Sie meint, ich hätte keinen guten Einfluß auf sie gehabt. Es ist aber doch ganz gewiß, daß sie Vorsicht und Ueberlegung von mir hätte lernen können! .... Doch der Mensch nimmt von Andern nur das an, was seiner Neigung entspricht .... alles Uebrige beachtet er nicht. — — Sie setzte sich wieder an den Schreibtisch und beendete ihren Brief.

Caplan Osorio hatte von seinen Vorgesetzten die entschiedene Weisung bekommen, die Schloßcaplanei in Waldenhausen anzunehmen, da es eine Stelle sei, auf welcher er seine angegriffene Gesundheit herstellen könne. Diesmal mußte er sich unterwerfen. Leonilla hatte ihren Willen durchgesetzt; das genügte ihr. Sie hatte sich sehr beleidigt gefühlt durch Osorio's erste Weigerung,

doch sie ließ es ihn nicht merken, als er nach seiner Ernennung bei ihr erschien. Sie sagte ganz sanftmüthig:

„Sie sehen, ich habe meinen kleinen Willen und ich habe einen langen Arm.“

Osorio verbeugte sich lächelnd und fragte, ob er sich dem Baron vorstellen dürfe.

„Es wird meinen Mann in seiner Weise freuen Ihre Bekanntschaft zu machen,“ gab sie zur Antwort, schellte, und ließ Osorio durch den eintretenden Diener zu Edwin führen.

Dieser saß in seinem Zimmer vor der Glaswand, die den Raum absonderte, in welchem sich die Canarienvogelhecke befand. Es war ein geräumiges Cabinet mit einem Fenster, das durch ein feines Drahtgitter geschlossen war, welches Luft und Licht einließ. Große Käfige, in denen die Nester geschützt waren, hingen an den Wänden. Einige Baumäste mit frischem Laub waren da und dort angelehnt. Schaalen voll Wasser und voll allerhand Vogelfutter standen umher. Zahllose Canarienvögel lebten und brüteten, flogen und flatterten, schwirrten und zirpten, schmetterten und sangen wohlgemuth in dieser großartigen Volière; und der glückliche Besitzer derselben war ganz in Beobachtung vertieft als Osorio eintrat. Edwin beachtete ihn gar nicht. Der Diener, der ihn angemeldet hatte, stellte einen Stuhl neben den des Barons, machte eine Hand-

bewegung, die Osorio einlud Platz zu nehmen und verließ das Zimmer. Osorio setzte sich und betrachtete Edwin wie er da saß, im eleganten Morgenanzug und in einer sehr eleganten Umgebung, ganz versunken in den Anblick seiner Vögel. Das Interesse, das er an ihnen nahm, belebte nicht seine plumpen, leblosen Züge, obschon sein Auge starr auf sie gerichtet war. Neben einem solchen Mann — diese Frau! welch' furchtbares Schicksal! . . . . furchtbar, wenn sie es unfreiwillig — furchtbarer, wenn sie es freiwillig auf sich nahm — dachte Osorio für sich, und erschrak beinahe, wie wenn man einen Automaten sich bewegen sieht, als Edwin plötzlich mit beiden flachen Händen auf seine Knie schlug und sagte:

„Die zwei Hähnchen sind aber in Wuth auf einander!" — und es zuckte etwas wie ein vergnügtes Lächeln um seinen schlaffen Mund: „Wie sie bitterböse . . . . wie sie giftig werden! . . . . schauen Sie, Doctor."

„Ich bin nicht der Doctor, Herr Baron," sagte Osorio mitleidig.

Edwin sah ihn ohne alle Ueberraschung in den Mienen an und sagte:

„Ach ja, ich weiß schon . . . . der neue Caplan sind Sie . . . . der alte ist ja todt. Haben Sie die Vögel gern?"

„Ich habe jede Creatur Gottes gern."

„Creatur Gottes . . . . ja! aber die Canarienvögel mein' ich — haben Sie sie gern."

„Es sind auch Creaturen Gottes, Herr Baron."

„Ja, aber ich meine, ob Sie sie gern haben?" sagte Edwin, der immer eigensinnig bei seinen Fragen zu verbleiben pflegte, so daß Osorio, als er dies bemerkte, Ja sagte.

Damit war die Unterhaltung zu Ende und Osorio sah, daß Edwin nicht im Stande sei, oder wenigstens in diesem Augenblicke nicht geneigt sei, einem andern Gedanken Raum zu geben, als dem an seine Vögel.

Die Thüre ging auf, Leonilla trat ein und sagte mit ihrer vibrirenden Stimme:

„Edwin, Du weißt wer bei Dir ist?"

Er blickte sie an und erwiederte:

„Ja, Goldfasan."

Osorio war so überrascht durch den treffenden Vergleich, daß er dachte, Edwin müsse lucide Augenblicke haben.

„Jetzt sind die Vögel seine Liebhaberei," sagte Leonilla erklärend: „früher waren es Blumen; da hieß ich die Sonnenblume — und Mineralien, da hieß ich der Topas. Doctor Melz, der seit Jahren im Hause ist, beschäftigt und unterhält den Baron mit dergleichen Sachen."

Dann wendete sie sich zu Edwin und sagte:

„Die Brutzeit ist vorüber bei Deinen Vögeln und

einen Caplan haben wir wieder . . . . so können wir nächstens nach Waldenhausen abreisen — nicht wahr?"

„Aber die junge Brut?"

„O, wir nehmen sie mit, Alte und Junge, gut verwahrt in einigen großen Käfigen."

„Wenn aber Einer zu Grunde ginge?"

„So werden im nächsten Jahr zwanzig ausgebrütet."

„Zwanzig!" sagte Edwin vergnügt.

„Ja, vielleicht noch mehr! — Sie werden Doctor Melz kennen lernen," setzte sie hinzu und wendete sich an Osorio: „es ist ein vortrefflicher Mann und uns sehr ergeben."

„Ja, ein vortrefflicher Mann," bekräftigte Edwin, der den Doctor sehr gern hatte, weil dieser ihm zu immer neuen Liebhabereien verhalf.

Osorio zog sich zurück, vom tiefsten Mitleid für Leonilla durchdrungen. Gab ihr Mann ihr auch die Namen von Blumen und Edelsteinen: so war das doch nur etwas Eingelerntes, und ob sie wirklich einigen Werth für ihn habe, war sehr zweifelhaft.

Leonilla überließ Edwin seinen Beobachtungen auf dem Gebiete der Ornithologie, denn ein Brief ihres Vaters lenkte ihre Gedanken auf ein ganz anderes Gebiet. Herr van Sitart hatte nämlich so eben seiner Tochter geschrieben, sie möge schleunigst die Actien verkaufen, welche sie im Winter auf seinen Rath genommen habe. Das Unternehmen werde sehr wahrscheinlich

zu Grunde gehen, bevor es in's Leben getreten sei; — die Großartigkeit des Planes habe zu Schwindeleien Veranlassung gegeben. Sie möge aber über die Sache, die bis jetzt tiefes Geheimniß sei, schweigen und nur ihrem Banquier sagen, sie verkaufe die Actien weil sie gut ständen und sie das Geld anderweitig verwenden wolle. Würde die Sache bekannt, so würden alle Inhaber von Actien diese auf Einmal losschlagen wollen, was ein starkes Sinken der Actien und dadurch große Verluste für deren Inhaber nach sich ziehen würde. Verhielten sich diese ruhig, so könne die Unternehmung vielleicht gerettet werden. Ein panischer Schreck aber würde Alles verderben.

Leonilla befolgte pünktlich den Rath ihres Vaters und verkaufte ihre Actien mit Vortheil. Sie dachte zwar daran, Graf Euben von der schwebenden Gefahr in Kenntniß zu setzen, der doppelt so viel Actien hatte als sie, folglich einem schweren Verlust ausgesetzt war. Allein ihr Vater war an der Unternehmung betheiligt und die Furcht ihm zu schaden, wenn sie ihren Onkel warnte, trug den Sieg davon. Sie machte den Schluß, daß es gewiß am gerathensten sei, pünktlich der Weisung ihres Vaters Folge zu leisten. Freilich empfand sie darüber etwas Unbehagen, denn Graf Euben hatte sich auf ihre Ermunterung, wenn auch nicht auf ihren Rath, mit dieser Speculation befaßt, die, wenn sie mißlingen sollte, seine pecuniären

Verhältnisse sehr bedrücken würde, besonders jetzt, wo Rüdiger eine Familie gründen und ein Mädchen heirathen wollte, das keinen Kreuzer Vermögen besaß. Doch das Alles war ja nicht ihre Schuld, sie hatte also auch keine Verantwortung für die Folgen — und vielleicht glückte die Unternehmung, wenn die Schwankung verheimlicht blieb. In jedem Fall konnte sich Graf Euben mit der Zeit über seinen Verlust trösten, und was Rüdiger betraf, so war es ja seine Schuld, daß er sich in ein ganz unbemitteltes, obscures, kaum der Kinderstube entwachsenes Persönchen verliebt hatte. Er konnte warten mit seiner Verheirathung.

Selbstverständlich konnte Leonilla kein Gefallen an Adriane finden — abgesehen davon, daß ihr jede Person, in welche Rüdiger sich verliebt hätte, zuwider gewesen wäre; denn Rüdiger, den sie träumerisch, charakterlos, phantastisch nannte und den sie zuweilen unerträglich und lästig fand, Rüdiger war ihr dennoch interessant, weil er kein oberflächlicher Mensch war, weil seine Gesinnung und sein Streben, selbst in seiner Verkehrtheit — Höheres begehrte als weltliche Freuden und irdische Genüsse. Sie hatte mit ihm gespielt, ihn angezogen, ihn zurückgestoßen — sie hatte so zu sagen seine Unerfahrenheit benutzt, um Studien zu machen, wie lang die Ketten sein müßten, mit denen man fesseln wolle, und wie leicht sie sein müßten, um sie mühelos wieder zusammen zu ziehen. Aber ihre Studien waren

unterbrochen worden. Rüdiger hatte diese Fesseln abgestreift! War ihre Eigenliebe verwundet, so stieg er doch in ihren Augen durch dies Zeichen männlicher Entschlossenheit. Diese Adriane aber, dies fremde, unbedeutende Wesen, dessen sehr mittelmäßige Schönheit sowohl ihn als auch Theoderich bezaubert hatte — weil es die Schönheit der sechszehn Jahre war — diese Adriane hatte sich nicht Leonilla's Gunst zu erfreuen. Ja, Leonilla, die weder durch den Glanz ihres Namens oder den ihres Reichthums Edwins Frau geworden war, fand es empörend, daß ein Mädchen von geringer Herkunft und ohne Vermögen ein Mitglied dieser Familie werden solle. Ueberdies waren Mutter und Tochter fromme Katholikinnen und Rüdiger lief Gefahr, von dieser Frömmelei angesteckt zu werden. Es wäre in jeder Beziehung kein Unglück, wenn aus dieser armseligen Heirath nichts würde, sprach Leonilla zu sich selbst, als sie die möglichen Folgen der Vermögenszerrüttung ihres Onkels in dem Augenblicke erwog, als sie in den Wagen stieg, um vor ihrer Abreise nach Waldenhausen Abschied von Adriane zu nehmen.

Adriane war wie gewöhnlich am Vormittag allein. Sie saß am Pianino und sang mit einer schönen, reinen, melancholischen Altstimme Beethovens „In questa tomba oscura lascia mi riposar“ — als Leonilla eintrat und sagte:

„Dies Klagelied schickt sich nicht für eine frohe Braut, Adriane."

„Es paßt für meine tiefe Stimmlage," entgegnete Adriane unbefangen.

„Und da singst Du frischweg, was Dir vorkommt?" fragte Leonilla mitleidig.

„Nein! was der Singmeister mir aufgibt."

„Hast Du noch andern Unterricht, Adriane."

„Ja, ich habe eine französische Sprachmeisterin und bei Mama Unterricht im Zeichnen. Und dann lese ich bei ihr Geschichtsbücher."

„Auch wenn Rüdiger da ist?"

„Dann nicht . . . . vielleicht ausnahmsweise einmal. Wenn Mama zu Hause malt lese ich ihr vor. Rüdiger kommt nur Abends."

„Ist schon etwas Näheres über Euere Heirath festgesetzt?"

„Das weiß ich nicht. Mama meint, ich sei noch sehr jung und Rüdiger meint — nicht zu jung."

„Wie alt bist Du denn jetzt?"

„Sechszehn Jahre und zwei Monate."

„Das ist freilich sehr jung für einen so ernsten und pflichtschweren Stand."

„Der liebe Gott gibt dazu die Gnade durch das heilige Sacrament der Ehe."

„Du bist sehr fromm, Adriane."

„O, ich müßte viel frommer sein! . . . . was ich eben sagte, ist ja ein Glaubenssatz."

„Was sagt denn Rüdiger dazu?"

„Wozu, liebe Leonilla."

„Zu Deiner großen Frömmigkeit."

„Was soll er denn sagen?"

„Ich meine . . . . gefällt sie ihm."

„Ich habe ihn nie gefragt, ob ihm dies und jenes gefalle. Er hat mich sehr lieb . . . . das weiß ich. Doch auf Fragen lasse ich mich nicht ein."

„Dann weißt Du ja gar nicht, wie es in seinem Herzen aussieht."

„Doch! doch! das weiß ich genau. Er sagt mir, was er denkt."

„Und bist Du immer mit seinen Gedanken zufrieden?"

„Wir sind zuweilen verschiedener Meinung . . . . aber Mama sagt, das sei unter Menschen nun einmal nicht anders."

„Seid Ihr denn in Eueren religiösen Ansichten einig?"

„Im Glauben?" . . . . Nun, das versteht sich. Wir sind ja beide katholisch."

„Du wirst aber doch gehört haben, daß es im katholischen Glauben sehr verschiedene Schattirungen gibt."

„Nein, Leonilla, das hörte ich nie. Die katholische Glaubenslehre ist allzeit und überall ein und dieselbe. Die Menschen sind aber verschieden geartet. Der Eine

hält sich fester, der Andere minder fest an der Glaubenslehre . . . . und das mag denn die Schattirungen hervorrufen, von denen Du sprichst."

„Ganz recht! und ich möchte gern wissen, ob Ihr von derselben Farbe seid . . . . Du und Rüdiger," sagte Leonilla lächelnd.

„Das habe ich nie bezweifelt!" rief Adriane sehr lebhaft: „Mama sagt zwar, es heiße von den Frauen „das fromme Geschlecht" und die Männer hätten weniger Anlage zur Frömmigkeit und weniger Neigung zu Andachtsübungen als wir. Das mag also auch auf Rüdiger passen . . . . doch sein Glaube wird gewiß nicht davon berührt."

„Das wüßte ich gern und es wundert mich, daß Du in diesem wichtigen Punkt so gleichgiltig bist."

„Ich! . . . . gleichgiltig! ich . . . . Adriane . . . . gleichgiltig im Punkt des Glaubens! beste Leonilla, wie wenig kennst Du mich."

„Wenn Du nicht gleichgiltig wärest, liebste Adriane, so würdest Du wissen, daß es eine Epoche in Rüdigers Leben gab, wo er dem Glauben ganz entfremdet war. Vielleicht hat er sich wieder zurecht gefunden . . . . Du begreifst, daß mich dies sehr interessirt."

„Und mich . . . . obschon ich nicht den leisesten Zweifel in seine Glaubenstreue setze. Ich werde ihn fragen, wenn er heimkehrt."

„Ist er verreist?"

„Ja, auf einige Tage zu Lydia, bei deren kleinem Sohn er eine Pathenstelle übernommen hat."

„Sei vorsichtig, Adriane, mit Deiner Frage," sagte Leonilla warnend: „in diesem Punkt sind die Männer sehr scheu und leicht verletzt. Sie fürchten, zu größerer Frömmigkeit gezwungen zu werden, als sie leisten können .... oder sie fürchten Gewissensfragen, welche sie nicht beantworten wollen. Sei also vorsichtig, warte den günstigen Augenblick ab. Frage Rüdiger, wenn Du mit ihm allein bist. Unter vier Augen spricht man viel unbefangener und viel aufrichtiger, als wenn eine dritte Person dabei ist und zuhört."

„Du machst mir bange, Leonilla, mit all' Deinen Vorsichtsmaßregeln," versetzte Adriane nachdenklich: „und ich meine es wäre am besten, wenn Du ihn fragtest."

„Dazu habe ich kein Recht, und er würde nicht nöthig haben mir zu antworten. Du aber, die Braut, Du bist zu dieser Frage berechtigt. Du darfst, ja, Du mußt wissen, wie es in dieser Beziehung mit ihm steht .... und ich bekenne Dir, Adriane, ich bin erstaunt, daß Du Dich ganz und gar nicht um Etwas bekümmert hast, was Dir doch so wichtig sein müßte."

Die arme Adriane, die nie in ihrem jungen Leben gezweifelt hatte, daß ein Katholik gut katholisch sei und Alles glaube, was die Kirche zu glauben lehrt — der es folglich nie eingefallen war, Rüdiger um seinen

Glauben zu befragen — Adriane war ganz betroffen über Leonilla's Vorwurf, und sie antwortete mit zitternder Stimme:

„Es war keine Gleichgiltigkeit, Leonilla, o gewiß nicht! . . . . es war Vertrauen."

„Ja, liebste Adriane, mit einem solchen Vertrauen, das nur auf Deiner persönlichen Ansicht und Ueberzeugung beruht, kommt man im Leben nicht aus. Um furchtbare Erfahrungen und bittere Ueberraschungen zu vermeiden, muß man zu rechter Zeit und im rechten Augenblicke Fragen thun, zu denen die Verhältnisse und die Umstände berechtigen, damit über unbestimmte Punkte das gebührende Licht sich verbreite und jede unselige Täuschung oder Verblendung schwinde."

„Du machst mir das Herz schwer, Leonilla, denn ich beziehe Alles was Du sagst auf Rüdiger."

„Da hast Du Unrecht, beste Adriane! ich weiß nicht, wie es mit seinem Glaubensbekenntniß steht: dies habe ich Dir sagen wollen, weil ich mich für ihn interessire. Beängstigende Schlüsse darfst Du daraus nicht ziehen; — allein Du hast das Recht ihn über einen Punkt zu befragen, der Dir ohne Zweifel wichtig ist."

„O, über Alles wichtig!"

„Es freut mich recht, daß ich Dich aufmerksam gemacht habe, liebe Adriane," sagte Leonilla zärtlich: „ich will nicht fürchten, daß Du Unangenehmes erfahren könntest. Auf jeden Fall aber wird Dein Verhältniß

zu Rüdiger nur um so inniger; — denn das bringt die gegenseitige Offenheit mit sich."

„Meinst Du?" fragte Adriane zweifelnd.

„Gewiß! sind zwei Menschen ganz aufrichtig gegen einander, so setzt das eine große Liebe voraus."

„Ja, wenn die Aufrichtigkeit von selbst kommt, wenn das Herz sich von selbst öffnet, um Gedanken und Gefühle mitzutheilen, wenn das Vertrauen zutraulich macht — o ja, das geht aus großer Liebe hervor. Hier aber liegt die Sache ganz anders!"

„Quäle Dich nicht durch unnütze Aengstlichkeit, liebste Adriane, und befolge in allen Punkten meinen Rath," sagte Leonilla und setzte hinzu: „Daß Caplan Osorio nach Waldenhausen kommt als Schloßcaplan, wirst Du gehört haben."

„Ja, Filomena ist darüber trostlos."

„Wer ist diese trostlose Filomena?"

„Eine treue Dienerin, die Mama aus Italien mitgebracht hat. Sie war meine Wärterin, als ich klein war."

„Was hat denn aber diese Filomena mit Caplan Osorio gemein?"

„Er ist ja ihr Beichtvater."

„Ist denn diese Filomena eine gebildete Person?"

Adriane lachte hell auf und rief:

„Zum beichten gehört keine besonders hohe Bildung, wie Du weißt!"

„Aber, daß sie ihn wählen konnte!"

„Diese Wahl des Beichtvaters steht ja einem Jeden frei, und Filomena war sehr froh einen Landsmann zu finden, denn sie kann durchaus nicht die deutsche Sprache lernen."

„Unbegreiflich, daß er sich mit ihr befaßt."

„O, das muß er! das bringt sein Amt mit sich .... und das thut er sehr gern, denn er ist ein guter Priester, der sich ganz für seinen heiligen Beruf opfert. Deshalb beklagt man sehr in der ganzen Gemeinde, daß er fortgeht. Aber man hofft, er werde auf dem Lande und in der größeren Ruhe seine Gesundheit herstellen und dann wieder kommen."

„Also ist er außerordentlich beliebt?"

„O, ganz außerordentlich! Wie viel heilige Messen hat man für ihn lesen lassen und wie viel Novenen gehalten, als er schwer krank war."

„Du auch?"

„Das versteht sich! Mama und ich."

„Er ist doch nicht Euer Beichtvater?"

„Nein! aber er ist ein sehr frommer Priester und Caplan unserer Pfarrkirche. Und so gehören wir doch zusammen. Unsere Novenen hat der liebe Gott erhört, denn der Caplan lebt."

„Ja, aber Ihr verliert ihn."

„Unsere Gebete sind blind, Leonilla! der liebe Gott muß sie auf das rechte Ziel lenken. Wir würden gern

den Caplan behalten; doch für ihn wird es besser sein, daß er seine Gesundheit herstelle, und so sind wir wenigstens darüber froh, daß wir ihm das Leben erbetet haben."

„Schreibst Du das wirklich Eueren Novenen und Messen zu?"

„Der Gnade Gottes, die auf dem Gebet ruht."

„Ihr Italiener seid über alle Begriffe gläubig."

„Aber, beste Leonilla, dies ist ja der Glaube aller Katholiken, und er beruht auf den Verheißungen unseres Heilandes."

„Ja, ja! Ihr seid curiose Leute!" sagte Leonilla im scherzenden Ton: „Wir gehen übermorgen nach Waldenhausen und Caplan Osorio folgt uns hoffentlich bald nach. Wir bleiben diesen Sommer in Waldenhausen. Ich denke, Euere Vermälung findet zu Ende des Sommers statt und dabei muß ich sein. Adieu, liebe Adriane. Vielleicht suche ich morgen Vormittag Deine Mutter in der Gemäldegallerie auf. Grüße sie von mir."

Sie umarmte Adriane und entfernte sich. Als sie im Wagen saß, sprach sie zu sich selbst: Ich bin gespannt, was Rüdiger sagen und ob seine Antwort eine Braut befriedigen wird, welche glaubt, daß ein Mensch nicht stirbt, wenn man neun Tage für ihn betet. Ob Caplan Osorio auch dergleichen glaubt. Es wäre entsetzlich! —

War Leonilla nicht im Stande Adriane zu verstehen, so war diese ihrerseits sehr bestürzt über Alles, was sie von Leonilla gehört — mit welcher sie zum ersten Mal ein Zwiegespräch gehabt hatte. Nahm auch der Gedanke an Rüdiger den Vordergrund ihrer Gedanken ein, so war doch im Hintergrunde noch Platz für manche andere.

Da brachte Filomena einen Brief. Adriane nahm ihn und sagte, als sie den Poststempel sah:

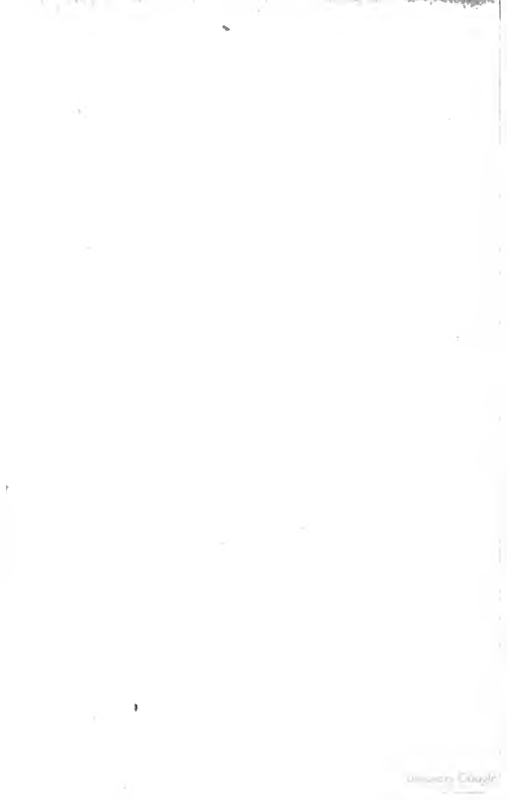
„Palermo! . . . . O weh! die Briefe aus Palermo machen die Mama immer traurig.“

„Vielleicht kommt endlich einmal eine gute Nachricht,“ sagte tröstend Filomena.

Bald darauf kam Jazinta. Eine Wolke von Besorgniß flog über ihre Stirne, als sie den Brief erbrach. Doch nachdem sie ihn gelesen, blickte sie mit Thränen im Auge dankbar zum Himmel auf und sagte:

„Komm', Adriane, wir wollen das Te Deum beten.“

Schlag auf Schlag.



Erstes Kapitel.

Graf und Gräfin Euben waren so eben von der Taufe bei Lydia nach Oberau zurückgekehrt und Rüdiger begleitete sie. Die Gräfin winselte ein wenig über Lydia's zahlreiche Nachkommenschaft, die sich alljährlich vermehrte; der Graf aber sagte:

„Ich bin wie die alten Patriarchen gesinnt und habe großes Wohlgefallen an zahlreichen Enkeln. Ich hoffe, Rüdiger, Du sorgst dafür, mir so häufig wie möglich diese Freude zu verschaffen. Mich verlangt nach Deiner Hochzeit, als ob ich der Bräutigam wäre."

„Nur nicht allzu eilig, Wilibald!" ermahnte die Gräfin: „Weißenhof muß doch erst vollständig eingerichtet sein."

„Es geht Alles schnell vorwärts," entgegnete der Graf: „die Zimmer sind sehr geschmackvoll tapezirt und gemalt; die Möbel kommen nächstens und dann steht dem Einzug des jungen Ehepaares nichts im Wege — denn in Adriauens Jugend sehe ich durchaus keinen Grund, um die Heirath zu verschieben."

„Und ich auch nicht,“ setzte Rüdiger hinzu.

„Die Mutter muß ihre Gründe haben um es zu wünschen,“ bemerkte die Gräfin ganz froh, daß sie indirecter Weise widersprechen konnte und fragte:

„Kennst Du den Schloßcaplan, Rüdiger, den Leonilla mitbringt?“

„Nein, Mama.“

„Ich schwebe in großer Angst, daß dieser Geistliche mit der neuen Secte zusammenhängt, weil Leonilla so für ihn eingenommen ist.“

„Leonilla hat unberechenbare Einfälle, liebste Mama.“

„Das wissen die Götter!“ rief der Graf, „ich habe mir die Finger lahm schreiben müssen, um diesen, gerade diesen Mann für die Schloßcaplanei in Waldenhausen vom Ordinariat zu erlangen. Er selbst hatte, wie mir scheint, nicht die geringste Lust auf's Land zu gehen; allein Leonilla setzt das durch was sie will.“

„Ja, weil sie immer Helfershelfer findet, unter denen Du der erste bist, Wilibald. Jetzt bedenke was Du angestellt hast, wenn ein ganz ungläubiges Individuum auf diese Stelle kommt und weit und breit unser braves Landvolk mit seiner Häresie vergiftet.“

„Wenn er zu der Secte gehörte, Victorie, so wäre er excommunicirt und dann könnte ihn der Bischof ebenso wenig auf seinem jetzigen Platz lassen, als ihm einen neuen anweisen.“

„Er kann ein heimlicher Anhänger der Secte sein, Wilibald, und sich erst hier unter Leonilla's Aegide entlarven; — denn daß Leonilla ein so lebhaftes Verlangen nach einem eifrigen, frommen Hausgeistlichen haben sollte, um ihn inständigst von seinen Vorgesetzten zu erbitten, zu ertrotzen, — das glaube ich in Ewigkeit nicht."

„Vielleicht hat Edwin an seinen Predigten Gefallen gefunden, Victorie."

Die Gräfin zuckte mitleidig die Achseln und sagte im Tone des Bedauerns:

„Deine Verblendung über Edwin und Leonilla übersteigt alle Begriffe, Wilibald! .... ich will wünschen, daß Du nicht bedauern mögest Dich in diese Geschichte eingemischt zu haben. Warum betrieb sie nicht selbst die Sache?"

„Weil es passender für mich, als den quasi Vormund Edwins war, als für sie."

„Sie handelt doch gewöhnlich sehr entschieden nicht als die Baronin — sondern als der Baron von der Walden."

„Ja, gewöhnlich, Victorie! daß sie es in ungewöhnlichen Fällen nicht thut — und die Anstellung eines Geistlichen ist ein ungewöhnlicher Fall — legt Zeugniß ab für ihren Tact. Da ich den Bischof persönlich kenne und überhaupt in der Residenz als guter Katholik bekannt bin, so schickte sich die Sache besser für

mich, als für eine junge, den betreffenden Persönlichkeiten unbekannte Frau."

Sobald das Gespräch auf Leonilla kam, waren Graf und Gräfin Euben unerschöpflich in Angriffen und Vertheidigung. Schließlich sagte die Gräfin höchlichst entrüstet zu ihrem Sohn:

„Das rathe ich Dir mütterlich, Rüdiger! halte Adriane so fern wie möglich von Leonilla . . . . denn Du weißt aus Erfahrung, daß ihr Einfluß nicht wünschenswerth ist."

„Nur keine Gehässigkeiten im Familienkreise, Victorie!" rief erzürnt der Graf: „Lydia und Heinrich — Edwin und Leonilla — Rüdiger und Adriane sind unsere Kinder; wir sind so glücklich sie so nahe zu haben, wie es auf dem Lande und in unseren Verhältnissen möglich ist. Wenn sie nicht geschwisterlich mit einander leben, so ist auch für uns Eltern Friede und Freude dahin."

Rüdiger suchte die aufgeregten Gemüther zu beruhigen und versicherte, daß Adriane und er Alles aufbieten würden, um den Eltern Freude zu machen. In seinem Bestreben unterstützte ihn die Ankunft der Post — dieser große Moment des Tages auf dem Lande, wo plötzlich eine ganze Fracht von Briefen, Zeitungen, Packeten, von Nachrichten aus allen vier Winden zusammenströmen und in den verschiedenen Händen sich vertheilen. Die heutige Post war aber sehr mager und

brachte nur Zeitungen und einen Brief an Graf Euben.

„Ob wohl wieder ein Bischof eingesperrt ist!“ sagte die Gräfin und entfaltete ein Blatt, während sie hinzusetzte: „Was ist das für eine Zeit, in welcher man auf dergleichen Nachrichten gefaßt sein muß.“

„Ich las kürzlich die Lebensbeschreibung John Fishers, Bischof von Rochester unter Heinrich VIII.,“ sagte Rüdiger: „Er war damals der einzige Bischof Englands, der Martyrerblut in den Adern hatte und es hingab, weil er Unrecht nicht Recht nennen konnte. Wird heut zu Tage despotische Tyrannei vor dem Schaffot Halt machen, wenn sie gewahr wird, daß es so edle unbeugsame Köpfe, wie den des Bischofs von Rochester, aber in größerer Anzahl gibt? . . . . das ist die Frage!“

„Schweige, Rüdiger,“ sagte der Graf und ließ mit unermeßlichem Erstaunen die Hände sinken, in denen er seinen Brief hielt: „Victorie, lege Deine Zeitung bei Seite, höre mir zu und unterbrich mich nicht. Ich lese den Brief vor.“

„Von wem ist er?“

„Wenn ich Dich doch bitte zu schweigen und zu hören, Victorie!“ sagte er flehend; dann las er:

„Verehrter Graf! Es ist in meinem Leben eine große Wendung eingetreten, die ich zuerst Ihnen und

der Gräfin Ihrer Gemalin mittheile, weil sie auch meine Tochter Adriane berührt" . . . . — —

„Adriane berührt! Rüdiger, was kann das sein!" rief die Gräfin schreckenvoll.

„Erbarme Dich, schweige und höre dem Mirakel zu!" seufzte der Graf.

„Mirakel?" rief die Gräfin abermals; aber ohne darauf zu achten las der Graf weiter:

„Ein widriger Proceß hat seit fünfzehn Jahren meine ganze Existenz verstört und verwüstet. Nicht ich habe ihn begonnen; er fiel mir zu nach dem Tode meines Mannes, der für die Umgestaltung Italiens große Summen verwendete und der mich in Folge davon in einer so hilf- und mittellosen Lage zurückließ, daß ich meine Zuflucht zu dem Talent nehmen mußte, das Gott mir gab, um mir und meiner Tochter den Lebensunterhalt zu verschaffen und die Kosten zu bestreiten, welche die Führung eines Processes mit sich bringt. Ich lebte fünfzehn schwere, bittere, sorgenvolle Jahre unter dem Namen, der Ihnen bekannt ist, der mir eine gewisse Berühmtheit erwarb, der aber pseudonym ist. Unter diesem Namen erzog ich meine Tochter, denn er war im Einklang mit unseren beschränkten Verhältnissen. In späteren Jahren, wenn ihr Charakter mehr Ruhe und Einsicht, ihr Verstand mehr Reife gewonnen hätte, würde ich die wirklichen Verhältnisse ihr mitgetheilt haben; bis jetzt war sie Adriane Sisania.

Als solche hat Ihr Sohn ihr Herz gewonnen: als solche haben Sie, verehrter Graf, hat die Gräfin Ihre Gemalin sie als Tochter aufgenommen“ .... — —

„Aber um des Himmels willen, wer ist sie denn!“ brach die Gräfin aus, unfähig ihre Ungeduld länger zu bemeistern.

„Aber, um des Himmels willen schweige und höre!“ sagte der Graf und fuhr fort:

„Adriane als Tochter aufgenommen. Seien Sie fest überzeugt, daß ich nie den Edelsinn vergessen werde, womit Sie jede Anforderung bei Seite setzten, welche Sie für die Gattin Ihres einzigen Sohnes beanspruchen konnten und von denen Adriane Sisania sehr fern war“ .... —

„Die Frau versteht es die Spannung bis zur Folter zu steigern!“ brach fast weinend die Gräfin aus.

„Schweige und höre was nun folgt,“ sagte der Graf und las:

„Ich kann Sie nur bitten, verehrter Graf, bewahren Sie und Ihre Gemalin Ihr Wohlwollen und Ihre Zuneigung meiner Tochter, deren Name Adriane de Alcamo ist. Don Diego Duca de Alcamo, ein Sicilianer, war mein Gatte — und der Gewinn eines Processes macht Adriane zur Erbin eines großen Vermögens. Sie sind hochherzig genug auf diesen Umstand keinen Werth zu legen, zugleich aber auch theilnehmend genug, um meine Freude zu theilen, daß nach langen

mühevollen Jahren endlich das Recht zur Geltung gekommen ist, welches mein Mann in Anspruch genommen und behauptet hat."

„Ihrem Sohn, verehrter Graf, habe ich, als er sich um meine Tochter bewarb, selbstverständlich die volle Wahrheit über unsere Verhältnisse mitgetheilt; er wird Ihnen Alles sagen, was Sie interessiren kann. Ich gehe binnen Kurzem nach Palermo, wo ich, nachdem alle Verhältnisse gelichtet und geordnet sein werden, Graf Rüdiger zur Vermälung mit Adriane erwarte — und hoffe, daß sowohl Sie, geehrter Graf, als die Gräfin Ihre Gemalin, Ihren Sohn begleiten werden. Im Palazzo Alcamo werden wir uns also — will's Gott! — in einigen Monaten zu einem Fest zusammenfinden, von welchem wir das Glück unserer Kinder hoffen, und auf welches wir Gottes besten Segen herabflehen wollen. — Jazinta de Alcamo."

Der Graf ließ den Brief sinken und sagte vergnügt zu seinem Sohne, der still und selig da saß:

„Das muß ich gestehen, Rüdiger, Du hast Glück, Du Träumer. Dies ist ja eine Begebenheit wie in den Feenmärchen, wo eine Gänsehirtin sich als eine Königstochter entpuppt — ausgenommen, daß die reizende Adriane nichts gemein hat mit einer Gänsehirtin. Jetzt erzähle uns Alles, was Du weißt über die Schicksale von Mutter und Tochter. Es ist ja fabelhaft und unbegreiflich, daß diese Frau sich während fünfzehn

Jahren ihren Lebensunterhalt mit ihrem Pinsel erworben hat."

„Fabelhaft und doch recht natürlich," sagte Rüdiger.

„Warte einen Augenblick mit Deiner Erzählung, Rüdiger, ich muß zuvor den Brief selbst lesen," sagte die Gräfin und nahm das Blatt aus der Hand ihres Mannes. „Mir kommt dies Alles wie ein Traum vor, aus dem wir erwachen könnten."

„Das wäre höchst unerwünscht!" rief der Graf: „aber Rüdiger, ob Adriane geneigt sein wird sich jetzt in Weißenhof niederzulassen — das ist mir doch zweifelhaft. Der Palazzo Alcamo in Palermo ist ihr doch vielleicht lieber . . . . und Dir auch."

„Bester Papa, mir ist jeder Aufenthaltsort recht, wo ich mit Adriane sein kann."

„Bester Sohn, ein Phantast bist Du, ein Phantast bleibst Du — und ich bin froh, daß Du wenigstens kein Eisbär mehr bist — wenn man aber eine Erbtochter zur Frau bekommt, so muß man sich etwas um ihre Besitzungen und ihr Vermögen bekümmern und auf ihre Neigungen Rücksicht nehmen."

„Das Letztere wird mir viel leichter als das Erste werden."

„Hilft nichts, Rüdiger, allmälig muß das Alles zur Sprache gebracht werden."

„Also Adriane ist die Tochter eines sicilianischen

Duca, eines Italianissimo, vielleicht eines Anhängers Garibaldi's .... oder gar Mazzini's! .... vielleicht eines Erz-Revolutionärs!" sagte die Gräfin und sprach jedes Wort im gesteigerten Ton aus, während sie den Brief zurückgab.

„Darüber wollen wir uns nicht weiter Sorgen machen, beste Victorie, denn der gute Duca liegt seit fünfzehn Jahren im Grabe," erwiederte der Graf: „und Adriane ist von einer Mutter erzogen, die einen ungemein festen und energischen Charakter haben muß, um sich und ihr Kind in so ehrenhafter Weise durch die Welt zu bringen."

Als Rüdiger zu erzählen begann, wurde er unterbrochen durch ein paar klägliche Töne eines Posthorns, das ein ungeübter Postillon jammervoll blies und ein Wagen fuhr in den Hof.

„Wer kommt denn da!" rief der Graf an's Fenster eilend.

„Philibertens Diener sitzt neben dem Postillon! ... Was hat das zu bedeuten!" sagte die Gräfin.

„Es ist Philiberte! sie kommt zur guten Stunde!" rief der Graf und eilte ihr entgegen.

„Was will Philiberte jetzt hier?" fragte die Gräfin ihren Sohn: „Theoderich muß ja jeden Augenblick aus England heimkehren."

„Vielleicht will sie hier mit ihm zusammentreffen," entgegnete Rüdiger nicht minder erstaunt.

Philiberte trat am Arm ihres Vaters ein, leichenblaß, verstört, warf sich in die Arme der Gräfin und brach in Thränen aus, indem sie rief:

„Liebste Mama, ich will hier bleiben, ich will nicht zu Theoderich zurückgehen.“

Zweites Kapitel.

So hatte denn wirklich Jazinta den Proceß für ihre Tochter gewonnen, und zwar war der Rechtsstreit in der entscheidendsten und bündigsten Weise dadurch erledigt, daß das Testament des alten Herzogs, auf welches Don Diego sich stets berufen hatte — sich fand.

Graf Tarregiano war seit einigen Jahren von einer schweren unheilbaren Krankheit befallen und sehr leidend. Der Proceß beunruhigte ihn, denn der Ausgang war zweifelhaft und die beständige Spannung in einer so wichtigen Angelegenheit, war seiner Gesundheit nachtheilig. Er hatte mehrmals einen Vergleich vorgeschlagen, den Jazinta stets zurückwies, weil Don Diego es gethan und dabei geäußert hatte, das sei eine Verzichtung auf sein Recht. Zuletzt war der angebotene Vergleich so günstig für Jazinta, daß ihr Rechtsanwalt in sie drang auf den Vorschlag einzugehen. Einige Besitzungen sollten an Donna Clara und ihre nachgeborenen Söhne kommen, die Hauptmasse des Ver-

mögens aber sollte zwischen Adriane und des Grafen ältestem Sohne, Mario Tarregiano getheilt — dann aber durch die Ehe der beiden jungen Leute wieder vereinigt werden. Doch Jazinta lehnte standhaft ab. Sie sagte sich, wenn ihr Gegner einen Vergleich dringend genug wünsche, um immer darauf zurück zu kommen, so sei das ein Zeichen, welches ihrer Hoffnung auf einen günstigen Ausgang Muth mache; — überdies war sie nicht sehr begierig Mario Tarregiano zum Schwiegersohn zu bekommen, da dessen Vater sich nie anders als feindlich gegen Don Diego benommen hatte.

Jetzt starb Graf Tarregiano. Als man daran ging seine Papiere zu ordnen, fand Mario Tarregiano in dem Schreibtisch seines Vaters, eingeklemmt zwischen einem Schubfach und der Rückwand des Tisches, das Testament des alten Herzogs. Diesem hatte der Schreibtisch gehört und aus dessen Besitz ging er unmittelbar in den des Grafen über. Alle Schubfächer waren geöffnet, alle Papiere durchgesehen worden, als man dem Testament nachforschte; es war aber Niemand auf den Gedanken gekommen, die Schubfächer ganz herauszuziehen, und so hatte das Testament all die Jahre im Schreibtisch gelegen, während dessen Entdeckung so wichtig für eine Mutter und ein Kind gewesen wäre, die in's Elend gingen, weil man es nicht fand. Personen, welche dem Grafen Tarregiano nicht wohlwollend

gesinnt waren, behaupteten: er habe gewußt, daß das Testament im Schreibtisch verborgen liege. Beweisen ließ sich die Behauptung nicht und er nahm das Geheimniß mit sich in's Grab. Im Testament war Donna Clara reichlich bedacht; aber der kleine Zettel, den der alte Herzog sterbend zu ihren Gunsten geschrieben hatte, verlor alle Giltigkeit — wenn er sie überhaupt je gehabt hatte — neben dem vollgiltigen, in aller Rechtsform aufgesetzten Testament. Mario Tarregiano war es selbst, der Jazinta von dieser Wendung der Dinge in Kenntniß setzte und der sich glücklich pries, daß durch ihn das Recht an den Tag gekommen und Adriane unzweifelhaft die rechtmäßige Erbin an der Stelle ihres verstorbenen Vaters sei. Er setzte hinzu, er hoffe Jazinta werde recht bald nach Palermo kommen und die verwandtschaftlichen freundlichen Beziehungen, die der traurige Proceß verhindert habe, zwischen den Alcamo und den Tarregiano anknüpfen.

„Welche großmüthige Gesinnung, Mama!“ rief Adriane ganz erfreut nach Lesung dieses Briefes: „Mario Tarregiano verliert unsertwegen ein großes Vermögen und läßt doch nicht das geringste Bedauern durchschimmern.“

„Ich will ihm nicht großmüthige Gesinnung absprechen, Adriane; es wäre jedoch möglich, daß Mario Tarregiano an den Plan seines Vaters in Beziehung auf Dich denkt.“

„Daraus kann freilich nichts werden!“ rief Adriane: „aber in gutem Vernehmen wollen wir mit ihm und den Seinigen stehen, nicht wahr? .... Was wird Rüdiger sagen .... was Graf Euben .... was Alle, welche Dich als Malerin gekannt haben, Mama? Ich bin noch immer so erstaunt, daß ich Dich gar nicht als Fürstin Alcamo mir vorstellen kann.“

„Liebes Kind, ich bin immer dieselbe Jazinta: die arme Malerstochter — Don Diego's Frau — die Malerin Espérance Sisania — Fürstin Alcamo — immer Jazinta, eine und dieselbe Person, die gleichsam in verschiedenen Kleidern den Weg ihres Lebens wandelt. Mögen diese Gewänder rosenfarben oder aschgrau sein — sie sind nur das Pilgerkleid, das zurück bleibt, wenn Jazinta ihr letztes Ziel erreicht hat und vor dem Throne des ewigen Richters erscheint. Laß Dich nicht blenden, Tochter meiner Seele, durch den plötzlichen unerwarteten Glückswechsel! ob Du reich oder arm — ob Du hoch oder niedrig geboren bist — ob Du Dich nennst Sisania oder Alcamo oder Euben: darauf kommt nichts an! In der heiligen Messe, die dereinst der Priester für Deine abgeschiedene liebe arme Seele lesen wird, ist von jenen Namen, ist von Rang und Stand keine Rede; da nennt er Dich im Gebet — Adriane. Vergiß das nicht.“

Rüdiger wäre gern gleich nach Jazinta's Brief abgereist und zu ihr geeilt; aber Philibertens unerwartete

Ankunft und der Kummer, den seine Eltern darüber empfanden, machten es ihm unmöglich. Graf Euben, der alle Ereignisse, welche ihn betrafen, in der Beleuchtung durch bengalisches Feuer zu sehen pflegte, und der überall scharfe Ecken abzuschleifen wußte, war von Philibertens Flucht aus dem Hause ihres Mannes, war von diesem verkehrten und thörichten Schritt seines Lieblingskindes dermaßen ergriffen, daß er fassungsloser war, als die Gräfin. Diese begehrte, daß Philiberte auf der Stelle nach der Residenz zurückkehre, in ihr Haus, zu ihrem Kinde; allein Philiberte war nicht dazu zu bewegen. Sie warf sich der Gräfin zu Füßen und beschwor sie unter Strömen von Thränen dies nicht von ihr zu verlangen; — sie wolle von Theoderich getrennt werden.

„Aber bedenke, Du unglückseliges Kind, welche Zukunft bereitest Du Dir, bereitest Du ihm!" sagte die Gräfin: „Du ruinirst Dein und Deines Mannes Leben. Eine Trennung ist ja etwas Unerträgliches für beide Theile, denn das Band der Ehe ist nicht zu lösen, sondern nur die äußere Gemeinschaft kann aufgehoben werden. Das gibt eine Zwitterexistenz, die mit der Zeit unaushaltbar wird und die Du Deinen zwanzig Jahren nicht aufbürden darfst."

Allein Philiberte hörte auf keine Vorstellungen und fuhr fort zu weinen, zu bitten, zu klagen. Schließlich legte sie sich in's Bett, versicherte sie sei schwer krank,

werde vielleicht sterben und ziehe den Tod der Rückkehr zu Theoderich vor. Endlich gelang es der mütterlichen Zusprache aus Philiberte heraus zu bringen, um was es sich denn eigentlich handele — und das war nichts weniger als ein Religionswechsel, den Philiberte und Herr von Fleuranges vornehmen wollten, um einander heirathen zu können, sobald ihre Trennung von Theoderich erfolgt sei. Und diese Trennung sei sehr leicht zu bewerkstelligen, da sie heimlich, ohne Vorwissen ihres Mannes, sein Haus verlassen habe.

„Wo ist denn Herr von Fleuranges?" fragte die Gräfin.

„Auf der Eisenbahn, die ihn schnurgerade nach Petersburg bringt, beste Mama," lautete die Antwort, durch welche sich die Gräfin etwas beruhigt fühlte, da Herr von Fleuranges in seiner neuen Stellung ohne Zweifel an andere Dinge zu denken haben werde, als an einen Religionswechsel. Um Philiberte nicht noch mehr aufzuregen, sagte sie gelassen:

„Dein Seelenzustand, liebes Kind, ist in einem solchen Aufruhr, daß Du in diesem Augenblick unzurechnungsfähig bist. Ich sehe ein, daß es am vernünftigsten ist, wenn Du vor der Hand bei deinen Eltern bleibst."

Nach dieser Versicherung schöpfte Philiberte Athem und versprach ruhiger werden zu wollen, da sie sich in Schutz und Obhut der Eltern sicher wisse. Als die

bekümmerte Gräfin ihrem Mann die traurige Lage der Dinge mittheilte, rief er:

„Ja! das wird die sicherste Lösung sein! Philiberte und Fleuranges müssen protestantisch werden!"

„So lange ich lebe wird das nicht geschehen," versetzte die Gräfin entschlossen: „der Schritt wäre unwiderruflich . . . . und folglich auch Philibertens Unglück."

„Aber soll sie denn in der Trennung von Theoderich ihr Leben vertrauern."

„Hat sie nicht verstanden mit ihm und durch ihn glücklich zu werden, — in so weit glücklich, als es sich für eine verständige christliche Gattin schickt! mehr verlange ich nicht! — so sei sie unglücklich durch die Trennung von ihm."

„Du bist eine Rabenmutter!" rief der Graf entrüstet; — aber die Gräfin brach aus:

„Was bist Du gewesen, als Du Philiberte nicht warntest vor einer Ehe mit Theoderich, mit einem blasirten Weltmenschen ohne Glauben, ohne Gott, ohne irgend eine höhere geistige Begabung, die seine sittliche Unvollkommenheit verschleiern könnte; — nur schön, nur glatt und gewandt — also blendend für ein unerfahrenes und weltlich gesinntes Mädchen, wie Philiberte war; — und sehr reich — also blendend für einen Vater, dem Glück gleichbedeutend ist mit Glanz.

Theoderich und Philiberte tragen beide die Verschuldung an dem Unglück ihrer Ehe; aber . . . . daß es überhaupt zur Ehe kam, das ist zum großen Theil Deine Schuld. Ich war dagegen und zwar aus religiösen Rücksichten. Du hast von jeher diese Rücksichten übertrieben oder ganz und gar überflüssig gefunden. Du hast Philiberte, die nie Neigung zur Frömmigkeit, viel weniger einen frommen Sinn hatte, in ihrer Richtung bestärkt, hast immer Philiberten den Vorzug vor unserer lieben vortrefflichen Lydia gegeben; — hast immer Philiberte gewarnt, nur ja nicht in der Kinderstube zu verschwinden wenn sie heirathe; — und hast, als Theoderichs Antrag kam, Philiberte ermuntert ihn anzunehmen und kein Gewicht auf den Mangel an Religion zu legen. Und jetzt, da das Elend einbricht, welches dieser Mangel stets und unfehlbar nach sich zieht, weil mit ihm die Schranke fehlt, welche der Leidenschaft ein gebieterisches: Bis hieher und nicht weiter! entgegenstellt: jetzt nennst Du, der Du das Alles mitverschuldet hast, mich eine Rabenmutter, weil ich das Uebel, das schon groß genug ist, nicht vollständig unheilbar machen will."

Die Gräfin hatte ihre Vorwürfe mit einer so heftigen Erregung gemacht, daß der Graf, der sich vielleicht in seinem Gewissen getroffen fühlen mochte, seine Stellung in der Opposition nahm, von der Sache die in Frage war absah, und nur behauptete, die Bigotterie

der Gräfin habe Philiberten eine gewisse Gleichgiltigkeit in Glaubenssachen beigebracht.

„Uebrigens," so schloß er, „sind wir im Zeitalter der Toleranz und wir wissen ganz gut, daß es vollkommen einerlei ist, ob der Mensch in die Messe geht oder in die protestantische Predigt. Weder durch das Eine noch durch das Andere wird bewirkt, daß er ein braver Mann oder ein Spitzbube sei. Das hängt von seinem Charakter ab."

„Aber was entwickelt einen guten Charakter? — gute Grundsätze. Und worauf beruhen gute Grundsätze? — auf den Glaubenslehren der christlichen Offenbarung. Und was gibt uns Kraft in den Stürmen der Leidenschaft, bei unseren guten Grundsätzen zu beharren? — der Empfang der heiligen Sacramente, welche uns die dazu nothwendige Gnade bringen. Was Dein Gerede von Toleranz betrifft, Wilibald, so singen die Spatzen auf den Dächern davon, wie man heut zu Tage tolerant für die Niederträchtigkeit jeder Art und nur intolerant für die Wahrheit, und was mit ihr zusammenhängt, ist. Nicht mir obliegt die Verantwortung dafür. Wohl aber habe ich für meine Tochter dereinst Rechenschaft abzulegen. Gott hat sie mir gegeben als ein katholisches Kind, und katholisch soll sie bleiben — und wenn sie vor Gram sterben sollte .... was übrigens nicht geschehen wird."

„Dein Fanatismus übersteigt alle Grenzen! laß doch das Kind glücklich werden in seiner Weise."

„Würdest Du nicht vorziehen Deine Tochter todt im Sarge — als lebend in Bigamie zu sehen, Wilibald?"

„In Bigamie! gräßlicher Ausdruck, der nicht auf protestantische Verhältnisse paßt."

„Desto schlimmer für sie! was für sie paßt oder nicht paßt, geht uns nichts an, Wilibald. Wir haben eine feste und sichere Richtschnur: Das Band der Ehe ist unauflöslich; — das ist katholische Glaubenslehre und Du weißt — katholisch heißt allgemein. Es ist also eine allgemeine Glaubenslehre. Wer sie verwirft, sehe zu wie er das verantworten kann; aber Bigamie bleibt Bigamie."

„Es können ganz respectable Leute sein," versicherte der Graf.

„Meine Tochter soll nicht zu ihnen gehören," versetzte die Gräfin trocken, „und mein ganzes Streben wird dahin gehen, Philiberte davor zu schützen. Daß Du mir keine Schwierigkeiten machen, vielmehr mich unterstützen wirst, darauf rechne ich, Wilibald."

Da sich die Gräfin diesmal in ihrem vollen Recht nicht blos wähnte, sondern wußte, war sie friedfertig gestimmt, bot dem Grafen freundlich die Hand und sagte, indem sie aus dem Salon in ihr Zimmer ging:

„Ich schreibe an Theoderich.“

Rüdiger hatte sich nicht in das Zwiegespräch seiner Eltern gemischt. Er stand in dieser Frage auf der Seite der Mutter und fand, daß Vernunft und Gewissen im Einklang mit der Glaubenslehre wären, und daß eine entgegengesetzte Ansicht nur aus dem Bedürfnisse der menschlichen Leidenschaften entspringe und angenommen werde, weil sie denselben schmeicheln. Ist aber der Mensch, sprach er zu sich selbst, für ein Ziel geschaffen, das über dies Erdenleben hinausliegt und ihn einer höheren Lebensordnung einreiht, so muß er, um dies Ziel zu erstreben und zu erreichen, Mittel ergreifen, die jener Ordnung entsprechen und die ihm helfen, seine Leidenschaften zu bekämpfen — nicht aber sich ihnen hinzugeben. Das ist meine Ueberzeugung . . . . aber Glaube und christlicher Glaube ist das noch nicht; es ist ein Schluß, den meine Vernunft macht. —

„Es ist doch eine miserable Existenz, Rüdiger! Du siehst mir auch ganz melancholisch aus und könntest froh und vergnügt sein!“ sagte Graf Euben und ging unmuthig im Salon auf und nieder: „Eben hat man eine Freude gehabt und sicher folgt ihr eine Unannehmlichkeit. Auf die gute Nachricht der Fürstin diese Geschichte mit Philiberte! . . . . Aber nimm sie Dir nicht allzu sehr zu Herzen und ziehe daraus die Lehre, daß ein verständiger Mann seine junge schöne Frau

nicht vernachlässigen, nicht monatelang ohne irgend eine Nothwendigkeit sich von ihr trennen und in der Welt umherschweifen soll. Dadurch kommt die Frau auf allerhand Gedanken und besonders auf den einen, sehr gefährlichen, daß es nicht sehr schwer sei ohne den Herrn Gemal zu leben . . . . woran sich denn manches Andere knüpft. Ich rathe Dir freundschaftlich, Rüdiger, laß diesen Gedanken nie in Adriane aufkommen. Jetzt aber will ich der Fürstin antworten und ihr Glück wünschen . . . . Philiberte hat mich ganz verstört . . . . Du weißt, sie war immer mein Lieblingskind . . . . aber sei überzeugt, daß Dein Glück mir nicht weniger am Herzen liegt. Ich würde sehr wünschen Dich und Dein Weibchen in der Nähe zu behalten. Glaubst Du, daß die Fürstin Euch hier lassen wird? . . . . ich muß sie nach den Plänen fragen, die jenseits Euerer Hochzeit liegen."

Bevor der Graf sein Vorhaben ausführen konnte, wurde ihm ein Telegramm gebracht.

„Von wem?" fragte Rüdiger ganz gleichgiltig, da ein Telegramm heut zu Tage die gewöhnlichste Sache von der Welt ist.

Aber der Graf antwortete nicht, wurde geisterbleich und ließ das Blatt fallen. Voll Schreck hob Rüdiger es auf und sah den Grafen fragend an. Als dieser bejahend winkte, überflog er mit einem Blick die kurze Nachricht des Banquiers, daß die Unternehmung des

Herrn van Sitart & Comp. nicht nur zusammengebrochen, sondern so zu sagen untergegangen sei, denn die Actionäre würden sich mit zwei bis drei Procent begnügen müssen.

„Also statt Einmalhunderttausend Gulden — zwei bis dreitausend!“ stammelte der Graf und zerriß wüthend das Blatt.

„Hattest Du so viel Actien genommen?“ fragte Rüdiger erschreckt.

„Genommen und baar bezahlt .... und zwar bezahlt, indem ich die Summe bei dem Banquier X. aufnahm. Jetzt schulde ich ihm Einmalhunderttausend Gulden, muß entweder eine Hypothek auf Oberau machen oder Weißenhof verkaufen — und entbehre die Zinsen des Capitals gerade jetzt, wo Du Deine Niederlassung haben mußt! .... Es ist diabolisch!“

„Bester Vater, wie bist Du dazu gekommen, Dich auf die Speculationen des Herrn van Sitart einzulassen, da Dir doch seine Antecedentien auf diesem Felde bekannt sind.“

„Ganz einfach durch Leonilla! Herr van Sitart hatte in der letzten Zeit mehr Glück als früher. Er wußte seine Tochter für seine Unternehmung dermaßen zu gewinnen, daß sie sich gleichfalls daran betheiligte. Sie schien des Erfolges gewiß zu sein .... und ist nun auch um das Ihre gebracht, während der alte Speculant aus unserm Unglück Seide spinnen mag! ....

Und daß es gerade jetzt eintritt! . . . Es ist eine Tücke des Schicksals — eine diabolische! . . . . Reich war ich nie . . . . aber ich konnte bequem leben. Einige Einschränkung würde Deine Niederlassung in Weißenhof mir auferlegt haben, denn von der Liebe zu leben ist eine unpraktische Idee . . . . sogar für ein junges Ehepaar. Und jetzt dieser Donnerschlag in dem Augenblick, wo Adriane Millionen erbt! . . . . Es ist eine Demüthigung ohne Gleichen."

Der Graf war in der heftigsten Aufregung und wünschte die Speculation, Herr van Sitart, Leonilla und sich selbst, in den Mittelpunkt der Erde versenken zu können.

„Und was wird Deine Mutter sagen!" fuhr er fort: „wie wird sie lamentiren, winseln, weinen, mir meine Unbesonnenheit einmal und zehnmal und hundertmal vorhalten. Sie ist ohnehin aufgeregt durch Philibertens Unbesonnenheit . . . . und das Alles bricht heute über uns ein, wie ein schweres Gewitter! — Rüdiger, ich bin nicht im Stande der Fürstin zu schreiben, wie es vorhin meine Absicht war und wie es sich geziemt hätte. Du mußt es übernehmen, Rüdiger, Du mußt mich vertreten. Sage ihr was Du willst . . . . was Du für das Richtige erachtest . . . . ich bin mit Allem einverstanden! . . . Schreibe ihr."

Rüdiger schrieb an Jazinta und sprach ihr zuerst seinen und seiner Eltern Glückwunsch zum Gewinn ihres Processes aus. Dann schrieb er ihr den Unfall der miß-

glückten Speculation, der zunächst seinen Vater, dann aber auch ihn betreffe, da dieser Unfall das Mißverhältniß zwischen Adrianens glänzender äußerer Lage — und der seinen, die jetzt mehr als bescheiden sei, in schreiender Weise hervortreten lasse. Er glaube nicht, daß dies in Adrianens Gefühlen und in den Ansichten der Fürstin eine Aenderung bewirken werde; er halte es aber für seine Pflicht, die Fürstin davon in Kenntniß zu setzen — auch deshalb, damit sie nie diesen Punkt seinen Eltern gegenüber berühre.

Dies Schreiben ging sogleich nach der Residenz ab und schon am andern Morgen bekam Rüdiger in einem Telegramm die Antwort:

„Die Angelegenheiten des Vaters haben nicht den geringsten Einfluß auf die des Sohnes. Jazinta."

Gräfin Euben hatte ihrerseits zwei Briefe fortgeschickt. Der eine lautete:

„Lieber Theoderich!

„Dein Aufenthalt in England verlängert sich dermaßen, daß wohl nicht anzunehmen ist, Deine Geschäfte konnten Dich ein paar Monate festhalten. Du wirst jetzt, wo die Season in London ihren Höhepunkt erreicht, Deine früheren Freunde sämmtlich wiedergefunden und frühere angenehme gesellschaftliche Verbindungen wieder angeknüpft haben. Dazu das Interesse, welches eine Weltstadt bietet, die nicht ihres Gleichen hat — und ich begreife, wie sehr Du Dich gefesselt fühlen mußt.

Dies begreifen aber nicht Alle, bester Theoderich. Man meint wenigstens, Du hättest Deine Frau mitnehmen und ihr das interessante England zeigen sollen. Es gibt Stimmungen, in welchen nichts einen so wohlthätigen Eindruck macht, als die Reise in ein fremdes Land; Stimmungen, in welchen nichts so schädlich ist, als die Einsamkeit. Gewußt habe ich das immer und gelesen sehr oft; jetzt erlebe ich es an Philiberte. Sie ist hier bei uns und ich will Dir nicht verhehlen, daß sie keine Lust hat, ja sogar, daß sie eine entschiedene Abneigung hat zu Dir zurückzukehren. Sie möchte von Dir getrennt bei ihren Eltern leben. Eine solche verkehrte Auffassung ihrer Pflicht und der Aufgabe ihres Lebens, entspringt aus einer krankhaften Verstimmung des Gemüths und darf nicht geduldet werden; denn eine solche Trennung wäre für Euch Beide ein großes Unglück. Ihr habt einen Sohn. Stirbt dies Kind, so bist Du ohne Nachkommen, ohne Erben Deines Namens, Deines Vermögens, während Philiberte des Trostes beraubt ist, in der Freude an einem Kinde das Peinliche ihrer Lage zu vergessen. Ihr würdet Beide mit der Zeit dieses Verhältniß unerträglich finden und Euch nach ein paar Jahren wieder vereinigen. Du glaubst jetzt vielleicht, es sei Dir ganz genehm ohne Philiberte zu leben; ja, Du lieferst sogar ihr und der Welt diesen Beweis. Die Flitterwochen abgerechnet, ist Euere Ehe nie so gewesen, als ob Ihr wirklich gesonnen

wäret, für einander zu leben, und ich habe oft genug, doch leider ohne Erfolg, Philiberte auf diesen großen Mangel aufmerksam gemacht. Sie schob auf Dich die Schuld und Du wirst sie ohne Zweifel Philiberten zuschieben. Ihr tragt Beide daran, weil nun einmal in der Ehe Alles gemeinsam ist. Ich habe bis jetzt diesen Punkt nicht mit Dir erörtern mögen, bester Theoderich, weil dergleichen Angelegenheiten am sichersten und zweckmäßigsten von den Eheleuten selbst behandelt und geordnet werden. Machen diese aber gar keine Anstalten dazu, entfremden sie sich sogar mehr und mehr von einander, dann wird es Pflicht, sie aufmerksam zu machen, auf welchem Irrweg sie sich befinden und zu welchem Unheil sie beiderseits gelangen, wenn sie nicht umkehren. Ich bin fest überzeugt, lieber Theoderich, schon jetzt siehst Du das Alles deutlich ein, wenn Du ein wenig überlegst, was ich sage. Ob Du es auch schon jetzt eingestehst — das ist eine andere Frage! vor der Hand erwarte ich eine solche Selbstüberwindung nicht von Dir. Ich bitte Dich nur, so dringend ein Mutterherz voll Sorgen bitten kann, überlege ohne Leidenschaft, ohne Eigenliebe den Stand der Dinge und lasse es nicht — so viel an Dir ist — zu einer Trennung kommen, die eine ganze Kette von Elend nach sich ziehen würde. Freilich würde Philiberte an diesem Elend ohne Zweifel schwerer tragen als Du, weil ihre Stellung in der Welt viel schwieriger wäre, als die Deine, und durch ihren

etwas unbesonnenen und allzu lebhaften Charakter noch schwieriger wird. Deshalb rufe ich für sie den Schutz und die Stütze an, die der Mann seiner Frau gewähren muß und beschwöre Dich in diesem Augenblick, Nachsicht mit Philiberte zu haben und ihre verkehrten Wünsche — falls sie den Muth haben sollte sie Dir auszusprechen — eben so wenig zu berücksichtigen, als ihr verkehrtes Benehmen. Ich glaube, es wird das Beste sein, sie auch nach Deiner Rückkehr eine Zeit lang bei uns zu lassen. Vielleicht verlängert sich Deine Abwesenheit; — dann wäre es sogar ganz in der Ordnung, daß sich Philiberte bei ihren Eltern aufhielte, da eine allzu große Freiheit und Selbstständigkeit für ihre zwanzig Jahre nicht wünschenswerth ist.

„Verzeihe mir dies lange Schreiben, bester Theoderich. Bange Sorge um Euere Zukunft hat es mir eingegeben. Mögest Du es mit der Gesinnung eines Sohnes aufnehmen, wie ich es mit dem Herzen einer Mutter geschrieben habe. Victorie von Euben."

Der zweite Brief, den die Gräfin schrieb und den sie an die französische Botschaft in Petersburg adressirte, war kürzer und war an den Vicomte de Fleuranges gerichtet.

„Herr Graf!

„Es gibt Augenblicke, in denen das arme schwache Menschenherz dermaßen unter dem Einfluß heftiger Leidenschaften steht, daß es gleichsam besinnungslos ist

und in diesem kläglichen Zustand auf Gedanken kommt, die es verwirft, sobald Vernunft und Nachdenken sich ruhig mit der Ausführung derselben beschäftigen. Der verkehrteste und traurigste aller Gedanken, ist der — an eine Apostasie, denn er schleudert in's Verderben für die Ewigkeit. Dennoch hat eine junge unglückliche Frau ihn gefaßt und zwar unter Ihrem Einfluß, Herr Graf. Ich bin überzeugt, daß Sie die Thorheit und Sündhaftigkeit dieses Gedankens einsehen, bevor Sie noch Petersburg erreicht haben und daß Sie ihn dort an dem Maßstab der Vernunft und der gegebenen Verhältnisse messen und sonnenklar erkennen werden, daß er unausführbar ist. Diese Ueberzeugung, welcher sich ein verständiger Mann nicht verschließen kann, ist aber auch der jungen Frau beizubringen, die ihn, wie ich glaube, mit ihrer lebhaften Phantasie ernster aufgefaßt hat, als Sie, Herr Graf. Ich erbitte mir dazu Ihre Mitwirkung. Diese besteht einfach darin, daß Sie nach drei bis vier Wochen der betreffenden jungen Frau erklären, eine Apostasie gehöre in das Reich der Unmöglichkeit.

„Mit dieser Erklärung fallen alle Folgerungen über den Haufen, welche an die Apostasie geknüpft waren — und eben dieses bezwecke ich. Welchen Eindruck Ihre Erklärung machen wird, sei Ihnen gleichgiltig. Sie haben in dieser Sache gar keine andere Rücksicht zu nehmen, als auf die Wohlfahrt der jungen Frau: Ein Gentleman wie Sie, wird davon durchdrungen sein und

wird gern persönliche Gefühle zum Opfer bringen, wenn er dadurch die Ruhe des Herzens und die Wünsche des Lebens eines jungen Wesens erkaufen kann, das eine allzu lange Zukunft vor sich hat, um der bitteren Reue darin einen Platz einzuräumen. Ich verbleibe ꝛc.

Victorie Gräfin Euben."

Rüdiger blieb noch zwei Tage in Oberau. Als er seine Eltern und Philiberte ruhiger fand, kehrte er nach der Residenz zurück, um mit Jazinta nothwendige Rücksprache über ihre Zukunftspläne zu nehmen. Leonilla war in Waldenhausen angekommen, hatte sich aber nicht in Oberau sehen lassen, sondern nur der Gräfin ein paar Zeilen geschrieben und gesagt, Edwin sei etwas unwohl.

„Vorwand!" sagte der Graf: „die mißglückte Speculation des Herrn Papa und deren Folgen für sie und für mich sind ihr peinlich; deshalb kommt sie nicht."

„Glaubst Du, daß Leonilla auch verloren hat?" fragte die Gräfin.

„Nun, das versteht sich von selbst."

„O, nein! es ist sehr die Frage."

„Hätte Leonilla Kunde von einer Gefahr gehabt, so würde sie mich gewarnt haben . . . . das ist meine feste Ueberzeugung."

„Ich will nicht streiten," erwiederte die Gräfin: „aber ich theile nicht diese Ueberzeugung."

„Dein Vorurtheil gegen Leonilla ist nun einmal nicht auszurotten."

„Eben so wenig, wie Deine Vorliebe für sie."

„Diese Vorliebe macht mich wenigstens gegen Niemand ungerecht," erwiederte der Graf so fest, als ob er entschlossen sei, in diesem Punkt das letzte Wort zu behalten. Doch die gute Gräfin verzichtete nicht auf dies unveräußerliche Recht der Ehefrau und versetzte:

„Die blinde Vorliebe ist schon an sich selbst eine Ungerechtigkeit gegen Andere."

Er schwieg ermüdet.

Drittes Kapitel.

Rüdiger ging mit dem Nachtzug nach der Residenz. Er dachte nicht, daß Jazinta de Alcamo die Verpflichtungen inne halten werde, die Espérance Sisania übernommen hatte, und ging um neun Uhr Morgens von freudiger Ungeduld gedrängt, in ihre Wohnung. Filomena empfing ihn mit der Nachricht, die Signora sei bereits in die Gemäldegallerie gegangen, um ein Bild zu vollenden. Adriane aber hatte Rüdigers Stimme gehört: sie flog ihm frohlockend entgegen und als er fragte, ob er bleiben dürfe, rief sie:

„Gewiß! gewiß! ich habe so viel zu sagen."

Ihr Gespräch mit Leonilla und die Gedanken, die sich daran knüpften, waren durch das Ereigniß, das ihren Namen und ihre Stellung in der Welt gründlich veränderte, in den Hintergrund getreten. Jetzt auf einmal erinnerte sie sich dessen und daß Leonilla ihr gerathen habe, Rüdiger zu befragen, wenn sie mit ihm allein sei, und sie beschloß den günstigen Augenblick zu benutzen. Zuvor aber erzählte sie ihm ausführlich, was

Mario Tarregiano geschrieben hatte und daß es die Absicht der Mutter sei, am Ende der Woche abzureisen, schnurgerade nach Palermo. Sobald sie sich dort etwas orientirt und alle Angelegenheiten in Ordnung gebracht habe, dürfe Rüdiger kommen.

„Und dann," setzte sie lieblich hinzu, „dann bleiben wir immer beisammen .... nicht wahr, Rüdiger, immer! immer!"

Von der zärtlichen Zuversicht in ihrem Blick, ihrem Ton ganz ergriffen und hingerissen, rief Rüdiger:

„O, Adriane, ich verdiene das Glück nicht."

„Verdienen?" erwiederte sie ernst: „ja, was verdient man denn? .... ich weiß es nicht. Wenn wir aber vor dem lieben Gott auf die Knie fallen, ihm für seine Gabe danken und ihn bitten sie uns zu erhalten und unser Glück fort und fort zu segnen, so dürfen wir hoffen, daß er uns als seine guten Kinder behandelt. Und deshalb denke ich auch, Rüdiger, daß wir zusammen, bevor ich abreise, die heiligen Sacramente empfangen wollen."

Rüdiger erbleichte und schwieg. Adrianens sonnenhelles Auge wurde tief ernst, als sie dies wahrnahm. Ihr Blick schien in den Grund seiner Seele dringen zu wollen, als sie leise und langsam fragte:

„Nicht wahr, Rüdiger, das wollen wir thun?"

„Ich weiß nicht, ob mir das möglich sein wird," gab er eben so leise zur Antwort.

„Warum nicht möglich, Rüdiger?" fragte sie zitternd und alle Farbe wich aus ihrem Antlitz; sogar ihre Lippen erblaßten.

„Es ist mir nicht möglich," versetzte er tonlos.

„Sollte Leonilla Recht haben," fragte sie eindringlich.

„Leonilla! was sagt Leonilla!" rief er aufgeregt.

„Sie sagte, Rüdiger von Euben sei ein Mann ohne Glauben . . . . sei kein Christ . . . vielleicht sagte sie es mit anderen Worten . . . . aber dies war der Sinn . . . . und ist das so?"

Ein furchtbarer Kampf zerwühlte Rüdigers Herz, bis er endlich hervorbrachte:

„Ungefähr so."

Aber unerbittlich fuhr Adriane fort:

„In diesem Punkt gibt es nichts Halbes. Was die heilige katholische Kirche zu glauben vorstellt, weil sie den vollen Schatz der Offenbarungslehren umfaßt und die Lehrerin der Völker bis zum jüngsten Tage ist — das glaubt man, wenn man ein katholischer Christ ist . . . . und wird man darüber auf Seele und Gewissen befragt, so antwortet man Ja oder Nein."

„Nein!" sagte Rüdiger dumpf und starr.

„Nein?" schrie Adriane im hellen Klageton und sank wie gebrochen auf einen Sitz.

„Adriane!" rief er, fiel ihr zu Füßen und faßte ihre Hände: „nur jetzt kein Urtheil über mich . . . . oder ein barmherziges."

Sie zog ihre Hände zurück, hob sie zum Himmel auf und sagte unter strömenden Thränen:

„Lebe wohl, mein Glück!"

„Keine Entscheidung, Adriane! ... aus Barmherzigkeit keine Entscheidung in dieser Aufregung!" flehte er.

„Und warum nicht jetzt? . . . würde ich tausend Jahre alt — nie würde ich etwas Anderes sagen als: lebe wohl, mein Glück!"

„So sage denn auch ich: lebe wohl, Adriane!" sprach Rüdiger entschlossen, erhob sich und ging der Thüre zu.

Da sprang Adriane auf, kam ihm zuvor, warf sich vor der Thüre auf ihre Knie, breitete beide Arme aus und rief:

„Nein! . . . Nein! . . . ich fasse ihn nicht, diesen Abschied für immer, diese Trennung auf ewig! es kann nicht sein, Rüdiger . . . . der Glaube ist ja ein Bedürfniß unseres Herzens, eine Forderung unserer Vernunft . . . . wir können uns ja gar nicht von ihm lossagen, ohne trostlos, ohne lichtlos zu werden . . . . und das sollten Sie gethan haben? . . . . Vielleicht in einem Anfall von Wahnwitz, von Bethörung . . . . was weiß ich! — aber der kann nicht dauern, der ist vorüber, nicht wahr?"

„Ja wohl, in einem Anfall von Wahnwitz!" erwiederte er finster: „aber was damals zerstört und verwüstet worden ist . . . das bleibt leer . . . . und das ist in meiner Seele die Stelle, wo der Glaube gelebt hat."

„Das kann nicht sein . . . das darf nicht fort

dauern! . . . Du bist ja kein böser Mensch! ist es denn möglich, daß Du nicht an Gott glaubst!"

„Nicht an den dreieinen Gott der Offenbarung, den die Kirche lehrt; nicht an die Kirche als eine göttliche Anstalt zum Heil, zur Beseligung der Menschheit .... und folglich auch nicht an ihre Dogmen. Ich kann nicht lügen, Adriane."

„Ich auch nicht, Rüdiger . . . . und deshalb sollst Du wissen, daß zwischen Dir und mir Alles aus und vorbei ist, wenn Du dies Zimmer verläßt ohne mir das Versprechen gegeben zu haben, in den nächsten Tagen die heiligen Sacramente zu empfangen."

„Ich kann das Versprechen nicht geben."

„O, Rüdiger, bedenke was Du thust, bedenke wie lieb ich Dich habe! ich würde Dich ja gern mit meinem Leben für den Glauben erkaufen. Aber mich mit Dir verbinden, wenn wir nicht im Glauben vereinigt sind — das kann ich nicht. Thäte ich es, so setzte ich meine Seele auf's Spiel, die durch Deinen Einfluß auf mich von Deinen verkehrten Ansichten angesteckt werden könnte . . . . und das darf ich nicht wagen. Ich darf keinen Schritt rückwärts thun . . . . aber Du, Rüdiger, Du mußt ihn vorwärts thun" . . . . —

„Nie gegen meine Ueberzeugung und am wenigsten jetzt, da Du eine reiche Erbtochter geworden bist. Du hast mein Herz gewonnen, als Du ein fremdes Kind warst — ich habe Dich geliebt, als Du Adriane

Sisania warst — mir persönlich liegt nichts weder an Deinem Namen, noch an Deinem Vermögen — ich werde Dich lieben, so lange mein Herz schlägt — Dein Besitz wäre eine Glückseligkeit, für die ich keinen Namen weiß — aber ich verzichte darauf, wenn ich sie nur um den Preis meiner Ueberzeugung erringen kann."

„Gräßlich!" rief Adriane: „welch ein häßlicher Fleck fällt auf meinen Charakter, wenn ich unsere Verbindung in dem nämlichen Augenblick abbreche, wo Vermögen und Name mir zufallen. Es hat ja den Anschein, als verlangte ich jetzt eine glänzendere Heirath zu machen. O gräßlich! . . . . Doch das hilft nichts! ich muß auch das hinnehmen, auch das ertragen . . . . und ich kann Alles ertragen, wenn ich den Schmerz ertrage Dich zu verlieren. O, Rüdiger! rette Deine Seele vom Verderben und rette mich aus diesem Abgrund von Schmerz."

Sie lag noch immer auf den Knieen, in Thränen schwimmend, die Hände ringend, aufgelöst in den zwiefachen Schmerz um die Seele des Geliebten und um ihr verlorenes Glück. Beides war für sie so innig verbunden, ging so fest Hand in Hand, daß eine Schwankung ihr gar nicht in den Sinn kam. War Rüdiger kein gläubiger Katholik, so konnte sie nicht seine Gattin werden — das stand klar vor ihrer Seele. Dies Opfer mußte gebracht werden. Sie war unerschütterlich in ihrem Heldenmuth. Je mehr Rüdiger gewahrte wie sie litt und welche

Gewalt sie ihrem Herzen that, um es von ihm loszureißen, desto heftiger wurde sein Kampf, denn er wurde nicht, wie sie, von der Gnade gestärkt und getragen. Die Leidenschaft ist eine Schlange, die den ganzen Menschen umstrickt und seinen Willen, seine Vernunft, seine Erkenntniß, seine sämmtlichen Fähigkeiten unterjocht und sie sich dienstbar macht. Nur nach und nach kann sich der Mensch von dieser Schlange befreien, ihre Ringe lösen. Nur ganz allmälig, und oft sehr langsam und nicht ohne Rückschritte, kommt der Wille wieder zu Kräften und die Vernunft zum Licht. Seine Leidenschaft für Leonilla hatte Rüdiger überwunden; allein er litt noch an deren Folgen: an Schwäche des Willens und Verblendung des Verstandes. Er sagte sich nicht, welche göttliche Kraft in einem Glauben liegen müsse, der diesem kindlichen, liebenden jungen Wesen eine so heldenhafte Entsagung zumuthe und möglich mache. Er fand hingegen ihren Ton gebieterisch, unweiblich. Adriane war allerdings die Tochter ihres Vaters, sehr heftig in ihren Gefühlen, sehr lebhaft im Ausdruck derselben und sehr erregt in ihren Kämpfen. Das Alles hatte bisher in ihr geschlummert. Ihr Leben war ein klares Bächlein gewesen und ihre Liebe für Rüdiger hatte dessen friedlichen Lauf nicht verstört. Urplötzlich fand sie sich aus der Windstille in den Sturm, aus dem Bach auf die hohe See geschleudert. Urplötzlich sah sie sich auf dem Punkt, wo der Mensch zu wählen hat zwischen

Himmel und Erde, zwischen seinem Gewissen und seinem Herzen, zwischen Gott und einem Götzen. Sie besann sich nicht: sie wählte. Aber sie fühlte die Wucht ihres Opfers, und jedes Wort das sie sprach war ein Schrei, den der Seelenschmerz ihr erpreßte. Rüdiger fand sie zornig. Er ging in seiner verblendeten Stimmung so weit, den Verdacht auf Adriane zu werfen, daß sie in ihrer früheren Lebensstellung minder entschieden sich ausgesprochen — vielleicht sogar ganz geschwiegen hätte. Endlich fiel ihm auch ein, daß Adriane Leonilla's erwähnte. Hatte ihr Leonilla etwa von Rüdigers Leidenschaft für sie gesprochen? war es etwa Eifersucht, die Adriane aufreizte und die den Zwiespalt im Glauben nur vorschützte, um ihn zu kränken oder gar um einen Bruch herbei zu führen. — — Aber dann sah er sie in ihrer Trostlosigkeit auf den Knieen weinen und flehen — nicht um seine Liebe, nicht um ihr Glück — nein! . . . um seine Seele. Und welch ein Kleinod der Seele, welch ein Schönheitsstral in der Seele mußte der Glaube sein — welch ein unerhörter, unersetzlicher Mangel andererseits mußte in der Seele sein, wo er fehlte, da dieser Mangel für Adriane eine Kluft bildete, welche keine Liebe auszufüllen vermochte.

Das Alles wogte auf und nieder in seiner Brust, und die Vorstellung, Adriane in dem Augenblick zu verlieren, wo er unter den schönsten Zukunftsverheißungen ihrem Besitz so nahe war, zerfleischte sein Herz wie

mit Geierkrallen. Und doch konnte er sich nicht überwinden Dasjenige sich unter die Füße zu legen, was er seine Ueberzeugung nannte, und was doch nichts Anderes war, als die Umringelung seines Willens durch die Schlange, die nicht leiden wollte, daß sein Hochmuth sich beuge und bekenne: Ich habe geirrt.

Er suchte sich zu fassen und Adriane zu überzeugen, daß er mit nichten ungläubig sei, daß er an ein höchstes Wesen, an Gott, glaube — und er sprach lange in diesem Sinn. Ja, er hoffte, sie beruhigt zu haben, denn sie hatte ihre Thränen getrocknet und sich neben ihn gesetzt. Als er endlich nichts mehr zu sagen wußte, wendete sie ihr schönes, von Schmerz verstörtes Antlitz ihm zu und gab ihm mit unbestechlicher Klarheit zur Antwort:

„Das will ich nicht bezweifeln, denn der Muhamedaner, der Jude, der Heide sogar, glaubt an ein höchstes Wesen. Aber unter dieser Bezeichnung kann sich ein Jeder denken, was ihm beliebt. Dies genügt nicht, Rüdiger, um die heiligen Sacramente zu empfangen. Und das steht nun einmal fest bei mir: ich werde nie! nie! die Frau eines Mannes, der sich von Gottes Gnade ausschließt und die heiligen Sacramente verschmäht."

„Gott kann auch durch andere Canäle seine Gnade mittheilen, Adriane."

„Das kann er und das thut er, zum Beispiel

durch das Gebet — ich weiß es, Rüdiger. Allein Du empfängst das heilige Sacrament der Ehe nicht würdig, wenn Du Dich nicht durch die Sacramente der Buße und der Communion darauf vorbereitet hast. So spricht die heilige Mutter, die Kirche, und ihre Stimme ist die Stimme Gottes, denn in ihr lebt der heilige Geist, der uns alle Wahrheit lehrt."

„Lasse die Theologie bei Seite, Adriane, und gönne auch der Liebe eine Stimme neben dem Glauben."

„Ich verstehe mich nicht auf Theologie, sondern nur auf den Katechismus, den die Kinder lernen, und den auch Du in Deiner Kindheit gelernt und jetzt nur ein wenig vergessen hast. Aber nicht wahr, Rüdiger, lieber geliebter Rüdiger, Du wirst Dich auf ihn besinnen? .... Hörst Du denn nicht, daß das die Stimme der Liebe ist?"

„Nein, Adriane! die Liebe, wie ich sie mir in ihrer höchsten Macht vorstelle, nimmt ihren Flug hoch hinauf über verschiedenartige Ansichten und Meinungen."

„Wohlan, Rüdiger, so nimm Du diesen Flug, denn Du hast nur Ansichten und Meinungen zu überfliegen. Ich kann es nicht .... denn ich stehe fest auf dem Glauben und mit mir .... meine Liebe."

Er sprach noch Vieles; — ganz umsonst.

„Laß das!" sagte sie endlich: „es ist aus und vorbei mit dem Glück, das ich gehofft habe. Bin ich

Deiner nicht sicher für die Ewigkeit, so mag ich Dich nicht für die Zeitlichkeit besitzen. Der Himmel — das ist die Stätte der Liebe. Die Erde ist es nicht."

Sie stand auf und sagte mit festem Tone, aber mit blassen zitternden Lippen:

„Lebe wohl, Rüdiger meines Herzens."

Aber nun warf er sich ihr zu Füßen und beschwor sie in einem Ausbruch der glühendsten Zärtlichkeit, Mitleid mit ihm und mit sich selbst zu haben. Doch sie bewegte verneinend ihr schönes Haupt, blickte ihn unaussprechlich traurig an, beugte sich zu ihm herab, küßte flüchtig seine Stirne und entwich wie ein Schatten mit bebendem Klagelaut:

„Lebe wohl, Rüdiger."

Die Thüre des Nebenzimmers fiel hinter ihr in's Schloß. Mit einem Gemisch von Verzweiflung und Ingrimm drückte Rüdiger die geballte Hand vor seine Stirne und flüsterte: O, Leonilla .... Fluch meines Lebens! — — Dann verließ er den Salon und sagte im Vorzimmer zu Filomena:

„Ich bitte, sagen Sie der Frau Fürstin, ich sei abgereist."

„Wohin, Herr Graf, wird die Frau Fürstin fragen;" versetzte Filomena etwas verwundert.

„Wohin? .... das weiß ich nicht .... das wird sich finden. Die Welt ist weit."

„Herr Graf scheinen unwohl zu sein," sagte

Filomena beängstigt durch sein verstörtes Benehmen.

„O, gar nicht! . . . . Addio Filomena," erwiederte er, versuchte zu lächeln und eilte hinweg.

Filomena ging bestürzt in den Salon. Adriane war nicht da. Sie wollte in's Nebenzimmer gehen und fand die Thüre verschlossen. Sie klopfte an und bat um Einlaß. Adriane antwortete:

„Ich werde Dich rufen sobald ich Dich nöthig habe, Filomena."

Filomena gerieth in große Angst. Sie hätte gern Jazinta von der Gemäldegallerie herbei gerufen; allein der Weg war weit und sie getraute sich nicht Adriane allein zu lassen. Sie ging ein paarmal an die verschlossene Thüre, horchte und klopfte an. Adriane erwiederte immer:

„Noch nicht, Filomena . . . . bald! bald!"

Filomena wurde ganz mißmuthig und sprach bei sich selbst: Thorheit, daß ich mich quäle! Verliebte haben ihre Launen und zanken zuweilen mit einander, um sich hernach desto inniger zu versöhnen. Es mag so etwas hier vorgefallen sein. — Und sie ging an ihre Geschäfte.

Viertes Kapitel.

Es war ein ganz unbeschreibliches Gefühl, womit Jazinta den letzten Pinselstrich an dem Gemälde that, das sie auf der Bildergallerie malte. Dieser Strich war der Grenzstein, der für immer einem mühseligen Abschnitt ihres Lebens ein Ende machte, einem langen Abschnitt voll Sorgen, voll Anstrengung, voll Kummer, im welchem sie keine Stütze und keinen Trost hatte, außer in dem Gedanken, ihre Pflicht als Mutter zu erfüllen. Wie viel Thränen sie geweint, welche bittere Angst sie ausgestanden, mit welchen Entmuthigungen sie gekämpft hatte — wie finster ihr die Zukunft mit den tausend Wechselfällen, welche den Menschen treffen können, ihr zuweilen erschienen war — das Alles zog jetzt mit diesem einen Pinselstrich an ihrem innern Auge vorüber. Sie hatte Don Diego's Recht erkämpft; sie hatte ihrer Tochter die Stellung in der Welt erkämpft, die ihr gebührte — und das hatte sie vollbracht mit Gott und mit ihrem Pinsel. Rührung, Dankbarkeit, Wehmuth, Freude, durchfluteten ihr Herz

in einem namenlos seligen Gemisch, aus welchem immer wieder und wieder, gleich dem Arom aus glühenden Weihrauchkörnern, heißer Dank gegen Gott aufstieg, der ihr diesen dornenvollen und kreuzesschweren Pfad angewiesen hatte — aber auf demselben auch ihr Führer, ihr Helfer, ihr Tröster gewesen war.

All' diese Trübsal lag nun hinter ihr. Die Nacht war vorüber und der Tag angebrochen; — ja, um so heller, als die Schatten, die aus ihrem Jugendleben in ihn hinein hätten fallen können, mit Don Diego und Hyazinthe in's Grab gesunken waren. Sie war Fürstin Alcamo und Adriane war die Erbin ihres Vaters.

So, mein treuer Freund! sprach Jazinta bei sich selbst und küßte dankbar ihren Pinsel: dein schwerer Dienst ist jetzt zu Ende, doch zu meinem Vergnügen werde ich dich fort und fort brauchen und nie vergessen, was ich dir schuldig bin. —

Darauf begab sie sich zu dem Kunsthändler, der die Signora Espérance Sisania sehr protegirt hatte, sagte ihm, daß sie in ihre Heimat zurückkehre und nicht mehr Zeit habe ihr Gemälde zu firnissen; er möge dieses und auch die Versendung desselben an eine russische Fürstin besorgen. Endlich kehrte sie in ihre Wohnung zurück.

Verstört kam Filomena ihr entgegen, reichte ihr einen Brief und sagte, ein Diener aus dem Euben'schen

Hause habe ihn gebracht und habe auf ihre Frage gesagt, Graf Rüdiger sei in der Frühe angekommen, habe sich umgekleidet und gefrühstückt, sei ausgegangen, sei nach zwei Stunden wieder gekommen, habe den Brief geschrieben und, als er ihn dem Diener zur Besorgung gab, gesagt, er reise auf der Stelle ab; — und mit diesen Worten sei Graf Rüdiger in den Wagen gestiegen und zur Südbahn gefahren.

„War er hier?“ fragte Jazinta.

„Ja, gewiß! ungefähr zwei Stunden, zwischen neun und eilf Uhr.“

„Nun, dann wird Adriane wissen, weshalb er abgereist ist,“ sagte Jazinta, ging in den Salon und erbrach gleichgiltig den Brief. Doch kaum hatte sie die paar Zeilen überflogen, so rief sie:

„Adriane!“

Bleich und starr wie ein Marmorbild trat Adriane langsam ein, kniete vor ihrer Mutter nieder und legte den Kopf auf deren Schooß.

„Erkläre mir was Rüdiger meint,“ sagte Jazinta und las:

„Adriane hat Unmögliches von mir begehrt. Da „ich es ihr nicht gewähren konnte, hat sie mir mit der „äußersten Entschiedenheit erklärt, demzufolge könne von „unserer Verbindung keine Rede sein. Nie werde ich „aus Nachgiebigkeit gegen Adriane meine Ueberzeugung „verleugnen. Wir sind also auf immer getrennt! —

„Ich danke Ihnen ewig für das Wohlwollen, das Sie, „gnädigste Fürstin, mir bewiesen haben, indem Sie „das Glück Ihrer Tochter mir anvertrauen wollten; „aber Adriane zweifelt an diesem Glück — und das „ist entscheidend! — Bewahren Sie mir diese wohl„wollende Gesinnung, wenn es möglich ist, und in „jedem Fall, gnädigste Fürstin, schenken Sie mir Ihr „Mitleid.“

„Was soll dies Alles heißen?“ setzte Jazinta hinzu: „was hast Du verlangt?“

„Daß Rüdiger mit mir vor unserer Abreise die heiligen Sacramente empfange; weiter gar nichts,“ entgegnete Adriane.

„Und auf seine Weigerung hast Du alsbald mit ihm gebrochen?“

„Das versteht sich!“ sagte Adriane mit der größten Entschiedenheit: „ich habe ihn gebeten, ihn angefleht . . . . ich habe zärtlich und habe ernst mit ihm gesprochen . . . . auch er hat gesprochen . . . . allein er blieb bei seiner Weigerung so fest wie ich bei meinem Verlangen — und folglich . . . . sagte ich ihm Lebewohl.“

„Ohne ihm Zeit zu geben sich zu besinnen, ruhig zu überlegen? . . . . o, mein armes Kind, was hast Du gethan?“

„Was ich thun mußte, theure Mama.“

„O nein, armes Kind! Du hast ihn jetzt vielleicht

für immer von der Kirche zurückgeschreckt, für die Du ihn hättest gewinnen können, wenn Du ihm nicht die Besinnung geraubt hättest."

„Er hatte alle Zeit sich zu besinnen, Mama. Wir haben ein paar Stunden hin und her gesprochen."

„Ja wohl, hin und her! Beide in Aufregung, Beide in Leidenschaft, Beide in Schmerz!"

„Ganz richtig, Mama, so war es."

„Und von einem solchen Gespräch läßt Du eine Entscheidung abhängen, die seinem und Deinem Leben — Gott weiß welche Richtung gibt! Hättest Du ihm wenigstens eine Frist gegönnt .... mich mit ihm reden lassen .... er wäre zu gewinnen gewesen."

„Tadelst Du mich?" rief Adriane trostlos: „Ach! .... ich habe dies schwere, schwere Opfer doch nur gebracht aus Liebe zu Gott .... denn Gott kann nicht mit Wohlgefallen auf einen Menschen schauen, der Das verachtet, was er offenbart hat .... der ihm nicht in der Weise dient, wie er es verlangt."

„Gewiß nicht mit Wohlgefallen, aber mit Geduld, mit Langmuth, mit Erbarmen, Adriane! Zu solchen armen Menschen sendet Gott seine Boten, seine Werkzeuge, um deren Bekehrung zu versuchen, zu betreiben — aber in seinem Geist, nicht hastig, nicht gewaltsam. Ein solcher Bote Gottes hättest Du für Rüdiger sein können, sein sollen, mein armes Kind. Dein Opfer ist groß, und Gott, der auf den guten Willen sieht,

wird es Dir lohnen .... aber dem armen Rüdiger kommt es nicht zu gut."

„Doch, Mama, doch!" rief Adriane feurig: „ich will Gott bitten nicht an mir mein Opfer zu lohnen, sondern an Rüdigers Seele. Wird die gerettet, so ist das ein so großes übernatürliches Glück, daß ich vielleicht den Verlust meines irdischen Glückes darüber verschmerzen kann."

„Und hast Du denn wirklich ganz entschieden Euere Trennung ausgesprochen?"

„Ganz entschieden, Mama."

„Und das in einem Augenblick, wo Graf Euben pecuniäre Verluste hatte und Du Millionen erbtest."

Adriane stieß einen hellen Schrei aus.

„Nein, Mama! .... Nie wird Rüdiger etwas Niedriges von mir glauben."

„Das hoffe ich, Adriane! .... Aber nie wird Rüdiger den geringsten Schritt thun, um sich der Erbin von Millionen wieder zu nähern, wenn sie ihm nicht irgend wie ein Hinterpförtchen offen ließ."

„O nein, Mama, das that sie nicht!" sagte Adriane: „ach, vergib mir, daß ich Dir jetzt Kummer mache, da wir doch so froh sein könnten."

Sie blickte so flehend mit aufgehobenen Händen zur Mutter empor, daß diese wehmüthig ihre Hand über Adrianens verweinte Augen legte und zärtlich sagte:

„Mein liebes armes Kind, Dir selbst hast Du ja

den allergrößten Schmerz bereitet. Es ist aber geschehen . . . . unwiderruflich geschehen — und so müssen wir gelassen die Folgen tragen. Hier hält uns nichts mehr zurück. Unter anderen Verhältnissen hätte ich meinen Weg nach Italien über Oberau genommen, weil Graf Euben in einer gedrückten Stimmung ist. Selbstverständlich kann jetzt davon keine Rede sein . . . . und ich denke wir reisen je früher desto lieber ab."

„O ja, liebe gute Mama! laß uns abreisen so bald wie möglich, und so weit wie möglich fortgehen, damit nichts mich an Rüdiger erinnere."

Unter Strömen von Thränen, die zeitweise ihre fieberhafte Erregung beschwichtigten, brachte Adriane die nächsten Tage zu. Ihr wollte das Herz zerspringen vor Schmerz, auf diese Weise den Ort zu verlassen, wo sie ihren kurzen Traum von Glück geträumt hatte; aber sie klagte nicht. Sie blieb fest und entschieden. Ihre Mutter sagte:

„Du begreifst, daß ich den Sachverhalt einfach an Graf Euben schreibe. Willst Du etwa ein paar Zeilen an die gute Gräfin beifügen?"

Hatte Jazinta gehofft, Adriane werde diese Veranlassung benutzen, um der Sache eine mildere Wendung zu geben, die allenfalls eine Anknüpfung ermöglicht hätte, so irrte sie; denn Adriane antwortete traurig:

„Nein, Mama! . . . . ich könnte der guten Gräfin

nichts weiter schreiben als: Ich — und Rüdiger ohne Gott und Glauben — wir passen nicht zusammen. Und das würde ihr unaussprechlich wehe thun .... und mir noch tausendmal mehr."

Jazinta hegte in ihrem Herzen die Ueberzeugung, daß Rüdiger nicht im Unglauben verstockt sei, daß der Sturm, der seine Seele durchtobt hatte, freilich gar viele schöne Blüten abstreifte, doch nicht die Keime für einen neuen Frühling hinwegfegte; daß milde Schonung und der unmerkliche Einfluß eines Glaubens, der mehr durch das tägliche Leben als durch Worte zum Vorschein kommt, die beste Wirkung auf ihn haben würde. Deshalb hatte sie Adrianens Vermälung nicht beeilt; ja, sie hatte bei sich selbst den Entschluß gefaßt die Hochzeit hinaus zu schieben und in ihrem ersten Schreiben an Graf Euben nur deshalb auf den Spätsommer hingedeutet, damit der Graf nicht etwa glaube, es liege der jungen Millionärin oder deren Mutter unter den veränderten Verhältnissen nichts mehr an dieser Verbindung. Wie fest aber auch ihre Hoffnung auf Rüdigers Bekehrung war — Gewißheit hatte sie nicht; Gewißheit konnte sie ihrer Tochter nicht versprechen, um so weniger, als sie sehr klar sah, daß Adrianens bestimmte Herausforderung bei Rüdigers in sich gekehrtem Charakter, nachtheilig auf ihn gewirkt haben müsse. Vielleicht war er jetzt für immer von einem Ziel zurückgeschleudert, das ihm erreichbar gewesen wäre ....

und zwar durch die Hand, welche von der göttlichen Vorsehung bestimmt zu sein schien, ihn diesem Ziel zuzuführen. Heißer Schmerz erfüllte Jazinta bei der Vorstellung, daß Adriane für immer unglücklich und Rüdiger für immer elend werden könne. Und dies mußte gerade in dem Augenblick eintreten, wo sie zum ersten Mal in ihrem Leben in der Ruhe der äußeren Umstände verbunden mit Frieden in ihrer Seele war. Sie konnte weiter nichts thun als wiederum, nur anders als bisher, sich und ihr Kind in die Arme Gottes und seiner himmlischen Führungen zu werfen.

Jazinta schrieb an Graf Euben:

„Verehrter Graf!

„Das abgenutzte Bild vom Donnerschlag aus blauem Himmel ist doch das einzige das ich brauchen kann, für Sie wie für mich, da ich mich genöthigt sehe Ihnen die Mittheilung zu machen, daß die Verbindung unserer Kinder sich aufgelöst hat. Wer die größere Schuld trägt, maße ich mir nicht an zu entscheiden. Die traurige Thatsache steht fest und ich denke, Graf Rüdiger wird Ihnen das Nähere mitgetheilt haben.

„Heute Abend trete ich mit meiner Tochter die Reise nach unserer Heimat an. Ich hatte gehofft, daß dies mit anderen Gefühlen stattfinden — und daß ich ein glückliches Kind unter das Dach ihrer Väter zurückführen würde. Es sollte nicht sein. Adrianens schöne frische Jugend ist geknickt vom bittern Herzeleid

und sie ist mein einziges Kind. Dies Wort spricht meinen ganzen Schmerz aus und Sie werden ihn begreifen, Sie verehrter Graf und die Gräfin Ihre Gemalin.

„Es bleibt mir nichts übrig als zu wiederholen, daß die dankbarste Erinnerung an Sie mich durch das Leben begleiten wird, und daß ich unwandelbar in dieser Gesinnung verharren werde.

Jazinta Fürstin Alcamo."

Jazinta hatte ganz richtig vom Donnerschlag aus heiterm Himmel gesprochen, denn diesen Eindruck machte ihr Brief, als er in Oberau gelesen wurde. Von Rüdiger hatte man noch keine Kunde; man wähnte ihn in der Residenz bei seiner Braut.

„Was kann sie trennen?" fragte der Graf ganz erstarrt vor Schreck.

„Ein religiöser Zwiespalt," sagte die Gräfin in Thränen ausbrechend.

„Nein . . . . Leonilla!" rief Philiberte.

„Unsinn!" murmelte der Graf.

„Keineswegs, Papa! Adriane hat erfahren was weltkundig ist: Rüdigers Leidenschaft für Leonilla . . . . und sie fürchtet für ihre Zukunft."

„Nein! so weit denkt ein junges, liebendes Mädchen nicht," sagte die Gräfin; — „und am wenigsten diese arglose Adriane. Sie vertraut dem Mann, den sie liebt, im Punkt der Liebe. Aber was den Glauben betrifft" . . . . —

„Es wäre doch allzu einfältig," fiel der Graf ein, „wenn Adriane Schwierigkeiten erhoben hätte, weil Rüdiger nicht so viel Paternoster betet wie sie."

„Bester Wilibald, Du weißt nicht, wie es in dieser Beziehung mit Rüdiger steht .... und ich fürchte, daß Adriane mehr weiß als wir Alle."

„Nun wohlan, so bessere sie ihn! einer schönen Braut wird das sehr leicht."

„Mit der Oberfläche begnügt sie sich nicht .... sie wird ohne Zweifel eine Bekehrung verlangen."

„Ich bitte Dich, Victorie, fasele nicht, rede vernünftig!" sagte der Graf und ließ ganz matt die Hände sinken: „dies ist ja ein unsäglich trauriges Ereigniß. Es hat so lange gewährt, bis Rüdiger sich entschloß an eine Heirath zu denken. Endlich thut er es. Wir sprechen uns mit seiner Wahl zufrieden aus, obgleich sie viel zu wünschen übrig ließ, weil wir froh sind, daß es dahin kam. Wir richten uns auf seine Heirath ein. Da trägt sich eine merkwürdige unerwartete Verwandlung zu, die unsere Wünsche überflügelt — eine Verwandlung so glänzend, als ob sie eine Ballet-Decoration wäre. Kaum haben wir sie mit froher Ueberraschung angestaunt, so wird die ganze Herrlichkeit, auch wie im Ballet, vom Abgrund verschlungen .... und es ist aus und vorbei mit der schönen Braut und ihren Millionen! .... Rüdiger wird sich nie wieder zu einer Heirath entschließen ....

und bleibt er unvermält, so erlischt mein Haus mit ihm . . . . er ist der letzte Euben."

Er schwieg tief bekümmert. Die Gräfin weinte. Philiberte rief entrüstet:

„Was kann dies kleine naseweise Persönchen nur von ihm verlangt haben."

„Das, was Du von Theoderich hättest verlangen sollen, daß er ein gläubiger Christ sei," versetzte die Gräfin ernst.

„Verschone uns mit Deiner fixen Idee," sagte der Graf ganz erschöpft; aber die Gräfin, obschon sie sehr betrübt und niedergeschlagen war, ließ doch nicht die Veranlassung vorüber gehen und hielt einen kleinen Vortrag über die Nothwendigkeit der Uebereinstimmung in Glaubenssachen für Eheleute; — fehle diese, so habe jede andere Uebereinstimmung keine feste Grundlage, sei nur Sache des Geschmacks, der Laune, der Neigung, und wandelbar wie diese. Graf Euben hörte gar nicht darauf und starrte in die Wogen seiner unbestimmten Gedanken hinein. Philiberte hörte noch weniger darauf und dachte, wenn Herr von Fleuranges und sie zu einer andern Confession sich bekennen würden, so sei das, nach der Theorie der Gräfin, eine Uebereinstimmung in Glaubenssachen, aus der eine ungewöhnlich glückliche Ehe hervorgehen müsse.

Es verstrich noch ein langer banger Tag, bevor Rüdiger Nachricht von sich gab. Er schrieb klar und unumwunden die Thatsachen und setzte hinzu:

„Niemals werde ich Adrianen oder irgend einem sterblichen Wesen zu Gefallen, ein Heuchler sein und mit dem Glauben spielen. Aber ich will nicht leugnen, daß ich vielleicht minder schroff gegen Adriane Sisania gewesen wäre, als ich es gegen Adriane de Alcamo gewesen bin — und ich bin überzeugt, daß Ihr, liebe Eltern, mich in diesem Punkt gewiß nicht tadelt. Von meinem Schmerz schweige ich, denn der Euere würde nur erhöhet werden, wenn ich sprechen wollte. Eines aber ist gewiß: Adriane zerstört das Glück meines Lebens und dennoch will ich lieber durch sie unglücklich, als durch irgend ein anderes weibliches Wesen glücklich sein: ein solches stände mit mir auf gleichem Boden. — Adriane aber steht höher als ich und der bloße Gedanke, daß sie mich geliebt hat, vielleicht noch liebt, vielleicht um mich leidet, vielleicht mit heißem Schmerz Das vollbringt, was sie für ihre Pflicht hält — schon dieser Gedanke gibt mir eine gewisse Befriedigung: ich zähle für Etwas in ihrem Leben. Sie bleibt für mich ein stralender Stern, himmlisch und unerreichbar."

„Ueberspannter Mensch! ... Phantast .... Träumer!" murrte der Graf: „Liebte er die Adriane wirklich so übermenschlich, wie er es sich einbildet, so hätte er ihr zu Gefallen an unsern guten Urstammvater denken und in den Apfel beißen sollen, mochte dieser süß oder sauer sein — um so mehr, als es ja ganz gut ist, die Sacramente zu empfangen. Sie sind ja sogar eine

Vorbedingung, um in das Paradies der Ehe einzugehen. Nicht wahr, Victorie."

„Ja! aber nur der würdige Empfang kann Segen bringen. Hatte Rüdiger nicht die Absicht das Sacrament der Buße reumüthig zu empfangen, glaubte er nicht an die wirkliche Gegenwart im heiligen Altarssacrament, so war es freilich besser sie nicht zu empfangen, als sie zu entweihen. Aber daß es so mit ihm steht, o! das ist gräßlich!" sagte die Gräfin schmerzlich.

„Wie hat es denn Theoderich in diesem Punkt gehalten, Philiberte?" fragte der Graf.

„Das weiß ich nicht, lieber Papa," versetzte sie: „auf keinen Fall so, daß es unserer Ehe Segen gebracht hätte."

„Und ganz dasselbe wirst Du auch von Dir eingestehen müssen," sagte die Gräfin streng.

Da kam Leonilla geritten. Sie entschuldigte ihren so späten Besuch in Oberau damit, daß sie zwei Kranke im Hause habe.

„Zwei?" fragte die Gräfin.

„Ja, zwei. Edwin hatte einen Anfall von gastrischem Fieber und der neue Schloßcaplan von Brustentzündung."

„Hier sind ganz andere Dinge vorgefallen!" rief der Graf unmuthig: „zuerst aber sprich! bist Du auch um das Deine gekommen bei dieser charmanten Unternehmung Deines Vaters, die ein so scandalöses Ende nimmt, daß

ich für mein Kapital von hunderttausend Gulden etwa dreitausend bekomme, da die Actien quasi Papierschnitzel geworden sind, und zu weiter nichts taugen als eingestampft zu werden."

„Bester Onkel," erwiederte Leonilla gelassen und hoch, „ich bitte Dich, meinen armen Vater recht sehr zu beklagen, da er ohne Zweifel weit mehr als Du verloren haben wird. Was mich betrifft, so hatte ich vor einiger Zeit Gelegenheit, meine Actien nicht unvortheilhaft zu verkaufen, und da mir dieser ganze Handel mit Papieren unbehaglich ist, so legte ich das Kapital als erste Hypothek auf ein Haus in der Residenz an."

„Da hörst Du es, Wilibald!" rief Gräfin Euben triumphirend.

„Was, beste Tante?" fragte Leonilla immer im hohen Ton.

„Daß Du, wie ich behauptet habe, viel umsichtiger bist, als mein Mann," erwiederte die Gräfin so, daß Verbindlichkeit den Spott dämpfte.

„Aber was ist mein Verlust gegen den, welcher Rüdiger getroffen hat! Die Braut mit ihren Millionen ist dahin! Höre nur!" rief der Graf und erzählte.

Grenzenlos war Leonilla's Erstaunen. Hatte auf ihr Anstiften Adriane die Glaubensfrage angeregt? ... und Rüdiger! .... stand er wirklich so wenig unter Adrianens Zauber, um ihr wegen dieser Frage zu entsagen? .... Auf der einen Seite diese entschiedene

Forderung — auf der andern diese entschiedene Weigerung! . . . . —

„Das ist die merkwürdigste Liebesgeschichte, die ich je hörte," sagte sie als der Graf zu Ende war. „Zwei Menschen behaupten, daß sie sich lieben, und gehen in dieser Weise auseinander! . . . . Da sieht man so recht, welch ein armseliges Gefühl die Liebe ist."

„So etwas kann bei vernünftigen Menschen gar nicht vorkommen!" brach der Graf aus, „ist nur möglich bei Rüdiger, dem Phantasten, und bei Adriane, die von den Dingen der Welt kein Jota weiß. Rüdiger sei, wie er wolle — er ist doch tausendmal besser als tausend Andere . . . und daß die Mutter, die Frau Fürstin, dies nicht eingesehen und dem kleinen einfältigen Geschöpf nicht den Kopf zurecht gesetzt hat — das wird mir ein ewiges Räthsel bleiben."

„Die Frau Fürstin wird denken, daß Adriane in ihrer Heimat eine glänzendere Partie machen könne," sagte Leonilla trocken.

Dann wendete sie sich an Philiberte, die theilnahmlos diesen Gesprächen und Erörterungen beigewohnt hatte und fragte kühl:

„Bist Du mit Deiner Cur in Schlangenbad zufrieden?"

„Der Erfolg stellt sich erst später ein," gab diese ebenso kühl zur Antwort.

„Wann wird denn Theoderich zurückkehren?"

„Noch lange nicht. Er geht nach Island."

„Nach Island! welch toller Einfall."

„Nun ja! daran ist man bei ihm gewöhnt."

„Aber was will er in Island?"

„Ein Sechsgespann von isländischen Pferden kaufen."

„Kein übler Einfall! ... Aber ein Sechsgespann von kleinen Corsikanern wären mir doch lieber."

„Nun, er kauft ja auch nicht für Dich die Isländer," sagte Philiberte spöttisch. Gegen Leonilla wollte sie stets ihr Recht auf Theoderich behaupten.

Leonilla ließ bald wieder ihr Pferd satteln. Sie sagte, sie müsse nach ihren Kranken schauen. Gräfin Euben bemerkte:

„Wie störend ist es, daß Ihr einen so kränklichen Schloßcaplan bekommen habt."

„Im Gegentheil, Tante! die früheren Excesse werden nun wegfallen."

Philiberte lachte hell auf und die Gräfin sagte lächelnd:

„Welcher Excesse hat sich denn der gute alte Caplan schuldig gemacht?"

„Er führte Wallfahrten .... er hielt Bittgänge, Andachten .... das nahm kein Ende! Er vertrat Eueren alten harthörigen Pfarrer im Beichtstuhl" .... —

„Hoffentlich wird der neue Caplan es eben so machen."

„Nein, Tante, das wird er nicht! das kann er nicht!

. . . und er soll es auch nicht. Er soll bei uns von seinen übergroßen Anstrengungen sich erholen und gesund werden."

Und damit ritt sie von dannen. Philiberte sagte:

„Leonilla ist wie der Ostwind, der nichts als Dürre und Kälte verbreitet. Ich bin neugierig, den Geistlichen zu sehen, den sie sich auserkoren hat."

Der Graf war schweigsam; es stürmte so Vieles auf ihn ein und er war in dem ruhigen Geleise seines behaglichen Lebens so wenig an Stürme gewöhnt, daß er ihnen nicht gewachsen war. Der pecuniäre Verlust beunruhigte ihn. Sollte er Weißenhof verkaufen und damit seine Schuld decken? aber das Haus zu Weißenhof war soeben für Rüdigers Niederlassung eingerichtet; und sollte Rüdiger sich ja einmal zu einer Ehe entschließen, so wäre Weißenhof schwer zu entbehren. Aber würde sich Rüdiger je zur Ehe bequemen, da ihm der erste Versuch so wenig geglückt war? . . . . Sehr ungewiß! . . . . und sehr wahrscheinlich so spät, daß er, der Vater, nicht mehr die Freude haben würde, Enkel seines Namens zu erleben . . . . Und Philiberte, sein Lieblingskind, was hatte sie für ein erbärmliches Loos . . . ob durch ihre oder durch Theoderichs Schuld — gleichviel! erbärmlich war es nun einmal.

Theoderich hatte umgehend den Brief seiner Schwiegermutter beantwortet.

„Beste Mama! Mit dem herzlichsten Dank für Dein

gütiges Schreiben, muß ich doch die Erklärung verbinden, daß ich nicht Deiner Ansicht bezüglich einer Trennung sein kann. Nach meiner Meinung hat Philiberte nichts Besseres thun können, als sich zu ihren Eltern zu begeben. Der erste Act in ihrer Ehe hieß Eifersucht; der zweite — Leichtsinn; der letzte Act dieses Drama's kann kaum anders heißen, als Trennung. Es ist viel gegen dieselbe zu sagen, und Du thust es mit großer Energie. Für die Trennung spricht aber dieses, daß Philiberte mir eben so unsympathisch geworden ist, wie ich es ihr bin. Unter solchen Umständen ist das gemeinsame eheliche Leben ein Bild der Tortur, die zwei Galeerensclaven ausstehen, welche ich einst im Hafen von Toulon sah. Das eine Ende einer schweren Eisenkette war um den linken Fußknöchel des einen Sträflings geschmiedet und das andere Ende um den rechten Fußknöchel des andern. Ueberdies war die Kette so kurz, daß die Unglücklichen nur einen Schritt und nicht weiter von einander sich entfernen konnten, weder bei Tage noch bei Nacht, weder bei der Arbeit noch bei der Ruhe. Anmuthig ist dies Bild nicht, beste Mama, aber treu der Wirklichkeit entsprechend — was Philiberte Dir bestätigen wird. Ich wiederhole also, daß ich vollkommen einverstanden bin mit Philibertens Schritt. Ich habe mich einer kleinen Gesellschaft angeschlossen, welche des langweiligen, stets sich wiederholenden Treibens in high life ebenso überdrüssig ist wie ich, und wir wollen Nord=

landsfahrten machen, wie die Seekönige der alten Tage. Es sind einige Engländer, ein Russe, ein Spanier und ich — selbstverständlich lauter reiche junge Männer. Wir wollen in Norwegens Klippen Seehunde schießen, auf Lapplands Schneefeldern das Rennthier jagen und auf Island Pferde kaufen. Unser Reiseplan ist auf ein Jahr gemacht. Das Weitere wird sich finden. Auf ein Jahr, liebe Mama, wirst Du auch gewiß so gütig sein mein Bübchen zu beherbergen, dessen zartes Alter weibliche Aufsicht und Pflege in Anspruch nimmt. Auch für ihn heißt es, das Weitere findet sich. In Verehrung und Dankbarkeit, beste Mama, verbleibe ich allzeit Dein ganz gehorsamer Sohn Theoderich Teutleben."

Philiberte sagte frohlockend, als Gräfin Euben ihr diesen Brief mittheilte:

„Da hast Du es schwarz auf weiß, Mama! Theoderich spricht eine Gesinnung aus, die ganz mit der meinen übereinstimmt. Unsere Ehe ist Sträflingsarbeit, ist ein Zustand des Zwanges und uns Beiden unerträglich. Durch einen Glaubenswechsel erlöse ich ihn und mich."

„Wovon?"

„Von der Qual einer unglücklichen Ehe."

„Du irrst heftig! Du magst wollen oder nicht und Schritte thun, welche Du willst — Du bleibst unter dem Sacrament der Ehe und Theoderichs Gattin. Dies ist Satzung Gottes. Wer wider sie handelt, rennt in

ein viel größeres Elend, als das ist, dem er zu entrinnen dachte."

„Aber die Protestanten lassen sich scheiden, heirathen wieder und sind sehr glücklich."

„Haben sie Dir ihr Gewissen enthüllt? haben sie Dich in ihr Herz schauen lassen? . . . . Schwerlich! Die Protestanten haben nicht unsere Glaubenslehre vom Sacrament der Ehe, folglich handeln sie nach einer Richtschnur, die für sie giltig sein mag, für uns aber durchaus verkehrt, irrig und unstatthaft ist. Also schweige von ihnen und denke vielmehr daran, Deinen Kleinen zu holen, der nun schon seit Wochen der Obhut seiner Wärterin überlassen ist." —

Damit war Philiberte einverstanden; allein sie zählte die Tage, die Stunden, bis sie Nachricht von Herr von Fleuranges erhalten konnte.



Goldene Buchstaben.

Erstes Kapitel.

Es war im Dezember, in der Abenddämmerung. Im Salon saß Edwin und spielte sein ewiges Domino mit dem Doctor. Vor dem Camin saß nach ihrer Gewohnheit Leonilla, starrte in die sinkende Flamme und spielte gedankenvoll oder gedankenlos mit einem großen Fächer, den sie zuweilen zum Schutze gegen die Glut vor den Augen hielt. Nur das leise Rauschen dieses Fächers unterbrach die tiefe Stille, denn das Klappern der Dominosteine wurde verhindert durch den starken Teppich, der den Tisch bedeckte. Die Dominospieler saßen in der Nähe eines Fensters, so daß sie noch genug Licht hatten; — und das war ihnen sehr zu wünschen, denn als die Thüre sich öffnete und zwei Diener mit Lampen eintraten, sagte Leonilla:

„Noch nicht!"

Und sie verschwanden. Die Flamme im Camin sank und sank, flackerte nur noch zuweilen bläulich auf über den glührothen Funken, die beweglich wie feurige

Ameisen wirr durch einander liefen in dem schwarzverkohlten Holz und einer nach dem andern erloschen. „So sinkt die Flamme des Lebens," dachte Leonilla: „ob sie aus dem Brand von Cedern- und Sandelholz, oder von Weihrauchkörnern, oder von gemeinem Brennmaterial aufging — das ist einerlei! geht ihr der nährende Stoff aus, so sinkt und sinkt sie . . . und schließlich bleibt nichts übrig als ein Häuflein schwarzgrauer Asche. Gräßlich! . . . . aber es ist so. Und das Gräßlichste ist, daß man ein Leben lieben kann, das unwiderruflich so endet." —

Wie eine Stimme vom Himmel, die das Menschenherz an himmlische Dinge erinnert, unterbrach das Glockengeläute der Schloßcapelle Leonilla's trauriges Selbstgespräch, während Edwin alsbald die Dominosteine durcheinander warf, sich erhob, schellte und dem eintretenden Diener befahl, seinen Pelz zu bringen. Während dies geschah, fragte Leonilla unmuthig:

„Was bedeutet das, Herr Doctor?"

„Caplan Osorio predigt, Frau Baronin."

„Aber weshalb? wozu die Neuerung?"

„Es ist keine Neuerung. Frau Baronin haben es vergessen oder waren nicht um diese Zeit hier — aber an den vier Adventsonntagen ist von je her gegen Abend eine Predigt und Andacht gehalten worden, welche die Landleute von Waldenhausen, Oberau und der ganzen Nachbarschaft fleißig besuchten."

„Kommen Sie, Doctor!" drängte Edwin.

„Geh' nur voran, der Doctor folgt Dir," sagte Leonilla, und gehorsam ging er, während sie zum Doctor sagte:

„Es ist ein Unsinn, zweimal an einem Tage zu predigen, wenn man eine schwache Brust hat .... und ich begreife nicht, Herr Doctor, weshalb Sie dergleichen Uebertreibungen dem Caplan nicht untersagen."

„Weil er sich nicht daran kehrt, Frau Baronin! wie alle Brustkranke hält er sich nicht für leidend .... oder spricht wenigstens so. Ferner behauptet er, das Landvolk sei viel begieriger und geneigter die Auslegung des Evangeliums zu hören, als man gewöhnlich annehme, und es sei Pflicht des Geistlichen, diese Neigung aus allen Kräften zu unterstützen."

Ein Wagen fuhr in den Hof.

„Wer kommt da, Herr Doctor?"

„Ein Wagen aus Oberau .... ich kenne die Pferde. Er hält vor der Thüre der Capelle, Frau Gräfin Euben steigt aus .... und zwei dienende Frauen."

„Meine Tante ist sehr entzückt von den Predigten des Caplans .... — Ob das ein Lob derselben ist, kann ich nicht entscheiden. Was halten denn Sie davon?"

„Ich, Frau Baronin? .... Hm, ja .... ich denke, daß denjenigen Personen, welche auf Caplan Osorio's Standpunkt stehen, seine Predigten ungemein gefallen müssen, denn er predigt mit tiefem Ernst und schmuck-

loser Einfachheit — und das pflegt nur Der zu thun, der die Wahrheit für sich hat."

„Hat er Ihnen das, was er für Wahrheit hält, schon einleuchtend gemacht, Doctor?"

„Das will ich nicht behaupten."

„Gut! . . . ich verstehe Sie, Doctor! Sie urtheilen ganz objectiv. Sie erkennen an, daß Caplan Osorio eine Ueberzeugung hat und Sie bleiben bei der Ihren — wie sich das für einen verständigen Mann schickt. Es ist in der That recht jämmerlich und kein glänzendes Zeugniß für den menschlichen Verstand, daß sich mein armer Onkel der frommen Seite zukehrt."

„Herr Graf Euben hat seit einem halben Jahr manchen Kummer und die schwere Krankheit gehabt"... —

„Sie meinen also, daß moralische Schwäche, daß Mangel an sittlicher Kraft und an Stärke des Charakters dazu gehören, um den Menschen eine gewisse religiöse Richtung — oder mindestens die Hinneigung zu dieser Richtung — zu geben."

„Ja! man findet das nicht selten."

„Nun! ein schmeichelhaftes Compliment für die Religion ist das nicht, Doctor."

„Wie man es nehmen will, Frau Baronin. Es gibt gar viele Leiden in der Menschheit, und wenn die Religion diese zu lindern vermag, so ist das nicht übel."

„Trost und Linderung, die ich nicht aus mir selbst schöpfe, sind etwas Fremdes, das nicht Stich hält, Doctor."

„Wenn Sie krank sind, Frau Baronin — was freilich noch nie geschehen ist, seitdem ich die Ehre habe Sie zu kennen — müssen Sie Ihre Zuflucht zu Arzenei nehmen, können nicht die Genesung aus sich selbst schöpfen. Warum sollte man bei moralischen Leiden nicht dasselbe thun dürfen?“

„Sie werden auch noch ein Osorianer werden, Doctor!“

„Schwerlich, Frau Baronin! ich betrachte die Menschen und Dinge objectiv — wie Sie ganz richtig bemerkten, und lasse nicht so leicht Einfluß an mich herankommen, der mich in meiner subjectiven Richtung stört. Ich schätze den Caplan Osorio, ohne seine Ansichten zu theilen.“

„Aber Sie besuchen seine Predigten. Da könnte er Sie für seine Ansichten gewinnen.“

„Ich höre seine Predigten, weil er spricht wie ein denkender Mensch — und das ist nicht so allgemein, wie man geneigt ist anzunehmen. Ferner aber auch deshalb, weil sie von allen Leuten besprochen werden — und da will ich mitreden können.“

„Den ersten Beweggrund lasse ich gelten. Der zweite ist oberflächlich. Gehen Sie also und hören Sie ihn. Ich unterhalte mich sehr gern mit Caplan Osorio, aber Predigten sind mir ein für allemal zuwider.“

Der Doctor ging in die Capelle und Leonilla blieb am Camin; aber nur ein paar Minuten. Dann stand

sie auf, hüllte sich in ihre Mantille und ging rasch in die Capelle; doch nicht in die obere Tribüne, sondern über den Hof in den öffentlichen Eingang, wo sie an der Thüre ganz unbemerkt stehen blieb. Osorio stand auf der Kanzel und predigte über die Hoffnung der Menschheit auf den Erlöser und über die Erlösungsbedürftigkeit. Leonilla war ganz Ohr — für den Prediger; nicht für die Predigt. Er sprach mit der klangvollen italienischen Bruststimme, welcher keine Schwäche der Lunge anzumerken war — und mit italienischem Feuer, das durch deutschen Ernst einen nährenden Stoff — und durch deutsche Tiefe eine Begründung bekam, kein flackerndes Strohfeuer war. Für Menschen die guten Willen hatten, war er hinreißend, für Menschen die logisch dachten, überzeugend. Aber Leonilla hatte nur Ihren Willen, und einem solchen Willen klebt die Eigenthümlichkeit an, daß er, weil er keiner höheren Ordnung sich anfügt und unterwirft, überhaupt keine Ordnung zuläßt und jeden Augenblick die Kette folgerichtiger Gedanken sprengt. Die Sonne des Christenthums, die Erlösung, war ihr nicht aufgegangen, weil der Glaube, der das übernatürliche Auge für dies himmlische Licht öffnet, im frühesten Keim bei ihr erstickt war. So begriff sie zwar die Sehnsucht des Menschen nach Erlösung; aber nur nach derjenigen aus seinem unvollkommenen Dasein. Und diese Erlösung mußte der Mensch theils sich selbst verschaffen

in seinem Streben nach Glück, theils und endlich aber sie erwarten von dem wahren Befreier, dem Tode. Was Osorio da oben auf seiner Kanzel von dem Erlösungswerke sagte, war für sie eine Mythe, die ihr lieblich klang, weil er so schön davon sprach. Aus dem Munde eines andern Predigers wäre es ihr ganz kindisch vorgekommen.

Als die Predigt zu Ende war, schlüpfte sie aus der Capelle und zurück in den Salon, ohne den Schluß des Gottesdienstes durch den sacramentalischen Segen abzuwarten.

Eine Viertelstunde später kam Edwin und sagte:

„Die Tante grüßt."

„Hast Du sie nicht eingeladen mit uns zu speisen?" fragte Leonilla.

„Die Tante grüßt," wiederholte er: „da fährt sie fort."

Der Wagen der Gräfin fuhr eben aus dem Hofe und der Doctor trat ein.

„Hat der Baron nicht die Tante zum Speisen eingeladen, Herr Doctor?" fragte Leonilla unmuthig.

„Doch, doch! gnädige Frau, aber" .... —

„Aber sie grüßt," fiel Edwin ein.

„Ja, sie grüßt und dankt," fuhr der Doctor fort: „sie will zur Speisestunde wieder in Oberau sein. Der Graf hat es nicht gern, wenn Jemand fehlt."

Ein Diener trat ein und meldete, der Herr Caplan

lasse sich entschuldigen, daß er nicht erscheine; er werde auf seinem Zimmer speisen.

„Ich gleiche meinem Onkel, ich mag bei Tische keinen leeren Platz sehen!" sagte Leonilla: „ich bitte, Doctor, gehen Sie zum Caplan und richten Sie ihm in meinem Namen aus, daß ich das Diner um eine halbe Stunde aufschiebe, damit er zu Athem kommen, sich ausruhen und erscheinen könne. Nicht wahr, Edwin, Du wartest gern das halbe Stündchen?"

„Nicht gern," murmelte Edwin.

„Es ist überhaupt besser um sechs Uhr zu speisen, wie in Oberau, als um halb sechs, wie wir es thun."

„Nein!" sagte Edwin mürrisch.

„So wollen wir es bei halb sechs Uhr lassen und nur heute um sechs Uhr speisen; — sonst kommt der Caplan nicht."

„Das ist ein Grund, ja! wir essen um sechs Uhr."

Edwin hatte eine große Zuneigung für Osorio gefaßt — zum Theil durch Leonilla's Einwirkung. Sie hatte ihm den guten verstorbenen Caplan unerträglich gemacht, weil sie fortwährend versicherte, er sei unerträglich. Jetzt versicherte sie das Gegentheil von Caplan Osorio, und Edwin, der zwar zuweilen Anfälle vom Geist des Widerspruchs hatte, glaubte schließlich doch immer das, was Leonilla behauptete und glaubte es in diesem Fall um so leichter, als Osorio ihn sehr

sanft und rücksichtsvoll und mit jener schonenden Barmherzigkeit behandelte, die ein guter Priester für alle Leiden der Menschheit hat. In der Ruine seines Geistes, zwischen allen kindischen Spielereien, die ihn ergötzten und beschäftigten, war ein gewisses religiöses Bedürfniß und Interesse für alles Religiöse in Edwin wach geblieben, und Osorio suchte dies auf jede Weise zu erhalten und zu pflegen. Leonilla hatte, wie alle ungläubige Katholiken, nicht blos im Allgemeinen ein großes Mißfallen an religiösen Uebungen, sondern sie wollte auch nicht leiden, daß Andere sie übten. Als Osorio nach Waldenhausen kam, sagte Leonilla:

„Jetzt bitte ich Sie, Herr Caplan, vor Allem an Ihre Gesundheit zu denken und Ihre schwache Brust zu schonen."

Osorio versicherte hoch und theuer seine Brust sei nicht angegriffen und der Husten weiter nichts, als die Folge zufälliger Erkältung und einiger Ermüdung gewesen.

„So sprechen Alle, die keine starke Brust haben," versetzte sie: „Genug, Sie sind hier bei uns um sich zu erholen, und so betrachte ich es als meine Pflicht der Hausfrau dafür zu sorgen, daß Sie sich in der That erholen können."

„Sie haben so gütig für mich gesorgt, gnädige Frau, daß ich nicht wüßte was mir zu wünschen, und welche Pflicht der Hausfrau Ihnen zu erfüllen bliebe."

„Nein, Herr Caplan, so lasse ich mir meine hausfraulichen Pflichten nicht verkümmern, daß ich mich darauf beschränkte zu essen und zu trinken zu geben und Tische und Stühle in die Zimmer zu stellen. Wer unter unserm Dach verweilt, dem soll es wohl gehen — und deshalb bitte ich Sie inständig Alles zu meiden, was Ihrer Gesundheit schaden könnte — vor Allem dürfen Sie nicht viel sprechen."

„Ich bin nicht sehr geschwätzig, gnädige Frau," sagte er lächelnd.

„Das genügt nicht! Sie müssen die Predigt am Sonntag einstellen."

„Ich habe genaue Kenntniß von Allem genommen, was hier üblich ist. Dazu gehört am Sonntag die kleine Homilie nach dem Evangelium."

„So nehmen Sie wenigstens ein Frühstück vor der Messe."

„Wissen Sie wirklich nicht, daß dies unerlaubt ist, gnädige Frau!"

„Es gibt ja für alle mögliche Dinge Dispense."

„Für statthafte Dinge gibt es Dispense, für unstatthafte nicht."

„Wer entscheidet über das was statthaft ist oder nicht?"

„Die Kirche, gnädige Frau."

„Was ist das für eine Person, die Kirche."

„Die von Gott eingesetzte Lehrerin der Menschheit."

„Aber sie ist stumm," rief sie ungeduldig.

„Mit nichten, gnädige Frau."

„Wer spricht in ihr . . . . oder aus ihr?" sagte Leonilla mit steigender Ungeduld.

„Der heilige Geist, gnädige Frau."

„Genug und übergenug davon!" brach Leonilla aus: „Müssen Sie durchaus die Predigt am Sonntage halten, so lassen Sie das gemeinschaftliche tägliche Abendgebet fallen, das die überflüssigste Sache von der Welt ist, da ein Jeder für sich beten kann so viel ihm beliebt."

„Oder auch gar nicht, gnädige Frau. Die Leute des Schlosses sind daran gewöhnt, täglich um halb neun Uhr in der Capelle zum Abendgebet sich einzufinden und sich dort versammelt zu sehen. Hört das auf und beraubt man sie der Stütze der guten Gewohnheit, so nehmen Zerstreuung, Ermüdung und tausend Vorwände den leeren Platz ein, das Gebet wird vernachlässigt . . . . häufig vergessen."

„Ihr Gewohnheitsgebet, Herr Caplan, erinnert mich an die Gebetsweise irgend eines asiatischen Volkes . . . . Tungusen glaub' ich. Da dreht der Betende eine kleine Maschine und das bedeutet beten."

„Ich habe die gute Gewohnheit eine Stütze genannt, gnädige Frau, und das ist sie; denn sie hängt mit der Ordnung zusammen, und diese dient dazu, unsern Tag und folglich unser Leben, im Gleichmaß zu halten."

„Das ist aber ungeheuer langweilig.“

„Ein ungeordneter Tag ist keineswegs ein unterhaltender Tag, gnädige Frau.“

Leonilla war empört, daß Osorio fortwährend eine andere Meinung nicht nur hatte, sondern auch äußerte, als die ihre. Der verstorbene Caplan hatte auch eine andere Meinung; aber er schwieg. Dafür verachtete Leonilla ihn gründlich. Osorio schwieg nicht. Er gab gelassen Antwort auf all' ihre scharfen, verkehrten und herausfordernden Bemerkungen. Es war unmöglich ihn zu verachten. Aber Widerspruch gegen ihre Ansicht schien ihr Anmaßung zu sein. Sie wollte herrschen, auch über ihn. Dabei lag im Hintergrund ihrer Seele und vielleicht ihr selbst nicht klar, der unüberwindliche Groll, den der Unglaube gegen die katholische Kirche und gegen Alles hat, was zu ihr gehört, so wie der geheime Wunsch sie irgend wie zu beschädigen. Einen Mann wie Osorio, von so bestimmtem Charakter und so fest in seinem Glauben zum Schwanken zu bringen, das wäre ein Triumph gewesen! das würde ihre Ueberlegenheit besiegeln! — Vor der Hand war dazu keine Aussicht, und ihre Wünsche bezüglich der Verminderung gottesdienstlicher Handlungen wurden nicht erfüllt. Die sonntägliche Homilie und das Abendgebet in der Capelle wurden beibehalten. Ja, es kamen noch andere Dinge hinzu.

In dem benachbarten Weißenhof war eine Capelle

der heiligen Anna, am Fest dieser Heiligen das Ziel einer großen Wallfahrt, die mit einem vollkommenen Ablaß begnadigt war. Es fanden sich alljährlich ein paar Tausend Leute dort ein. Osorio nahm freudig die Einladung des Pfarrers an, in der Frühe im Beichtstuhl auszuhelfen und am Nachmittag zu predigen.

„Es ist unerhört," rief Leonilla empört, „daß ein gescheidter Mann wie Sie, Herr Caplan, den Ablaßkram begünstigt, der doch einen so schlechten Ruf hat."

„Bei wem, gnädige Frau?"

„Bei allen denkenden Menschen."

„Denken mögen diese Menschen, gnädige Frau, aber sie denken nicht das Richtige, wenn sie nicht so denken wie die Kirche es lehrt."

„Das können Sie nicht von Leuten begehren, die nicht katholisch sind .... oder die sich nicht zur katholischen Kirche halten."

„Nun, gnädige Frau, dann hat das, was diese Leute denken, ja nicht das mindeste Gewicht für den Katholiken, der seine Glaubenslehre kennt."

„Wie Sie stolz sprechen, Herr Caplan!" sagte Leonilla spottend.

„Nicht stolz, gnädige Frau, nur ruhig."

Plötzlich erklärte Edwin, er werde am St. Annatage zur Predigt kommen; sie werde im Freien unter schönen uralten Linden gehalten; und das gefalle ihm.

Leonilla that ihr Möglichstes, um ihn davon abzubringen, stellte ihm die brennende Hitze, das Gedränge des Volkes vor, rief den Doctor zu Hilfe. Es war umsonst! Hatte Edwin einmal gesagt: „Das gefällt mir!" — so blieb er dabei und die Sache geschah. Leonilla war außer sich. Sie hatte gerade in jenen Tagen Besuch von Freunden aus der Residenz und diese mußten nun erleben, daß in ihrer Nachbarschaft ein solcher Mangel an Cultur, ein solcher antediluvianischer Zustand herrsche, daß eine Wallfahrt Tausende von Menschen in Bewegung setzte. Auch ihren Mann. Edwin hatte freilich nicht viel bedeutet; allein der Wagen von Waldenhausen, vierspännig, Kutscher und Diener in Livree — das wurde bemerkt, das wurde ohne Zweifel in liberalen Blättern bespöttelt, und das hatte der Caplan Osorio angestiftet! sie staunte über sich selbst, daß sie ihn nicht hasse, daß sie ihn in ihrer Nähe dulde. Doch sie hatte sich so viel Mühe gegeben ihn nach Waldenhausen zu versetzen, daß an seine Entfernung nicht zu denken war. Sie wollte ihn auch gar nicht entfernen, wohl aber bekehren — wie sie es nannte. Genug, Edwin fuhr mit dem Doctor nach dem Gabelfrühstück sehr vergnügt von dannen und Leonilla blieb mit ihrer Gesellschaft in dem kühlen Sommersalon, den eine breite Veranda gegen die Sonne schützte.

Gräfin X. setzte sich möglichst bequem im Sopha

zurecht, betrachtete wohlgefällig die Stickerei ihres weißen Morgenanzugs und sagte:

„Wie bin ich froh, nicht genöthigt zu sein vor der Wallfahrtscapelle auf dem Erdboden zwischen Ameisen zu sitzen, und in der stehenden Nachmittagssonne von Landvolk umdrängt zu sein."

„Ameisen und Volksgedränge ist das Erträglichste bei diesem Vergnügen; aber die Predigt! die Predigt!" sagte Graf X.

„Was das Volk von einer Predigt hat, ist mir unbegreiflich," bemerkte Baron Z.

„Mir nicht! es hat Nichts von ihr!" versetzte Leonilla: „es hört die hergebrachten frommen Redensarten, an die es seit seiner Kindheit gewöhnt ist. Es nennt dies Erbauung und ist befriedigt. Im Uebrigen gilt das, was Pater Abraham a Sta. Clara am Schlusse seiner Fischpredigt des heiligen Antonius so ergötzlich sagt."

„Wer ist der Mann?" fragte Gräfin X., „eine ergötzliche Predigt hörte ich gern."

„Pater Abraham a Sta. Clara," entgegnete Leonilla, „war vor zweihundert Jahren etwa ein Augustinermönch in Wien, dessen burleske, aber zuweilen witzige und schlagende Predigten sehr beliebt waren und ihm einen großen Ruf verschafften."

„O, die Wiener! wenn sie sich amüsiren können, gehen sie auch in eine Predigt!" rief Baron Z.

„Und thun sehr weise daran," erwiederte Gräfin X., „ich ginge ganz gern in eine unterhaltende Predigt. Nun, Liebste, erzähle! was ist das — diese Fischpredigt."

„Es ist ein Gedicht, in welchem der heilige Antonius die Fische zu seiner Predigt ruft, weil die Menschen ihn nicht hören wollen. Die Fische kommen auch in der That massenhaft und hören sehr aufmerksam zu. Doch nachdem die Predigt aus ist, schwimmen sie in ihr Element zurück und da heißt es:

Die Hechte bleiben Diebe,
Die Aale bei der Liebe,
Die Krebs' gehn zurücke,
Die Karpfen thun dicke;
Die Predigt hat gefallen —
Sie bleiben wie Alle."

„Sehr witzig und sehr richtig!" sagte Graf X.; „die Krebs' gehn zurücke und die Karpfen thun dicke, weil das nun einmal in ihrer Art liegt. Es ist eine unbegreifliche Verkennung der menschlichen Natur zu wähnen, daß eine Predigt oder meinetwegen hundert Predigten sie ändern könnten."

„Der blinden Selbstüberschätzung eines Priesters ist Alles möglich," sagte Baron Z., „und doch sieht Ihr Schloßcaplan, Baronin, nicht so beschränkt aus."

„Er ist auch weder verblendet noch selbstgefällig," versetzte Leonilla, „allein er hat das Unglück Priester

zu sein. Er muß sich der hierarchischen Zucht unterwerfen."

„Es ist etwas Räthselhaftes; daß sich in dem gegenwärtigen Culturkampf, wie das beliebte Schlagwort heißt, so ungemein wenig Geistliche auf die Seite der Cultur stellen," bemerkte der Baron Z.

„Das bewirkt die hierarchische Zucht, wie die Baronin ganz richtig sagt," entgegnete Graf X.

„Ja, das ist eben das Räthselhafte, mein Bester. Die hierarchische Zucht verlangt von dem Geistlichen ein Leben voll Entsagung — und bereitet es ihm. Er muß verzichten auf die Ehe, verzichten auf Familienfreuden, verzichten auf eine glänzende Laufbahn, auf eine hohe Stellung, auf ein reiches Einkommen. Er hat sich den Anordnungen seines Bischofs zu unterwerfen und er unterwirft sich — möge der Bischof einen beschränkten Verstand und er einen eminenten haben. Er sitzt lebenslang in einem Dorf oder in einem Winkelstädtchen. Und dies Leben voll Entsagung und Unterordnung hat er gewählt und beharrt dabei — jetzt! in unseren Tagen! wo er weiß, daß der Staat mit tausend Freuden bereit ist, ihn von diesen Verpflichtungen zu dispensiren."

„Er kann aber Bischof werden," fiel Gräfin X. mit wichtiger Miene ein.

„Er kann auch Papst werden, gnädige Gräfin," versetzte lächelnd Baron Z. „Diese Aussichten scheinen

mir aber etwas zu unsicher, um großen Einfluß zu üben, da verschiedene Bischöfe in Zuchthäusern eingesperrt sind, und andere Bischöfe etwas Aehnliches oder noch Schlimmeres zu erwarten haben. Uebrigens gilt auch für die Bischöfe meine Behauptung: es ist etwas Räthselhaftes in diesem katholischen Priesterstand."

„Wäre es nicht katholisch, so könnte man sagen, etwas Erhabenes," sagte Leonilla.

„Ja, stellen Sie sich vor, Baronin! obschon es katholisch ist, wandelt mich zuweilen die Lust an, es erhaben zu nennen;" rief der Baron Z. „Sie lächeln! aber ich bitte Sie: diese Gesinnungstreue ohne Lohn in unseren käuflichen, bestechbaren, über Recht und Unrecht ganz confusen Zeiten mit lauter windschiefen Ansichten; — diese Charakterfestigkeit unter einem Hagel von Spott, von Hohn, von Verleumdung, von Mißhandlung jeder Art — in unseren schmarotzenden, kriechenden, schweifwedelnden, speichelleckenden, vor der Gewalt sich krümmenden Zeiten — ich bitte, wie wollen Sie das anders nennen, als erhaben — erhaben über jede weltliche, irdische Rücksicht."

„Bester Freund, Du katholisirst!" rief schreckenvoll Graf X.

„Ich nenne es trotzig," sagte Leonilla heftig: „dieser Priesterstand bildet sich ein etwas ganz Besonderes, Auserwähltes zu sein. Dieser Anspruch ist der fortgeschrittenen, geistig entwickelten Menschheit unerträglich.

Sie ist auf dem Punkt angelangt, wo sie im freien Reich des Geistes nicht mehr vermorschte Schranken dulden kann, weil das eine Verzichtung auf ihr Recht wäre. Sie braucht nicht mehr den Priester; sie verlangt ihn nicht. Lebe er wie alle anderen ehrlichen Leute — dawider hat sie nichts; allein er gebe veraltete Ansichten und die damit verbundenen Ansprüche auf und füge sich den Gesetzen, welche die Zustände des öffentlichen Lebens erheischen."

„Sehr richtig!" stimmte Graf X. ein: „sie sollen leben wie andere Leute. Warum verschmähen sie das eheliche Leben? Das ist eine Beleidigung des schönen Geschlechts und ein Nachtheil für die Vermehrung der Bevölkerung. Ausnahmegesetze muß sich Derjenige gefallen lassen, der im Ausnahmezustand lebt."

„Dann müßte man auch für mich und Meinesgleichen Ausnahmegesetze machen," sagte Baron Z.

„Wäre ich am Regiment, so würde es geschehen!" rief Gräfin X. „Wer vierzig Jahre alt und unvermält ist, müßte die Hälfte seines Vermögens für eheluftige Leute hergeben, die wegen Armuth nicht heirathen können."

„Zu einer solchen Vergewaltigung der persönlichen Freiheit kommt man mit Ausnahmegesetzen," sagte der Baron trocken.

„Es ist unbegreiflich," fuhr Gräfin X. fort, „daß ein verständiger Mann wie Sie, Baron, das vegetative Leben im Clubb aushält."

„Der Clubb, beste Gräfin, ist das Paradies des Junggesellen.“

„Ein elendes Paradies, ohne Eva!“

„Allerdings! . . . . aber ein Ort der Ruhe, der Sorglosigkeit, des Friedens, Gräfin. Lauter Annehmlichkeiten, die man häufig mit und durch Eva verliert.“

So ging das Gespräch im Gartensaal zu Waldenhausen fort. Baron Z. war ein bequemer Mann mit einem trocknen Verstand und leidenschaftlosen Urtheil, den aber seine Bequemlichkeit hinderte Schlußfolgerungen zu machen, die ihn in Conflict mit sich selbst oder mit Anderen bringen konnten. Ihm gefiel Caplan Osorio, und hätte er unter den Linden vor der St. Anna-Capelle tiefen Schatten und einen behaglichen Lehnsessel gefunden, so wäre er im Stande gewesen Edwin zu begleiten, um eine Predigt an einem Wallfahrtsort als Curiosität zu hören. Doch die Julisonne brannte zu heftig für eine solche Unternehmung und Leonilla, obschon sie — oder weil sie — beständig mit ihm disputirte, wußte ihm Dank, daß er blieb, denn Graf und Gräfin X., ihre intimen Freunde, langweilten sie sehr. Beide gehörten aber zu den exquisit elegantesten Persönlichkeiten der Residenz, und da Leonilla ebenfalls diesen Vorzug besaß, so war er das sympathische Band ihrer Freundschaft. War sie aber in freien Stunden allein in ihrem Zimmer, so schöpfte sie Athem wie Jemand, der auf einige Zeit eine schwere

Bürde niederlegt und seufzte: Wie lange soll dies hohle Leben währen? Und das, was diesem leeren Leben einen Inhalt geben konnte, war ihr so nah. Und sie verschmähte es.

Zur Stunde des Diners kam Edwin zurück mit dem Doctor und Caplan Osorio. Edwin war sehr befriedigt von seiner kleinen Expedition. Graf und Gräfin Euben waren mit Philiberte ebenfalls bei der St. Annacapelle gewesen, und Menschen — unzählige. Er liebte Alles, was ihn verhinderte stumpf in sich selbst zu versinken. Von der Predigt wußte er natürlich sehr wenig. Sie hatte jedoch auf Graf Euben einen tiefen Eindruck gemacht. Osorio hatte das menschliche Leben eine Wallfahrt zum ewigen Gnadenort genannt, den die Seele mit großer Reue, großem Vertrauen und großem Verlangen zu erreichen suchen müsse. Der gute Graf hatte bis jetzt viel mehr an Alles gedacht, was er auf Erden zu erreichen wünschte, als an sein himmlisches Ziel. Doch der vielfache Kummer, der ihn in der letzten Zeit so plötzlich, so unerwartet befallen hatte, und die ganz ungewohnte Kränklichkeit, die ihn ebenfalls ganz unerwartet heimsuchte, versetzte ihn in eine ganz andere Stimmung als ihm sonst eigen war. Er wurde ernst und nachdenkend, las ernste Bücher und liebte ernste Gespräche. Osorio's milder Ernst gefiel ihm ungemein, und zum ersten Mal in ihrem Leben war die Gräfin ganz mit dem Gemal einverstanden.

Leonilla hatte ihr Möglichstes gethan und sich in Vorstellungen erschöpft, um Osorio zu verhindern den alten Pfarrer von Oberau im Beichtstuhl zu unterstützen — selbstverständlich ohne den gewünschten Erfolg, da sich seine Gesundheit, wie er versicherte und wie man wahrnehmen konnte, gebessert hatte.

„Sie gehören zu jenen Fanatikern Hindostans," sagte sie zürnend, „die sich unter die Wagenräder ihrer Götzen werfen, um sich zermalmen zu lassen."

„Keineswegs, gnädige Frau, ich erfülle nur eine Pflicht — und sie ist nicht schwer," entgegnete er in dem ruhigen Ton, den er stets beibehielt, mochte sie bitten, zürnen, spotten.

„Ihre Pflichten beschränken sich auf Waldenhausen, Herr Caplan."

„Ist die Nächstenliebe keine Pflicht, Frau Baronin? Sie werden nicht den Muth haben Nein! zu sagen. Der Pfarrer von Oberau bedarf der Hilfe; ich leiste sie ihm."

„Und meiner frommen Tante! . . . Es ist gar nicht rücksichtsvoll — und dies sollten doch auch fromme Personen sein! — Sie alle acht oder vierzehn Tage mit ihren Beichten zu belästigen."

„Es ist für mich keine Belästigung."

„Sie sollten meine Tante doch lieber von dieser Manie abbringen, Herr Caplan, denn was kann sie alle vierzehn Tage zu beichten haben? . . . ich frage Sie!"

„Ich kann diese Frage nicht beantworten, gnädige Baronin," sagte er lächelnd.

„Wozu nützt ihr überhaupt die Frömmigkeit," fuhr Leonilla erbittert fort, „wenn sie jeden Augenblick etwas zu beichten hat."

„Trotz des aufrichtigen Strebens nach christlichen Tugenden, macht sich die menschliche Schwäche bei uns Allen geltend und zieht Fehler und Nachlässigkeiten nach sich, die man ohne den häufigen Empfang des heiligen Bußsacramentes gar nicht oder nur schwach bekämpfen — vielleicht nicht einmal erkennen würde. Die Beicht verhilft zur Selbstkenntniß, indem sie das Gewissen schärft und reinigt."

„Dann müssen Leute, die häufig beichten, sehr vollkommen sein."

„Es ist anzunehmen, daß sie vollkommener sind, als sie sein würden, wenn sie nicht beichteten."

„Mehr nicht?"

„Das ist viel, gnädige Frau, für uns arme Kinder des Staubes. Die Vollkommenheit ist eine schwere Sache und liegt hoch."

„Auch für Sie?"

„Für uns Alle ohne Ausnahme."

„Wen nennen Sie vollkommen?"

„Den, der Christus ähnlich ist."

„Nun ja, das ist das allgemeine christliche Ideal."

„Das Ideal der Menschheit wie jedes Einzelnen, Frau Baronin. Es gibt kein Höheres.“

„Für Ihren Standpunkt allerdings nicht, aber es gibt einen höheren Standpunkt für die Menschheit.“

„Meinen Sie, Frau Baronin?“

„Ja! es ist der, wo der Mensch fest und frei auf sich selbst ruht, sich entwickelt und ausbildet gemäß der Anlagen und Gaben seiner Natur — sein Glück und seine Befriedigung sucht und findet nach seiner Eigenart — oder aber, wenn er sie nicht findet, gelassen seine Rechnung abschließt, ohne mit dem Geschick zu hadern sich ihm unterwirft — und keinen andern Richter kennt, als sein Gewissen, keine andere Erlösung, als den Tod.“

„Der Egoismus in seiner Versteinerung und Verzweiflung wäre also Ihr Ideal.“

„Nennen Sie es wie Sie wollen, Herr Caplan, und kommen Sie mir nicht mit Widerlegungen, die sich auf den Katechismus, auf die zehn Gebote, auf die Schriften des alten und neuen Testamentes und dergleichen mehr stützen — denn das Alles hat der entfesselte, der unabhängige Geist der fortgeschrittenen Menschheit verurtheilt und beseitigt. Wer einmal aus der Wiege und den Windeln heraus ist, legt sich nicht wieder hinein.“

„Glauben Sie, Frau Baronin, daß die auf diese Weise fortgeschrittene Menschheit gut und glücklich wird?“

„Glücklich? — Kaum! — Die Luft unseres armen

Planeten hat etwas Glückvernichtendes. Gut? — Das hat Jeder mit seinem Gewissen und nach allgemeinen Gesetzen bürgerlicher Ordnung abzumachen."

„Ihr Ideal läuft also darauf hinaus, daß Sie, wenn Sie demselben nachleben, weder gut noch glücklich werden. Ich bekenne, daß mir dies als eine sehr traurige Wirkung Ihres Ideals erscheint."

„Und Ihr Ideal, Herr Caplan — macht es lauter tugendhafte, glückselige Menschen?"

„Gnädige Frau! Tugend und Glückseligkeit werden uns nicht von Außen angethan! sie wollen errungen werden. Wer aufrichtig dem christlichen Ideal nachstrebt, gelangt zur Tugend und zum innern Frieden; — denn dies ist die wahre Bedeutung der Worte gut und glücklich."

„Wie traurig, daß unsere Ansichten so gar nicht übereinstimmen, Herr Caplan."

„Wenn Sie es traurig finden, so kann das ein gutes Zeichen sein," sagte er lächelnd.

„Wie so?" rief sie verwundert.

„Es könnte Sie veranlassen, die Ansichten genauer zu prüfen, die nicht mit den Ihren übereinstimmen, und aus dieser Prüfung könnte der Sieg der Wahrheit hervorgehen."

„Nein, so war mein Bedauern nicht gemeint! Mir ist es leid, daß wir, Sie und ich, in beständiger Disharmonie sind."

Trotz dieser Disharmonie, trotz des Widerspruchs, den Osorio in Wort und Werk gelassen ihr entgegen stellte wo es nöthig war; trotz des Zornes, den sie zuweilen über seine Unbeugsamkeit empfand, blieb ihr doch der Umgang mit ihm angenehm und anziehend. Denn — so sprach sie zu sich selbst — er ist der erste Mann, der sich nicht von mir um den Finger wickeln läßt .... und das ist interessant. Er hat Charakter! — —

Im Lauf des Sommers hatte Osorio in Waldenhausen wie in Oberau festen Fuß gefaßt.

Zweites Kapitel.

Rüdiger brachte diesen Sommer mit einsamen Streifereien in Gegenden zu, die nicht von Touristen überschwemmt sind, in abgelegenen Thälern des Odenwaldes, in kleinen Städten am Neckar und am Main, wo Niemand ihn und er Niemand kannte. Was hätte er unter Menschen und in der Heimat beginnen sollen? Er war nie mittheilend, immer in sich gekehrt gewesen — auch in seiner Familie. Er hatte nie Freude an der Welt und an ihren Vergnügungen und Zerstreuungen gehabt. Er war ein stiller innerlicher Mensch, den seine Studien und sein Talent zur Genüge beschäftigten und anregten, so lange ihm die Leidenschaften fern blieben. Als dieser Vulkan ausbrach, der in jeder Menschenbrust sein Stätte hat, da war dessen Wirkung um so gewaltiger, als sein in sich gesammeltes Gemüth auf einmal von der vollen Wucht dieses Ausbruchs befallen wurde. Ohne Zweifel hätte er den Kampf bestehen und siegreich zu Ende führen können; da er es aber nicht that, sondern seine Waffen fallen ließ: so war die Leidenschaft

für Leonilla bei ihm viel verderblicher, als sie bei einem leichtsinnigen, oberflächlichen Menschen gewesen wäre. Es ging ihr Einfluß vom Herzen auf die Seele über, und seine besten und edelsten Gaben wurden von der Lava verbrannt, unter der Asche begraben.

Doch wenn der Mensch auch nur ein Fünkchen von gutem Willen bewahrt hat, besitzt er eine Lebenskraft, die gegen das Todte in ihm reagirt. Dies Fünkchen durchbricht nach und nach die Asche und schmilzt die Lava hinweg, und auf dem verschütteten Garten kann allmälig ein neuer Frühling erblühen. Dieser war für Rüdiger in seiner friedlichen Liebe für Adriane angebrochen, aber noch nicht zur vollen Blüte gekommen — und siehe da! es trat urplötzlich ein scharfer Winterfrost ein und sämmtliche zarte Blütenknospen waren erstarrt und geknickt. Er war trostlos über Adrianens Verlust; trostlos auch deshalb, weil er ganz verschwommen die Ueberzeugung hatte, daß an ihrer Seite und unter ihrem Einfluß der Anhauch des bösen glaubensfeindlichen Geistes von ihm gewichen wäre. Das war nun vorbei. Er fühlte sich maßlos elend. Er machte ihr keinen Vorwurf aus ihrem raschen Verfahren. Ihre klare Seele hatte ja keinen Begriff von der Verwirrung, der Unklarheit der seinigen. Er bedauerte nur auf's Tiefste, daß ihre Mutter nicht zugegen gewesen war. Diese hätte hier gemildert, dort ermuthigt. O, dann wäre Alles ganz anders geworden — seufzte er.

Was sollte er anfangen? — Nach Weißenhof gehen, das für ihn und Adriane eingerichtet worden war? — Aber das einsame Landleben bot ihm eine trostlose Existenz und überdies wollte er seinen Vater nicht hindern Weißenhof zu verkaufen, wenn es für dessen pecuniäre Verhältniß zweckmäßig gefunden werde. Das Ideal seiner ersten Jugend, als Künstler zu leben, war zeronnen wie ein Regenbogen, der sich lieblich über die Erde wölbt und doch nur ein Farbenspiel ist. Der Staatsdienst, in welchem Zweige es auch sei, war ihm von je her unerträglich gewesen. Wohin er einen fragenden Blick richtete — überall schwebte ein grauer Nebel, der jede Aussicht verhüllte. Sein Vater war leidend, wünschte aber nicht, Rüdiger nach Oberau zu berufen. Gräfin Euben schrieb ihm:

„Der Zustand Deines Vaters ist nicht gefährlich. Er ist in seinem ganzen Leben nicht krank gewesen und so kommt denn endlich die Reihe an ihn, eine Abnahme der Kräfte zu fühlen, wie die zunehmenden Jahre das mit sich bringen. Er möchte fortwährend erheitert werden, und da er sich leicht vorstellen kann, daß Du gegenwärtig nicht im Stande bist etwas zu seiner Erheiterung beizutragen — so wenig wie er zu der Deinen — findet er es am zweckmäßigsten, daß Du Dich vor der Hand dort aufhältst, wo es Dir beliebt."

Und so ruhte denn auch nicht der heilsame Zwang, eine Pflicht erfüllen zu müssen, auf ihm. Er versank

in eine unbeschreibliche Traurigkeit, die sich wie schweres Gewölk um ihn lagerte. Zuweilen wurde es durchbrochen von einem Blitz, der ihn aber nicht erleuchtete, sondern noch mehr verwirrte. Es war ein Gefühl des Hasses gegen Leonilla: sie hatte all' seine Leiden verschuldet, sie war die erste Ursache derselben, — wenigstens indirect. Durch sie war er vom Glauben abgekommen; auf diesen Zustand hatte Leonilla die arglose Adriane aufmerksam gemacht; und so hatte Leonilla ihn auch seines Liebesglückes beraubt. In jeder Richtung übte Leonilla einen feindlichen Einfluß auf ihn, und er dachte mit Wehmuth daran, daß er vor vier Jahren, als er sie kennen lernte und eine instinktmäßige Abneigung — vielleicht eine Warnung seines Schutzengels — empfand, auch das fremde liebliche Kind sah, das ihm viel anziehender erschien als die „Schlangenkönigin", das jetzt Alles gut machen konnte, was jene böse gemacht hatte, und das nun doch vor dem Anhauch des Bösen von ihm gewichen war.

An den lieblichen Ufern des Main, die halb idyllisch, halb romantisch und ungemein reich an wechselnder Scenerie sind, hielt er sich länger auf, und da sein Auge den Blick für anmuthige Bilder der Natur nicht verloren hatte — und da mit diesem Blick die Gewohnheit und Uebung das Bild festzuhalten verbunden war, so zeichnete seine Hand zuweilen das nieder, was er sah: die Ruine einer Burg, eine Baumgruppe

am Fluß, ein zerstörtes Felsenschloß, ein einsames Kloster auf der Höhe. Ja, das Kloster! dachte er bei sich selbst: wer sich dahin berufen fühlt, der ist geborgen! aber um den Beruf zu erkennen, muß der Ruf an ihn ergehen: Hier ist die Stätte Deines Friedens. Und diesen Ruf vernahm er nicht. Er dachte an Dante, der einst auf den vielfachen Wanderungen seines ruhelosen Lebens zu einem Kloster im Apennin gerieth. Da trat er in den Kreuzgang, der den Gottesacker der Mönche umgab, lehnte sich an eine Säule und versank in die lautlose Stille des Klosters und der Gräber. Ein Klosterbruder bemerkte den Fremdling mit der hohen Gestalt und den ausgeprägten Zügen, trat an ihn heran und fragte was er begehre. „La pace," erwiederte Dante — und ging hinweg, denn er wußte, daß Klostermauern den Frieden nicht geben, sondern nur beschirmen können.

Er schrieb an Gräfin Euben: Vor der Hand sei ihm die Einsamkeit ein Bedürfniß. Es gebe Stimmungen, in denen der Mensch sich selbst und seiner Umgebung dermaßen zur Last sei, daß er sich um der Nächstenliebe willen von allem Verkehr fern halten müsse. Sie werde es in der Ordnung finden, daß er dieser Stimmung erst nach und nach Herr werden könne. Er werde aber heimkehren, sobald sie ihm melde, daß seine Anwesenheit zu Oberau nothwendig oder wünschenswerth sei.

Dies war aber nicht der Fall. Herr von Geldern, der frühere Majordomus — wie ihn Leonilla scherzend nannte — kam nach Oberau und ließ sich auf längere Zeit bei seinem alten Freunde nieder; Philiberte war da mit ihrem kleinen Sohn und einmal in jeder Woche kam Osorio und brachte den ganzen Tag in Oberau zu.

„Unfaßlich, daß mein ziemlich frivoler Onkel eine so große Freude an Ihrem Umgang hat," sagte Leonilla mißmuthig. „Meine fromme Tante — das ist zu erklären! Doch mein Onkel und meine Cousine — ich fasse es nicht."

„Ich glaube nicht, daß Frau Gräfin Tentleben Gefallen an meiner Gesellschaft hat," versetzte Osorio: „aber Herr Graf Euben liebt ernste, ja religiöse Gespräche und dadurch ist das Gefallen erklärt, das er an meiner Gesellschaft findet."

„Wenn Sie nicht immer Recht behielten, würde ich auch viel lieber mit Ihnen sprechen, als jetzt."

„Gnädige Frau, das Rechte behält Recht, nicht ich."

„Das ist Spitzfindigkeit! Sie sind der Vertreter des Rechtes — wenigstens nach Ihrer Meinung."

„Haben Sie denn etwa die Meinung, das Unrecht, die Unwahrheit zu vertreten?"

„Gewiß nicht! aber Sie sprechen fast immer bei unseren Discussionen, als ob Sie das Organ von ein paar Millionen Stimmen wären."

„Betreffen diese Discussionen religiöse Wahrheiten,

so ist der katholische Priester allerdings das Organ von ein paar Millionen — ja im Grunde von allen Katholiken auf dem ganzen Erdboden, indem es nur Eine offenbarte Religion gibt," entgegnete Osorio immer ganz sanft.

„Es gibt nichts Unerträglicheres als den katholischen Hochmuth im Alleinbesitz der höchsten Wahrheit zu sein!" rief Leonilla entrüstet.

„Aus unserem Glauben schöpfen wir diese Zuversicht, gnädige Frau, nicht aus unserer An- und Einsicht. Deshalb scheint mir, verdienen wir nicht den Vorwurf des Hochmuths."

Leonilla fühlte sich beständig geschlagen; sie sagte abbrechend:

„Ich möchte wissen, welche Rolle meine Cousine bei Ihren frommen Gesprächen spielt, Herr Caplan. Früher hatte sie keine religiösen Liebhabereien."

„Frau Gräfin Teutleben beschäftigt sich aufmerksam mit ihrer Stickerei, ohne sich irgendwie in derartige Gespräche zu mischen."

Leonilla kam nur selten nach Oberau. Graf Euben, ihr eigentlicher Protector, war auffallend kühl gegen sie geworden. Bei Kranken tritt nicht selten die Erscheinung auf, daß sie Personen nicht leiden können, die ihnen in gesunden Tagen sehr angenehm waren; — Graf Euben war nicht gerade krank, aber schlimmer als das: er war kränklich. Ueberdies zürnte er ihr wegen

ihres Verhaltens bei der Speculation ihres Vaters, denn sie hatte augenscheinlich mehr dessen Interesse im Auge gehabt, als das seine, sowohl zuerst, als sie zur Betheiligung rieth, als auch später, da sie nicht warnte. Seine Kränklichkeit stimmte ihn ernst, und der Ernst gab ihm das Verlangen nach einem minder weltlichen Gedankenkreise als der war, worin sich Leonilla bewegte. Gräfin Euben war nie ihre Gönnerin gewesen und Philiberte hatte eine tiefe Antipathie gegen Leonilla gefaßt; denn ihr Verhältniß zu Theoderich war jetzt freilich so traurig wie möglich; wenn ihr aber die ersten Tage ihrer Ehe einfielen, so wallte bitterer Groll gegen Leonilla in ihr auf, die ihr Glück verstört hatte. Nur mühsam brachte Philiberte es dahin, Leonilla mit kalter Höflichkeit zu behandeln. Wäre Rüdiger in Oberau gewesen, so würde auch er ohne Zweifel die Stimmung der Seinen gegen Leonilla getheilt haben — das fühlte sie; und er konnte jeden Augenblick kommen. Sie fragte sich heimlich, ob sein Bruch mit Adriane ihre Absicht gewesen und ob sie darüber erfreut sei. Sie blieb sich die Antwort schuldig. Im Grunde ihrer Seele lag ein leiser Neid auf jedes rechtmäßige Glück. Ihre Selbstsucht wollte nicht ertragen, daß Andere das besaßen, was ihr fehlte, und ihre ungläubige Richtung verhinderte sie die Ausgleichung zu suchen, welche die Religion, und sie allein! darbietet, um auch das schwerste Loos erträglich zu machen. Sie ließ ihren inneren Wirr-

warr bestehen, richtete den Blick von sich hinweg auf Andere und sagte beruhigend zu sich selbst, als sie erfuhr, daß und weshalb Adriane ihr Wort zurückgezogen habe: O, diese intolerante Italienerin! unter ihrem Einfluß hätte Rüdiger mit seinem schwachen Charakter es noch dahin bringen können, Visionär zu werden .... und wer weiß, ob sich nicht hinter der intoleranten — die schlaue Italienerin versteckt! ... ein armer deutscher Graf ist keine Partie für das Prinzeßchen.

Es war ihr sehr wenig genehm, daß Osorio in Oberau so hoch geschätzt wurde, denn diese Hochschätzung beruhte darauf, daß er ein frommer Priester war, der ganz für seinen Beruf lebte. Ihr aber erschien dieser Beruf als eine große Verkehrtheit, als ein Ueberrest aus dunkeln, mittelalterlichen Zeiten, der auf einer und derselben Stufe mit Burgverließ und Folterkammer stehe — denn er sei ein Kerker des freien Willens und eine Marter für alle Neigungen des Menschenherzens — und deshalb sei er im herrlichen Jahrhundert der Freiheit und angestralt vom Licht des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr zu dulden. Mochte Leonilla ihre Ansicht noch so oft und in allen Tönen der Scala, in Moll und in Dur wiederholen, Osorio machte keinen Versuch der Berichtigung, denn Leonilla wollte diese nicht; jetzt nicht. Vielleicht kam später der Augenblick, wo ein Stral der Gnade ihr Herz berührte und es

der Wahrheit zugänglich machte. Aber dieser Stral mußte abgewartet werden. Sie mußte Belehrung verlangen; denn ohne dies Verlangen erschien ihr die Belehrung als Widerspruch oder Rechthaberei.

Von der religiösen Streitfrage abgesehen, war Leonilla voll Rücksichten und Aufmerksamkeit für Osorio, so daß Herr von Geldern sich gar nicht von seinem Erstaunen erholen konnte und einmal zu Osorio sagte, als er mit ihm in Oberau spazieren ging:

„Sie haben in Waldenhausen bereits ein Wunder gewirkt, Herr Caplan: die Baronin ist umgewandelt."

„Ich kenne sie freilich erst seit dem letzten Winter; bemerke aber nicht die geringste Veränderung, geschweige eine Umwandlung."

„Sie war die Schroffheit selbst gegen den verstorbenen Caplan, der vor ihr zitterte. Jetzt ist es umgekehrt."

„Doch nicht, Herr von Geldern! Die Frau Baronin zittert nicht vor mir und ich bin nicht schroff gegen sie."

„Ihr ruhiger Gleichmuth, Herr Caplan, muß ihr, die an nichts der Art, sondern daran gewöhnt ist, daß man ihr gehorche, als Schroffheit erscheinen, und daß sie dennoch ihrer Aufmerksamkeit Sie würdigt, ist das Zeichen einer großen Veränderung; sie hat Respect vor Ihnen. Benutzen Sie das. Die Baronin hat, glaube ich, noch vor keinem Sterblichen Respect gehabt, da sie

ihn nicht vor Gott hat — und führen Sie diesen Engel Lucifer in den Himmel zurück, aus dem er gestürzt ist . . . . durch eigene und fremde Schuld."

Er theilte dem Caplan Leonilla's Lebensgeschichte mit, ihre Erziehung, ihre Eltern, ihre Existenz schwankend zwischen Glanz und Dürftigkeit; ihre Vermälung mit Edwin, ihr Auftreten im Hause und in der Welt als Herrin, als Autokratin — und er schloß mit der Versicherung:

„Da sie nun einmal, merkwürdiger Weise! ein gewisses Zutrauen zu Ihnen faßte, bester Herr Caplan, so ist das ein Zeichen, daß Sie günstig auf die Baronin wirken können und sollen."

Aber Osorio verneinte diese Behauptung und setzte hinzu:

„Die Frau Baronin fühlt sich unaussprechlich unglücklich und gibt allerhand Einfällen und Launen Raum, um sich über ihr inneres Elend zu täuschen. Sie sucht Zerstreuung und hascht nach allen Seiten, um sie zu finden. Ein katholischer Priester, der ihre Ansichten nicht theilt, kommt ihr in den Weg. Es unterhält sie mit ihm zu disputiren, weil es ihr neu ist. Bald wird der Reiz des Neuen abgestumpft sein . . . . dann langweile ich sie" . . . . —

„Und das ist der günstige Augenblick für eine Bekehrung! Sehen Sie unsern guten Grafen! er kränkelt, er langweilt sich, die Gegenwart bietet ihm keinen Reiz, die Zukunft verspricht ihm nichts Neues,

er geht in die Vergangenheit zurück, in sein Inneres; da findet er Manches das halb vergessen war, Manches das nicht geordnet ist, dieses und jenes das ihn beunruhigt . . . . und so kommt allmälig das religiöse Bewußtsein wieder zur Geltung und schließlich das religiöse Bedürfniß in den Vordergrund. Was dem Grafen geschieht, kann auch der Baronin geschehen — sogar schneller, plötzlicher, weil sie energischer ist."

„Energischer? . . . . das ist noch die Frage, Herr von Geldern! sie ist nichtsachtend und geht über das hinweg, was den Schritt ihres Egoismus hemmen könnte. Aber energisch genug, um zu sagen: Ich habe geirrt, ich habe gefehlt, ich muß umkehren; — energisch genug um, wie jener bekehrte König der Franken, das anzubeten was er verachtet hatte — den Gott am Kreuz — glauben Sie das?"

„Ich will es hoffen, denn sie ist sehr unglücklich. Im Anfang ihrer Ehe warf sie sich in die Außenwelt, griff in alle Verhältnisse — in die eigenen unbeschränkt, und in fremde so viel es ihr möglich war — hinein, fand vorübergehende Beschäftigung und Befriedigung; aber diese Epoche liegt nunmehr hinter ihr. Die Außenwelt langweilt sie zu Tode und so weiß sie nicht, womit sie die furchtbare Leere eines Daseins ausfüllen soll, das ohne Religion und ohne häusliches Glück ist. Ich flehe Sie an, bester Herr Caplan, machen Sie ihr die Bekehrung leicht."

„Das liegt ja gar nicht in meiner Hand."

„Etwas doch! Sie sehen ja, wie mein lieber alter Freund Euben nach und nach zur Besinnung kommt."

„Ja, der Herr Graf hat guten Willen, und ein solcher wird durch Gottes Gnade unterstützt: darauf muß ich immer zurückkommen."

Geldern war ganz unmuthig und fand Osorio zu streng in der Beurtheilung Leonilla's. Diese hatte für den alten Majordomus ihre ganze Liebenswürdigkeit entwickelt, um für sich ein Gegengewicht in Oberau zu haben; denn sie wollte nicht mit diesen nächsten Verwandten in gespannten Verhältnissen leben. Sie wollte es wenigstens ihrerseits nicht aufkommen lassen. Es hätte ihr in der Welt schaden können; — und so wenig Befriedigung die Welt ihr bot — ihre Eitelkeit machte sie dennoch zur Sklavin der Welt, denn sie wollte bewundert werden. Sie gab dem guten Geldern fort und fort die Versicherung ihrer innigsten Dankbarkeit; sie habe unsäglich viel von ihm gelernt; er sei ihr Ideal in Führung der Geschäfte; sei Waldenhausen in Flor, so sei das sein Werk; sie zähle auch jetzt für diese und jene Angelegenheit auf seinen Rath. Diese Angelegenheiten waren der Art, daß ein Kind sie hätte besorgen können; Leonilla gab ihnen nur einen Anschein von Wichtigkeit, um sie mit Geldern zu besprechen. Ihre ganze Existenz war eine Comödie, die darauf hinauslief, vom Publikum bewundert und ge-

feiert zu werden. Zuweilen wurde sie von einem stillen Grauen vor sich selbst beschlichen und sie dachte heimlich: Nichts anderes bin ich, als eine geschminkte und aufgeputzte Leiche . . . . denn was lebt in mir? Nichts. Ein wenig Herzschlag, ein paar Tropfen Blut . . . . also physisches Leben, wie auch das Thier es genießt! . . . . und das Thier kann es genießen, denn es begehrt weiter nichts und folglich entbehrt es auch nichts. Aber ich! was ich erlange, genieße, besitze — ist mir wie Staub. — Ich möchte die ganze Welt besitzen . . . . aber auch sie ist Staub und ich bin dazu verdammt mit ihm zu spielen und ihm eine Wichtigkeit beizulegen, die er nicht hat! . . . . Wohl Dem, der sich darüber Illusion machen kann! . . . . ich kann's nicht mehr. Nichts hält Farbe, nichts hält Stich! . . . . Jeder Mensch täuscht den andern, aber noch mehr sich selbst.

Dann versank sie in tiefe Trostlosigkeit. Zuweilen saß sie stundenlang in ihrem Zimmer mit einem Buch, einem Tagblatt in der Hand, das sie nicht las: Auch war sie nicht in Gedanken versunken, sondern sie brütete nur so hin. Zuweilen raffte sie sich auf, ließ ihr Pferd satteln und ritt von dannen, ritt stundenlang, bis die Nacht einbrach und sie zur Heimkehr zwang. Der Reitknecht versicherte, es sei ein Wunder, daß die Frau Baronin nicht längst den Hals und der schöne Mohrenkopf Othello die Beine gebrochen habe,

denn sie reite im Finstern querfeldein und setze über die Graben. Edwin hatte Lust mit diesen abendlichen Spazierritten Leonilla's unzufrieden zu sein, denn ihr Platz im Salon war leer, so daß sein Auge keinen Ruhepunkt fand, wenn er von seinem Dominospiel aufschaute. Leonilla machte ihm jedoch begreiflich, ihre Gesundheit erfordere die starke Bewegung. Müßte sie dieser entsagen, so würde sie genöthigt sein nach irgend einem Badeorte zu gehen und das sei unerträglich langweilig. So ergab er sich ihren Vorstellungen und ließ sie gewähren.

Drittes Kapitel.

Leonilla fühlte sich elend, weil das Leben ihr kein Glück bot; Philiberte — weil es ihr ein Glück bot, das sie nicht erreichen konnte.

Herr von Fleuranges hatte den Brief von Gräfin Euben zuerst mit unmuthiger Ueberraschung, dann mit Aufmerksamkeit, endlich mit ernstem Nachdenken gelesen und schließlich Alles reiflich erwogen und weise gefunden. Die weite Entfernung von Philiberte, der neue Lebenskreis, die fremden Menschen und Umgebungen, die Aufmerksamkeit, die er seiner Stellung und seinen Geschäften widmen mußte — dies Alles unterstützte mächtig die Ansicht der Gräfin und dämpfte bedeutend seine Leidenschaft, so daß die Besonnenheit wieder ihr Recht behaupten konnte. Der Religionswechsel kam ihm so verkehrt wie möglich, ja, gar nicht ausführbar vor, und da auf demselben die Aussicht auf seine Ehe mit Philiberte beruhte, so schwand diese Aussicht wie ein Nebelgebilde. Freilich fand er es äußerst schwierig, Philiberte von seiner veränderten Gesinnung in Kennt=

niß zu setzen, und doch sagte ihm die Vernunft, dies sei der einzige Ausweg aus dem Labyrinth, in das sie gerathen waren.

Philiberte fand seine Briefe ungemein trocken. Er sprach so angenehm, so beredt, so aus dem Herzen fließend und schrieb so steif diplomatisch, jedes Wort wägend! .... und nie eine Sylbe über den bevorstehenden Religionswechsel. Sie härmte sich und vergoß manche Thräne, daß die Entscheidung sich so verzögere. Gräfin Euben beobachtete diesen Gram mit stiller Zufriedenheit. Er war das Zeichen, daß Fleuranges so handelte wie sie es wünschte. Sie hatte herzliches Mitleid mit Philiberte; doch dieser Kummer war der jungen unbesonnenen Frau nicht zu ersparen, und konnte ihr für ihr ganzes Leben heilsam sein. Sie ließ Philiberte weinen und schwieg, um nicht zu verrathen, daß sie die eigentliche Anstifterin dieser Thränen sei.

Endlich nach einigen Monaten schrieb Herr von Fleuranges zwar sehr rücksichtsvoll, aber klar und verständlich, daß ein Plan, der in augenblicklicher Verblendung gemacht worden sei, sich nicht ausführen lasse und nicht über eine lange Zukunft entscheiden dürfe, und daß es ein Verbrechen von seiner Seite sein würde, wenn er Philiberte länger in spannender Ungewißheit ließe. Mit welcher Selbstüberwindung er zu dieser Einsicht und diesem Entschluß gekommen

sei, werde sie leicht an ihren eigenen Gefühlen ermessen.

Philiberte war vernichtet. Dies also war das Ende, die Auflösung einer großen Leidenschaft, einer Liebe, die für die Ewigkeit aushalten sollte! für die sie bereit gewesen war jedes Opfer zu bringen! welche Ungeheuer waren diese Männer! . . . . nicht blos ein Theoderich, sondern auch ein Fleuranges, dem sie nimmermehr einen so monströsen Flattersinn zugetraut hätte. Philiberte warf sich, ganz außer sich vor Schmerz, in die Arme ihrer Mutter und theilte ihr diesen Fall von unerhörter Treulosigkeit mit. Die Gräfin, innerlich hoch erfreut, nahm sich zusammen, um diese Freude vor der Hand nicht laut werden zu lassen und drückte nur mütterliche Theilnahme für Philibertens Kummer, doch nicht über diese Wendung der Dinge aus. Erst, nachdem Philiberte ein paar Tage und Nächte durchweint hatte und ihrer Thränen selbst müde war, erst da stellte sie ihr vor, daß dieser Ausgang der glücklichste von der Welt sei.

„Du hast jetzt an Dir und an Anderen zur Genüge erfahren, wie schwach, wie leichtsinnig, wie flatterhaft das Menschenherz ist, wenn man es nicht beständig in Zucht hält. Du hast die Handlungsweise Deines Mannes mit Zorn und Bitterkeit getadelt, und hast es nicht besser gemacht als er. Ja, Du warst im Begriff es viel schlimmer zu machen. Statt mit seiner

Verirrung Geduld zu haben und sie zu bemitleiden, hast Du Dich an ihm rächen wollen, und wer von Euch Beiden hat jetzt mehr zu bereuen: Du oder er?"

So sprach die Gräfin zuweilen. Philiberte suchte zwar immer sich zu entschuldigen; doch nach und nach dämmerte eine richtigere Erkenntniß in ihr auf, obschon sie sich zeitweise heftig dagegen sträubte. In der Betäubung des Weltlebens, unter dem Einfluß fremder und eigener Leidenschaft, durch ihre Persönlichkeit sowohl, wie durch Graf Teutlebens Reichthum und Stellung in der Gesellschaft, in alle Eitelkeiten versenkt, mit einem Charakter, der dem Ernst und folglich der Pflicht ziemlich abhold war, hatte Philiberte kaum Zeit und noch viel weniger Lust gehabt, über die schwere Aufgabe, die heilige Verpflichtung der Gattin, der Mutter nachzudenken. Aus der beständigen Beschäftigung mit oberflächlichen Dingen geht Zerstreutheit hervor. Häufen und drängen sich diese Dinge, die nur wesenlose Schatten sind, so steigert sich die Zerstreutheit zu einer Art von Rausch, der den Menschen gar nicht zu sich selbst kommen läßt, denn alle seine Fähigkeiten sind dermaßen nach Außen gerichtet, daß er kaum weiß ob er eine Seele hat, und ob diese nicht ihre Anforderungen macht. So war es Philiberten ergangen. Die Oberflächlichkeit des Wohlbehagens, verbunden mit dem Leichtsinn ihrer Natur hätte sie zu Grunde gerichtet. Sie bedurfte erschütternder Schmerzen, um den Flitterkram

abzuschütteln, worin sie befangen war. Allein es ging nicht so schnell wie die Gräfin wünschte. Philiberte war eben so betrübt als gedemüthigt durch die bittere Enttäuschung, die Herr von Fleuranges ihr bereitet hatte — das Siechthum ihres geliebten Vaters ging ihr sehr zu Herzen — mit Beklommenheit sah sie in die Zukunft; denn wenn Graf Euben starb, wurde Rüdiger Herr zu Oberau und dann hörte Oberau auf das Vaterhaus und Philibertens Heimat zu sein. Das Alles bestürmte sie, machte ihr Kummer und Sorgen, weckte aber kein Verlangen nach höheren Tröstungen in ihr.

Osorio ging aus und ein in Oberau. Daß die Mutter ihn hochschätzte, machte gar keinen Eindruck auf Philiberte; das verstand sich von selbst, denn er war ein frommer Priester und war angenehm im täglichen Umgang. Daß Graf Euben ihn nicht nur hochschätzte, sondern auch eine lebhafte Vorliebe für ihn und für den Verkehr mit ihm hatte, würde ihr großen Eindruck gemacht haben, wenn sie sich nicht gesagt hätte, der Papa verträgt nicht mehr die große Geselligkeit und mag sich doch gern unterhalten: da ist ihm der Caplan ganz genehm. Früher würde er sich nicht um ihn bekümmert haben. Dabei blieb es und so verging der Sommer und der Herbst. Wo Theoderich war, ob in Lappland oder Island, ob auf der Rennthierjagd oder dem Robbenfang — das wußte Niemand.

Der Advent war gekommen. Gräfin Euben war in Waldenhausen im Nachmittagsgottesdienst gewesen. Als sie nach Oberau zurückkam, fand sie das ganze Haus in höchster Bestürzung: Philibertens kleiner Sohn lag im Sterben.

Graf Euben, Herr von Geldern und Philiberte saßen im Salon ruhig beisammen und der Kleine lief zwischen ihnen mit allerhand Spielzeug umher. Plötzlich lief er zum Camin und warf ein hölzernes Pferdchen in die lodernde Flamme.

„Komm her, Deodat!" rief der Graf erschreckt, als er das Kind so nahe bei dem großen Feuer sah.

Der Kleine wollte gehorchen, wollte aber auch gern sein Spielzeug wieder haben, machte eine schwankende Bewegung — und bevor Philiberte, die sogleich aufgesprungen war, ihn erreichen konnte, war er vornüber in's Feuer gestürzt und das Gesicht gräßlich verbrannt. Es wurde sogleich alle Hilfe geleistet, jedes Mittel gegen Brandwunden angewendet, aber der Kleine starb in namenlosen Schmerzen am nächsten Morgen. Philiberte war in Verzweiflung, Graf Euben trostlos. Auf Oberau wurde es noch stiller als zuvor. Die Gräfin schrieb an Rüdiger er müsse kommen, müsse sich männlich zusammennehmen und alle Kreuze tragen helfen, von denen die Familie heimgesucht sei. Er kam sogleich. Es war allerdings ein sehr trauriger Kreis: Rüdiger hatte — seitdem man sich vor einem halben

Jahre trennte — die Braut verloren, Philiberte ihr Kind, der Graf seine Gesundheit; die Gräfin sah traurig auf das zerstörte Glück ihrer beiden Kinder und auf den leidenden Gemal, dessen Zustand mehr und mehr den Charakter der Zehrung annahm. Lydia mit Mann und Kindern war der einzige lichte Punkt in dem trüben Familienbilde. Leonilla kam fast gar nicht und Niemand vermißte sie. Sie sagte, sie sei leidend; zerrüttet ihr ganzes Nervensystem.

„Ich glaube es," sagte Herr von Geldern zum Doctor: „Sie mit Ihrem Fischblut, Doctor, Sie können allerdings den beständigen Umgang mit unserm guten Edwin ertragen; doch für die arme Baronin muß er je länger desto mehr eine Tortur sein, die sich nicht ertragen läßt."

„Fischblut! . . . . nicht ertragen läßt! . . . . — Was das für Redensarten sind!" antwortete der Doctor halb ungehalten, halb scherzhaft: „Was wissen Sie von meinem Fischblut, Herr von Geldern? Kann ich auch nicht mit Emilia Galotti sagen: Ich habe so jugendliches, so warmes Blut, wie Eine — beiläufig bemerkt, eine Aufrichtigkeit, die ihr Vater dadurch belohnte, daß er sie ermordete — also, kann ich das nicht von mir sagen, so ist doch mein Blut in der Verfassung, die sich für einen Mann der Wissenschaft geziemt, dessen Gehirn in beständiger Thätigkeit ist und folglich einen regelmäßigen Kreislauf des Blutes nöthig

hat, um weder zu vertrocknen noch überreizt zu werden."

„Drei Stunden täglich Dominospiel werden Ihr Gehirn nicht überreizen."

„Gewiß nicht! und damit bin ich sehr zufrieden; da ruht es aus. Alles was ich mit dem guten Edwin treibe, ruht mich aus von meinen Studien. Auf diese Weise habe ich meinen Beruf erfaßt, der mich hergeführt hat. Jeder Beruf hat nach irgend einer Seite hin etwas Drückendes, das zeitweise unerträglich erscheinen mag. Sieht man ihn aber genau und rundum an, so versöhnt man sich mit seinem Druck und erträgt ihn weiter. Die Frau Baronin ist doch lieber Baronin von der Walden als Fräulein van Sitart, obschon sie zuweilen, das leugne ich nicht, Anfälle von Schwermuth hat. Nach Weihnachten gehen wir in die Residenz; da findet sie mehr Zerstreuung."

Als Rüdiger nach seiner Heimkehr seinen ersten Besuch in Waldenhausen machte, fragte Edwin, der die Verlobung aber nicht deren Auflösung im Gedächtniß hatte, ganz harmlos:

„Wann wird nun Deine Hochzeit sein?"

„Aber Edwin!" fiel Leonilla ein, „ich sagte Dir ja, daß aus der Hochzeit nichts wird."

„Schade! sehr schade! ist mir sehr leid! sehr!" wiederholte Edwin nachdrücklich.

„Ich denke, Rüdiger," fuhr Leonilla fort, „daß

eine Verbindung, welche der religiöse Fanatismus aufgelöst hat, Dich nie glücklich gemacht hätte, weil Intoleranz gegen diesen und jenen Glauben Dir fern liegt."

„Ich finde, daß Intoleranz, bis zum fanatischen Haß gesteigert, den Unglauben kennzeichnet, nicht den Glauben," erwiederte Rüdiger ausweichend: „Nicht die Gläubigen sind die Verfolger, sondern die Ungläubigen."

„Aber die Gläubigen, wie Du sie nennst, wollen in keine Lebensgemeinschaft mit Andersgesinnten treten."

„Was die Ehe, die Schule und alle kirchlichen Einrichtungen betrifft, ist es ihnen freilich nicht möglich, weil diese Institutionen bei ihnen eine religiöse Grundlage haben, welche den Andersgesinnten ganz oder theilweise fehlt. Es fällt ihnen aber nicht ein diesen Andersgesinnten ihre Ansichten über Schule, Ehe und kirchliche Einrichtungen aufzwingen zu wollen oder gar, wenn ihnen dieser Zwang nicht gelänge, sie auszurotten, sie zu vertilgen. Das ist Fanatismus, das ist Intoleranz."

„Hat Adriane nicht etwa Fanatismus und Intoleranz so weit getrieben, daß Dein Leben verstört ist."

„Nein! sie hat die Lebensgemeinschaft mit mir aufgehoben, weil diese nicht für uns Beide auf der unzerstörbaren Grundlage desselben Glaubens ruht. Uebrigens aber wünscht sie mir alles Glück und gönnt sie

mir alles Gute, was ich auf meinem Wege finden könnte — und das thun Intoleranz und Fanatismus nicht .... sondern das Gegentheil! sie zerstören und verwüsten Alles, was der Glaube schätzt und verehrt."

„Du bist im Stande zu finden, daß sie Recht gethan hat."

„Ja, sie hat Recht gethan."

„Welche unerhörte Leidenschaft!"

„O nein! es ist das Gegentheil der Leidenschaft!"

„Was nennst Du so?"

„Ruhige Erkenntniß."

„Mit kalter Ueberlegung kannst Du ihr Recht geben?"

„Nur dann! .... im Sturm der Leidenschaft könnte ich es nicht. Adriane hat Recht; denn nicht auf den Gefühlen, die wechselvoll und launenhaft sind, beruht die Einheit, die in der Ehe das Glück verbürgt und festhält. Diese Einheit bedarf ein anderes, ein unerschütterliches Princip, ein solches, das aus der göttlichen Offenbarung hervorgeht — einen gemeinsamen, übernatürlichen Glauben, in dessen Licht die höchsten Fragen, welche die Menschenseele bewegen, ihre Lösung .... oder wenigstens ihre Entscheidung finden."

„Aber ich bitte Dich, was hast Du, was weißt Du, wenn Du das glaubst, was die arme Adriane glaubt."

„Dann habe ich die Kirche und dann weiß ich was

sie lehrt: den vollen Inhalt der göttlichen Offenbarung."

„Du wärest zurückgegangen auf den Standpunkt Deiner früheren Jahre!" rief Leonilla schwankend zwischen Entrüstung und Entsetzen.

„Den ich zu meinem Unglück verlassen habe und dafür schwer gestraft bin — ja."

„Zurückzukriechen unter das Joch, dem man entschlüpft war .... zurückzukriechen, um eines Weibes willen .... und gar eines Weibes, das Dich von sich stieß — Rüdiger, das ist eine unerhörte Schwäche! unerhört in der Geschichte der Menschheit."

„Es kommt allerdings viel häufiger, ja sehr häufig vor, daß man den Glauben verliert und nicht wieder findet um eines Weibes willen, welches anzieht und bethört," entgegnete Rüdiger mit Schärfe.

Leonilla verstand vortrefflich Dinge nicht zu hören, die sie nicht hören wollte.

„Da Du auf dem Wege bist Pater peccavi zu sagen, so wird Dir der Aufenthalt in Oberau höchst sympathisch sein, denn dort ist eine so allgemeine bußfertige Stimmung eingetreten, daß ich mich unheimlich fühle. Doch hat die Sache eine spaßhafte Seite, denn ich war es, ich! die den Bußprediger dort einführte; ich wählte ihn zu unserem Schloßcaplan .... freilich nur in der Absicht, daß er seine Gesundheit herstelle und daß ich mich mit ihm unterhalten könne, wenn

mich die Langweile übermannt — ich meine nicht die lange Weile, welche aus leeren Stunden hervorgeht, sondern die große, die gründliche Langweile, die mit der Monotonie des Menschenlebens verbunden ist."

„Und sagt seine Unterhaltung Dir zu?"

„Es ist ein Jammer um diesen Mann!" fuhr sie fort: „eingezwängt in Roms Windeln, kommt er nicht zu seiner vollständigen Entwickelung .... dieser schöne, edle, aber verkrüppelte Geist."

„Nach Deiner Meinung ist das Christenthum Schuld an dieser Verkrüppelung."

„Das versteht sich! es beruht auf ihr und deshalb ruft es sie hervor. Die feste Burg des Christenglaubens ist Rom. Rom will herrschen: deshalb bildet es Sclavenseelen."

„Ich sehe Sclavenseelen in Masse unter der Knute sich entfalten, welche die Waffe der modernen Cultur ist!" rief mit großer Entschiedenheit Rüdiger: „auf der Seite Roms sehe ich freie Männer."

„So steht es mit Dir?" sagte Leonilla schneidend und eisig: „Nun, dann wirst Du wohl bald zum Kreuz kriechen."

„Das wäre eine große Gnade."

„Wegen Adriane .... nicht wahr?"

„Nein! wegen meiner Seele."

„Rüdiger! ich verstehe Dich nicht mehr!" rief Leonilla fast schreiend.

„Das ist begreiflich," sagte er sanft.

„Nein! es ist unbegreiflich! ich verstand Dich, als Du in der Unerfahrenheit der Jugend Ideale Dir bildetest, welche Du durch die Kunst und durch Dein Leben verwirklichen wolltest. Ich verstand, daß jene Ideale Träume waren, zerfließend wie jene Rosenwolken vor dem Sonnenaufgang. Ich verstand Dich, als die Wirklichkeit Dir tagte — als Du erkanntest, daß der Mensch die Bestimmung hat nach dem Freiheitsbedürfniß sich zu entwickeln, welches die Natur in sein Wesen legte, und daß die Lehren, welche man ihm in seiner unmündigen Kindheit gleichsam wie die Schutzblattern einimpfte, mit dieser Bestimmung zur Freiheit nicht übereinstimmten, daß Du sie beseitigen müßtest, um Dich zu einer höheren Stufe zu erschwingen. Und jetzt gibst Du sie auf! jetzt läßt Du fallen, was Du mühsam errungen hast! jetzt . . . . wo Du gesehen, erfahren, erlebt hast, welch ein furchtbarer, unsinniger Tyrann der christliche Glaube ist, wie er alle Bande zwischen den Menschen zerreißt, wie er die edelsten Gefühle erstickt — da kehrst Du um! da willst Du lieber — geistiger Weise — Knecht als Herr sein! — Nein, ich verstehe Dich nicht mehr."

„Und ich kann Dich auch nicht zum Verständniß bringen, Leonilla."

„Du nicht? . . . . Wer denn?"

„Gott allein."

„O! immer diese Phrasen!" rief sie.

„Das ist es eben: für Dich ist Phrase, was für mich eine Wahrheit ist: Uns trennt eine unausfüllbare Kluft."

„Unausfüllbar?"

„Unausfüllbar! denn zwischen Wahrheit und Irrthum gibt es keine Vermittelung. Da heißt es: entweder — oder. Aber es kann über die Kluft eine Brücke geschlagen werden, auf welcher man aus dem Lager des Irrthums zu den Zelten der Wahrheit gelangt."

„Also doch!"

„Ja! aber Gott allein baut diese Brücke. Sie heißt die Gnade."

„Du sprichst, als ob Du bereits ein Jünger Osorio wärest und zur frommen Genossenschaft von Oberau gehörtest."

„Aber warum heirathest Du Adriane nicht?" fragte plötzlich Edwin, der sich inzwischen diese Thatsache klar machte.

„So möchte auch ich fragen," setzte Leonilla hinzu.

„Weil Adriane mit mir gebrochen hat, lieber Edwin," gab Rüdiger zur Antwort.

„Ah so!" entgegnete Edwin beruhigt.

Auch Leonilla fühlte sich dadurch etwas beruhigt. Es war ja schon eine große Demüthigung, daß Adriane ein Herz gewonnen hatte, welches einst von Liebe für

Leonilla erfüllt gewesen war. Sollte Adriane auch jetzt noch einen solchen Einfluß auf Rüdiger üben, daß er den verlorenen Glauben wieder suchte und wieder fand? Sollte er mit Adriane in Glauben und Liebe vereinigt glücklich sein? . . . . und sie war unglücklich! elend! Aber Rüdigers Antwort: Adriane habe den Bruch zwischen ihnen herbeigeführt — schien die Versicherung zu enthalten, daß er keinen Schritt thun werde, um eine Versöhnung herbei zu führen. Dies lag auch ganz in Rüdigers zurückhaltendem Charakter, und in diesem Fall, in Anbetracht von Adrianens großem Vermögen, gebot ein edler Stolz diese Zurückhaltung. Ueberdies war Rüdiger vor der Hand durch seines Vaters leidenden Zustand an Oberau gefesselt, und das Millionäre Prinzeßchen — so dachte Leonilla — wird in dem fernen Palermo dermaßen von Bewerbern umschwärmt sein, daß sie Rüdiger bald vergißt, vielleicht schon jetzt vergessen hat. Daß Osorio auf Rüdiger in dessen gegenwärtiger Stimmung Einfluß gewinnen werde, war ihr eben so wahrscheinlich wie unangenehm. Sie hätte am liebsten Osorio in die Residenz mitgenommen, und sie besann sich, ob das nicht zu bewerkstelligen sei.

„Werden Sie nicht den hiesigen Aufenthalt unerträglich finden, wenn wir in der Stadt sein werden, den größten Theil der Dienstboten mitnehmen und Sie im tiefen Winter einsam im großen verödeten Schloß zurückbleiben.“

„Durchaus nicht, gnädige Frau. Ich freue mich sogar darauf recht ungestört den Studien mich widmen zu können, was früher die Amtsgeschäfte gar sehr verhinderten.“

„Wenn Sie nichts weiter studiren wollen als die Theologie, so scheint mir das ein Luxus. Sie wissen übergenug.“

„Sie sagen: nichts weiter! aber ich bitte Sie, Frau Baronin? ist die Wissenschaft von den göttlichen Dingen nicht ein tiefer Brunnen, aus dem der menschliche Geist fort und fort schöpfen kann, ohne ihn zu erschöpfen!“

„Um schließlich mit dem alten ehrlichen Montaigne zu sagen: „Que sais-je.“

„Der alte ehrliche Montaigne war ein Zweifler, dessen Ansichten weder ihn selbst noch Andere befriedigten. Ich ziehe es vor mit den Legionen von Martyrern, von Heiligen, von Büßern, von gewaltigen Geistern, von großen Seelen und von kindlichen einfachen Seelen zu sagen: Credo.“

„Es ist ein Jammer, daß ein Geist wie der Ihre nichts ist, als ein Echo aus einer untergegangenen Weltzeit.“

„Das ist eben der Streitpunkt; denn ich sage, kein Echo ist's, dies Credo, sondern das Wort des Lebens, das in vergangenen Weltzeiten urkräftig war, und jetzt und immer in allen Weltzeiten urkräftig sein wird,

um den Menschen seinem übernatürlichen Ziel zuzuführen."

„Nirwana ist sein letztes Ziel: das Nichts" — sagte sie verächtlich.

„Die selige Anschauung Gottes ist es," versetzte er sanft.

„O, wenn Sie doch Philosophie studiren wollten!" rief Leonilla:

„Das thue ich, gnädige Baronin."

„Aber was für eine, Herr Caplan!"

„Die Lehre, wie die Vernunft zu brauchen und zu adeln ist, um sich der göttlichen Wahrheit zu unterwerfen."

„In der christlichen Mythe gibt es einen Mann, den ich ungemein verehre."

„Darf man fragen, wer dieser Bevorzugte ist?"

„Pilatus ist es. Er fragte: Was ist Wahrheit? — und ging von dannen, weil er wußte, daß er keine befriedigende Antwort bekommen könne."

„Pilatus hatte bei seiner Frage menschliche Wahrheit, relative Wahrheit, also Wahrheiten im Sinn, nicht göttliche Wahrheit, welche Derjenige lehrte und lebte, an welchen Pilatus seine Frage richtete."

„Sie sind unverbesserlich!" rief sie zürnend und schüttelte unmuthig die Fülle der goldenen Locken.

Hundertmal schon hatte sie sich vorgenommen gar nicht mit Osorio zu sprechen, sich gar nicht um ihn

zu bekümmern; doch länger wie höchstens zwei Tage hielt der Vorsatz nicht an, weil es auf ihn nicht den mindesten Eindruck machte, ob sie so war oder anders. Sonnig blieb seine Stirne, wohlwollend blieb sein Mund, und sein lebhaftes und doch sanftes Auge behielt den milden, leidenvollen Ausdruck, den Menschen haben können, die innerlich viel gelitten und viel gekämpft haben — und der doch nicht traurig ist. Christus am Kreuz sah leidenvoll aus, nicht traurig. Schließlich fand Leonilla immer, daß dieser unbeugsame Charakter, der doch nicht hart war, weit interessanter sei als die biegsamen, die ihr nur allzu oft begegnet waren.

„Herr Doctor,“ sagte Leonilla, „mein Mann hustet seit einigen Tagen.“

„Ich habe es nicht bemerkt, gnädige Frau.“

„Wie ist das möglich, Herr Doctor! er hustet stark.“

„Ich wollte sagen — nicht beachtet, denn in dieser Jahreszeit ist der Husten etwas sehr Gewöhnliches.“

„Sie haben Unrecht den Husten bei meinem Mann nicht zu beachten.“

„Der Herr Baron hat eine treffliche Lunge.“

„Mag sein! aber eine krankhafte Organisation, bei welcher die edleren Organe leicht afficirt werden können.“

Der Doctor, der nicht wußte was Leonilla eigentlich wollte, starrte sie an und sagte:

„Ja, Frau Baronin.“



„Er muß sich sehr vor Erkältung hüten," fuhr sie fort: „deshalb will ich in der Stadt das grüne Zimmer als Capelle einrichten. Da kann Caplan Osorio täglich die Messe zu der Stunde lesen, die dem Baron genehm ist."

„Das kann er, gnädige Frau," sagte der Doctor ganz verblüfft.

„Nicht wahr, Edwin, Du magst sehr gern im Winter die Messe in einem Deiner Zimmer haben?" sagte Leonilla zu Edwin, der eben eintrat.

„Im Zimmer? wie! gar nicht!" entgegnete er, dem jede Aenderung alter Gewohnheit höchst zuwider war.

„Aber wenn Deine Gesundheit es fordert."

„Bin ich krank, Doctor?"

„Noch nicht," sagte Leonilla.

„Bin ich krank, Doctor?" wiederholte er.

„Noch nicht," sagte der Wahrheit gemäß Doctor Melz.

„Bis ich's werde gehe ich zur Messe in die Kirche;" — dabei blieb Edwin.

Leonilla würde sich wohl nicht daran gekehrt, sondern gehofft haben, Edwin umzustimmen. Allein sie fand bei Osorio entschiedenen Widerstand. Die Sonntagsmesse in Waldenhausen war gestiftet; der kranke Pfarrer von Oberau zählte auf Osorio; Graf Euben hätte ihn am liebsten ganz in Oberau behalten und

war in einem bedenklichen Gesundheitszustand; — dies Alles machte Osorio eindringlich geltend. Leonilla mußte sich entschließen ihren Plan aufzugeben. Osorio blieb in Waldenhausen, als sie nach dem Weihnachtsfeste höchst mißvergnügt in die Stadt zog. Sie hatte nur an sich gedacht, als sie den Caplan für Waldenhausen errang, und jetzt mußte sie ihn in Waldenhausen lassen und sie hatte, unabsichtlich, besser für Oberau gesorgt, als für sich. Sie beschloß den Aufenthalt in der Residenz möglichst abzukürzen.

Viertes Kapitel.

Gräfin Euben hatte mit großer Bangigkeit der Ankunft ihres Sohnes entgegen gesehen. Er schrieb so selten und so wenig, daß sie kaum etwas anderes aus seinen Briefen entnehmen konnte, als daß er lebe. Aber wie? aber mit welchen Gesinnungen? — sie wußte es nicht. Disharmonie im Glauben hatte den Bruch mit Adriane herbei geführt: welchen Einfluß hatte dieser Schmerz auf ihn? war dessen Wirkung versöhnend — war sie erbitternd.

Rüdiger kam. Er war gefaßt und ruhig, und nach seiner Weise zurückhaltend. Osorio, dem sie ihre Sorgen anvertraute, hatte sie angefleht ihren Sohn nicht mit Fragen zu bestürmen, mit Ermahnungen zu torquiren. Sie fand den Ausdruck torquiren zu hart; doch er versicherte:

„Keineswegs! für einen verschlossenen Charakter ist es eine Tortur. Graf Rüdiger wird schon sprechen, wenn es ihm so um's Herz ist."

Die Gräfin schwieg also; aber auch Rüdiger schwieg. Indessen bemerkte sie doch zu ihrem größten Trost, daß er Sonntags nicht in der heiligen Messe fehle. Graf Euben war sehr mit Rüdiger zufrieden, denn er fand ihn ganz bereit sich in die Geschäfte einweihen zu lassen und deren Führung zu übernehmen, wozu er sich früher nie hatte entschließen können.

„Der schwere Schlag, der sein Glück zerstörte," sagte der Graf, „hat ihn zu einem verständigen, brauchbaren Menschen gemacht."

„O, daß es wäre zu einem gläubigen Menschen!" seufzte die Gräfin.

Philiberte sagte nichts. Sie war dermaßen in ihren Schmerz begraben, daß sie des Bruders Anwesenheit kaum beachtete. Sie starrte trostlos, hoffnungslos in eine Zukunft, über welcher ein großes Leichentuch gebreitet war, denn ihr Kind war todt, Fleuranges war todt für sie und Theoderich war nicht der Mann, der ihren Blick in die Zukunft erheitern konnte. Sie war sehr unglücklich. Es war also keine fröhliche Gesellschaft in Oberau beisammen. Abgesehen von den Schmerzen und Sorgen, die jeder Einzelne im eigenen Herzen mit sich umhertrug, erfüllte die schwindende Gesundheit des Grafen, die keine Hoffnung auf Genesung übrig ließ, die Familie mit Kummer. Gelderns Anwesenheit war Allen sehr willkommen. Er bildete durch seine Theilnahme und seine treue Freundschaft

ein tröstendes Element in dem kleinen Kreise; — besonders für Philiberte. Sie liebte ihren Vater zärtlich; sie hatte sich auch in der letzten Zeit mehr ihrer Mutter angeschlossen; aber ihr Gewissen sagte ihr, daß sie doch nicht in Oberau auf ihrem eigentlichen Platze sei, und da der Mensch immer geneigt ist sich allerhand kleine Beruhigungen zu verschaffen, so fand sie sich durch Gelderns monatelangen Besuch in Oberau etwas beruhigt über ihren Aufenthalt daselbst.

Geldern war es auch, der einmal zu Rüdiger sagte:

„In Deinem Zimmer liegen zwei riesige Mappen. Du solltest uns doch ihren Inhalt sehen lassen. Es sind ohne Zweifel Früchte Deiner letzten Wanderungen."

„Es sind nur Skizzen und Studien, nichts ist ausgeführt," sagte Rüdiger.

„Gerade das ist interessant," sagte Osorio, der eben anwesend war: „man sieht durch sie in die Werkstatt des Geistes hinein und wie viel da gesammelt und zusammengetragen, beobachtet und versucht werden muß, bevor das Material vollständig ist, aus welchem ein Kunstwerk hervorgeht, das diesen Namen verdient. Ohne ernste und zuweilen recht mühsame Studien kommt ein solches nicht zu Stande."

„Aber es darf nicht den Eindruck des mühsam erarbeiteten machen," sagte Geldern.

„Dann wäre es auch kein Kunstwerk," versetzte Osorio.

„Ein Kunstwerk ist für mich etwas Unerreichbares," sagte Rüdiger.

„O nein!" rief die Gräfin: „denke nur an den Knaben Samuel."

„Ich denke an ihn!" erwiederte er und setzte hinzu: „ich will sehr gern meine Mappe zeigen, aber ich fürchte, es ist nicht der Mühe werth den Inhalt zu betrachten."

„Hole sie nur und überlasse uns das Urtheil," versetzte Geldern.

Die Mappen kamen und wurden auf einen großen runden Tisch in der Mitte des Salons gelegt. Graf Euben nahm zwar nicht viel Theil an der allgemeinen Unterhaltung, wendete ihr aber immer seine Aufmerksamkeit zu und setzte sich an den Tisch; zur Rechten die Gräfin und Philiberte; zur Linken Geldern und Osorio. So bildeten sie einen Halbkreis, welchem Rüdiger gegenüber stand und jedes einzelne Blatt aus den Mappen senkrecht vor sich auf den Tisch stellte, so daß die fünf Zuschauer es bequem sehen konnten. Es waren Farbenskizzen auf Folioblättern.

„O, wie hübsch!" rief Philiberte.

„Es ist Neckarsteinach mit seinem alten, aber neu ausgebauten Schlößchen am Neckar," sagte Rüdiger.

„Ist das Heidelberg?" fragte sie bei dem nächsten Blatt.

„Nein," sagte er, „Heidelberg ist ein Tummelplatz

der Maler und der Touristen. Ich suchte mir einsamere Stätten. Dies ist die Ruine des Schlosses Wertheim am Zusammenfluß der Tauber und des Main. Und hier ist eine zweite Ansicht der Ruine, die so großartig ist, daß man zehn, ja zwanzig Ansichten von ihr aufnehmen könnte."

„Das gefällt mir ausnehmend: ein Kloster einsam auf der Höhe im Abendroth," sagte die Gräfin: „ist es Phantasie oder Wirklichkeit."

„Es ist Kloster Engelberg am Main mit seiner Wallfahrtskirche. Es ist der Ort, wo einer der gründlichst verleumdeten Männer unserer Zeit, Dom Miguel von Portugal, seine irdische Ruhestätte fand," sagte Rüdiger. „Und die Baumgruppe auf diesem Blatt hier, mit dem Durchblick auf ein stattliches Schloß, ist aus dem Park von Klein-Heubach, gegenüber Engelberg. Das dritte Blatt aus dieser halb romantischen und halb idyllischen Gegend, ist das alterthümliche Städtchen Miltenberg am Main, wo — wie es heißt — Götz von Berlichingen gefangen saß."

„Dieser Götz von Berlichingen ist mir höchst unsympathisch," sagte Herr von Geldern: „er lehnte sich auf gegen Kaiser und Reich, er sowohl wie der Franz von Sickingen, der sogar die kirchlichen Neuerungen beschützte. Solche Leute sind nicht meine Leute."

„Göthe hat ihn verherrlicht," sagte Philiberte.

„Das macht mir gar keinen Eindruck, meine liebe

kleine Gräfin. Göthe war in mancher Beziehung ein Frankfurter Spießbürger und ein Weimar'scher Geheimerath, und als solche hatte er kein Herz für Kaiser und Reich."

„Nein! ich protestire," sagte die Gräfin: „als Frankfurter Bürger ist er nicht nothwendiger Weise dieser Gesinnung beraubt. Das können Sie aus Böhmers Briefen ersehen, der auch ein Frankfurter Bürger war."

„Wie sollte diese Gesinnung nicht im Volke schwach geworden sein — und ich erlaube mir den Geheimerath von Göthe zum deutschen Volk zu zählen — wenn die deutsch-römischen Kaiser der letzten Zeit sie nicht mehr hatten," sagte Rüdiger. „Die eigene Hausmacht erhöht und umstralt vom Glanz der Kaiserkrone — das war freilich sehr weit entfernt von der großen Idee des Imperium mundi, die in den Heinrichen, den Ottonen und, im gewissen Grade, in den Hohenstauffen lebte, und welche das edelste Erbe Carls des Großen war: Träger der Weltherrschaft zu sein und, als solcher, Schirmherr der Kirche."

„Ghibelline," sagte Osorio.

„Was diese Idee betrifft — ja! aber nicht als Anhänger einer Partei oder als Verfechter einer Persönlichkeit. Als Rom verwüstet von Factionen war, die um den Sitz auf dem Stuhl Petri buhlten und einander zerfleischten, da nahm es in seiner Gesunken-

heit Zuflucht zu Otto dem Großen und flehte ihn an, den heiligen Stuhl mit einem würdigen Mann zu besetzen. Und im hohen Bewußtsein, das Imperium mundi in der Hand zu halten — nicht um sein Ansehen zu heben, nicht um seine Macht zu vergrößern — bezeichnete Kaiser Otto nach einander vier Päpste, die des heiligen Stuhles würdig waren. Damals wußte man nichts von Ghibellinen oder Guelfen. Als diese Bezeichnungen zum Feldgeschrei kaiserlicher und päpstlicher Parteien wurden, schwand die Idee des Imperium mundi dahin und persönliche Herrschsucht nahm ihren Platz ein. Uebrigens nahmen diese Bezeichnungen die merkwürdigsten Umbiegungen an. Die französischen Könige galten für guelfisch gesinnt, weil sie, wenn es ihrer Politik entsprach oder ihr Vortheil es heischte, einem bedrängten Papst so lange zu Hilfe kamen, bis es vortheilhafter für sie war seine Bedränger zu werden und den Stuhl Petri so viel wie möglich zu beschädigen. Florenz, die Guelfenstadt, hielt immer zu Frankreich; aber der größte Sohn dieser Stadt, Dante, war Ghibelline, in dem Sinn, daß er mit seinem Genie und aus seiner Seele heraus, einen Kaiser herbei wünschte, der das Imperium mundi trage. Der Kaiser, den er ersehnte und der wohl fähig war die Idee zu fassen und — unter günstigen Umständen — sie vielleicht auszuführen, Heinrich VII. starb in Pisa, der treuen Ghibellinenstadt. Dante war tief katholisch.



Man kann ein Ghibelline und doch ein guter Katholik sein, Herr Caplan."

„Es freut mich es von Ihnen zu hören, Herr Graf," erwiederte Osorio.

„Ist es nicht halb zum lachen und halb zum weinen!" rief Geldern: „Wir sehen Alle vor unseren Augen und ohne daran zu denken, die schauderhafteste Carricatur des Kaisers, der das Imperium mundi trägt."

„Ich sehe sie nicht," sagte Philiberte.

„Ich habe keine Ahnung, wo ich sie sehen könnte," setzte Gräfin Euben hinzu.

„Das kommt daher, weil die Damen das edle Whist- und Lhombrespiel verschmähen," sagte Geldern, stand auf, holte ein Kartenblatt und legte es auf den Tisch: „sehen Sie hier die Kaiserliche Majestät mit Krone, Scepter und Reichsapfel — welcher letztere das Symbol seiner Weltmacht ist: die Weltkugel, auf der ein kleines Kreuz steht."

„Eine abscheuliche Carricatur!" rief Philiberte: „geschwind, Rüdiger, zeige uns etwas Schönes."

„Ein Kaiserdenkmal: Rudolf von Habsburg im Dom zu Speyer," sagte Rüdiger und zeigte ein Blatt von bräunlichem Papier, von welchem sich das Monument von weißem Marmor abhob: „Ein tüchtiger, rechtschaffener, frommer Mann, ein ehrenhafter Kaiser — aber kein großer Kaiser mehr."

So zeigte er noch andere Blätter, bis er an eines

kam, das er einen Augenblick betrachtete und dann in die Mappe zurücklegte.

„Was ist das, Rüdiger!“ rief Philiberte neugierig, „das ist gewiß am allerinteressantesten.“

„Laß doch, Philiberte, man muß nicht zudringlich sein,“ sagte die Gräfin, befürchtend, das Blatt könne eine Beziehung auf Adriane haben. Doch Philiberte ließ sich nicht abschrecken und fuhr fort:

„Ist es ein Herzensgeheimniß, Rüdiger?“

„Vielleicht,“ sagte er ernst, nahm das Blatt aus der Mappe und zeigte es vor. Es war ein Christus am Kreuz in Holzfarbe gemalt. Darunter stand in goldenen Buchstaben geschrieben: „Rette deine Seele.“ Rüdiger setzte hinzu:

„Es ist copirt nach einem großen, in Holz geschnittenen Crucifix im Dom zu Mainz. Es hängt in einem Winkel, unbeachtet, kaum gesehen. Ich habe aber in dem ganzen Dom nichts gesehen, als dies wunderschöne Bild des Leidens.“

„Und ich war dort und habe es gar nicht bemerkt,“ sagte Philiberte verwundert.

„Ein Wort, ein Bild, ein Ton kann uns eine Perspective erschließen, welche in die Ewigkeit hinein reicht — wenn wir eben dafür gestimmt sind,“ sagte Osorio: „und ein Anderer sieht und hört dasselbe und es macht keinen Eindruck auf ihn. Wie oft haben wir das Wort ewig gehört; wie oft haben wir es höchst

gleichgiltig ausgesprochen. Einst hörte eine kleine sechsjährige Spanierin von der ewigen Seligkeit sprechen. Ewig! ewig! wiederholte sie und sie vergaß es nie. Aus der Kleinen wurde die große heilige Therese."

„O, die Heiligen zählen nicht mit!" rief Philiberte.

„Doch, gnädige Gräfin! die Heiligen kommen nicht als Heilige auf die Welt. Das kleine Mädchen, das vom Gedanken an die Ewigkeit so tief ergriffen wurde, las einige Jahre später mit Leidenschaft Romane — was eben nicht eine Anleitung zur christlichen Vollkommenheit zu sein pflegt. Und so haben die Heiligen so gut wie wir anderen Sterblichen große Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden."

„Die heilige Therese las Romane!" sagte Philiberte ganz nachdenklich.

„Aha!" rief Geldern lachend, „jetzt denkt Gräfin Philiberte auch daran, eine Heilige zu werden."

„Spotten Sie nur!" versetzte sie: „ich dachte daran, welche göttliche Kraft dem Menschen zu Gebot stehen muß, der aus einem Weltkind — ein Musterbild der höchsten, der vollkommensten Tugend werden kann."

„Warum hast Du die Worte „Rette deine Seele", mit goldenen Buchstaben geschrieben, Rüdiger? sie passen nicht für den stillen Farbenton," sagte Gräfin Euben.

„Ich habe einmal eine Legende gehört," versetzte Rüdiger mit tiefem Ernst: „ein Ungläubiger lästerte Gott. Da fiel plötzlich ein weißes Blatt vor ihm nieder,

worauf mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: Miserere mei Domine. Und er bekehrte sich. Als ich vor dies Crucifix hintrat und las „Rette deine Seele", kam es mir vor, als wären diese Worte in Gold geschrieben — und sie stehen doch nur auf einer plumpen Tafel, die geschmacklos am Fuß des Kreuzes angebracht ist."

„Vielleicht fiel ein Sonnenstral auf diese Worte," sagte Philiberte.

„Ganz recht, Philiberte! ein Sonnenstral," versetzte Rüdiger und legte die Blätter wieder in die Mappen.

Die Gräfin betrachtete ihn mit wehmüthiger Freude, Osorio mit tiefer Theilnahme. Der Graf sagte:

„Du hast Fortschritte gemacht."

„Ich hoffe es, bester Vater," entgegnete Rüdiger.

Jugendfreunde.

Erstes Kapitel.

In der Residenz waren Veränderungen in der diplomatischen Gesellschaft eingetreten. Nicht nur Herr von Fleuranges war nach Petersburg versetzt, sondern auch sein Gesandter hatte einen anderen Posten erhalten und an dessen Stelle war der Marquis de Vaudreuil gekommen. Er war ein sehr artiger, sehr einnehmender Mann, der ein glänzendes Haus zu machen versprach, da er sehr reich war. Nicht von sich. Er war von sehr guter alter Familie, aber ohne Vermögen. Der Reichthum kam von seiner Frau, der Tochter eines wallachischen Bojaren — und diese Frau war die Schattenseite seines glänzenden Lebens. Die Marquise de Vaudreuil war eine kleine, unschöne, sehr kränkliche Person, die das Haus ihres Gemals weder durch Kinder noch durch ihre eigene Anmuth und Liebenswürdigkeit schmückte. Man bedauerte den Marquis wegen dieser lästigen Zugabe zu dem großen Vermögen. Er aber schien ganz mit seinem Schicksal zufrieden zu sein und behandelte stets seine Frau, die mit allen Launen der Kränklichkeit behaftet war, mit rücksichtsvollem Anstand.

Als Leonilla in der Residenz eintraf, hatte der Marquis bereits sein Haus eröffnet, und ihre intime Freundin, Gräfin X. sprach sich so entzückt über ihn aus, daß sie, die in der eleganten Gesellschaft ein Orakel war und den Ton angab, nach welchem neue Erscheinungen beurtheilt wurden, dem Marquis sogleich einen hohen Platz im Olymp der Crême anwies. Ohne eine Miene zu verändern, fragte Leonilla:

„Heißt er Jean de Vaudreuil."

„Das weiß ich nicht," sagte Gräfin X. etwas verstimmt, weil ihr schien, Leonilla mache den Anspruch den Marquis lange zu kennen, da sie nach seinem Taufnamen fragte. Leonilla ließ ihr auch keinen Zweifel darüber indem sie sagte:

„Heißt er Jean, so kenne ich ihn."

„Charmant! er wird dann um so lieber zu unseren Intimen sich zählen," sagte die Gräfin schnell gefaßt und richtete ihren Blick auf den Vortheil, den die Sache hatte.

„Das ist die Frage," versetzte Leonilla lächelnd, und ohne die erstaunten Augen der Gräfin zu beachten, ging sie auf andere Fragen über, deren Beantwortung dazu dienten, sie nach einer halbjährigen Abwesenheit wieder vollständig in der Gesellschaft zu orientiren. Endlich begann auch Gräfin X. Fragen zu stellen.

„Ich bitte Dich, Leonilla, was ist aus Graf Teutleben geworden? und die gute Philiberte — wo ist sie?

was treibt sie? beweint sie die Treulosigkeit des bösen Fleuranges?"

„Ueber Teutleben fehlen genaue Nachrichten, beste Hedwig. Er sitzt im Eise am Nordpol oder am Südpol — das ist unbestimmt. Er will die Fabel von der großen Seeschlange entlarven, die ein paar Meilen lang sein soll."

„Gott bewahre, welch Ungeheuer . . . ein paar Meilen lang!"

„Es gibt viel größere Ungeheuer, beste Hedwig, obschon sie nur fünf bis sechs Fuß lang sind."

„Ungeheuer à la Fleuranges . . . ach, der Arme!" rief lachend Hedwig.

„Nein, nicht Fleuranges. Er handelt klug und gut, wenn er Philiberte aufgibt, denn er kann sie nicht heirathen und will nicht ihrer Stellung schaden."

„Weißt Du, Leonilla: Frauen, die so unbesonnen sind wie Philiberte, mögen sie noch schöner, noch eleganter, noch einnehmender sein wie Deine Cousine ist, dürfen wir unter keiner Bedingung in den Kreis der Intimen aufnehmen. Sie compromittiren sich allzu leicht . . . und einigermaßen unsern Kreis, weil man sie doch nicht ganz fallen lassen darf."

„Einverstanden, beste Hedwig! nun, Philiberte ist bei ihren Eltern und bleibt vor der Hand dort . . . und ist sie traurig, so rührt das ohne Zweifel daher, daß sie ihren kleinen Sohn verloren hat."

„Es ist also keine Trennung zwischen ihr und Graf Teutleben erfolgt?"

„Doch! denn er ist am Nordpol und sie in Oberau," antwortete lachend Leonilla, die selbst nicht wußte, wie die Sache von Philiberte und Theoderich stehe.

„Was ist denn aus Deinem Vetter, dem menschenscheuen Rüdiger Euben geworden? Im vorigen Frühling ging die Sage, er habe sich in eine bildschöne Malerin verliebt und wolle die Einwilligung seines Vaters ertrotzen. Im Sommer verwandeln wir uns ja Alle in Zugvögel, die in alle vier Winde ausfliegen; da hört man nichts von einander. Was ist aus ihm geworden? er ist ein so schöner Mensch und sieht so interessant aus, daß seine Scheu vor der großen Gesellschaft gar nicht zu begreifen ist. Viele Herzen würde er erobern . . . er verfehlt seine Bestimmung."

„Einstweilen und bis er sie erkannt hat," entgegnete Leonilla lachend, „ist auch er in Oberau, denn mein armer guter Onkel ist an einem zehrenden Leiden erkrankt, das ihn langsam aufreibt."

„Schade um den muntern Mann, der ja noch im Sommer ganz gesund und vergnügt war."

„Ja, so stirbt man."

„O schweige vom Sterben, gute Leonilla, dann spüre ich gleich einen ganz fatalen Modergeruch. Adieu, liebes Herz."

Mit diesen Worten stand Gräfin Hedwig auf und

verließ die Freundin, die so unvorsichtig geäußert hatte, daß der Mensch sterblich sei.

Leonilla blieb allein vor ihrem Camin und versank in ihre Gedanken. Also Jean de Vaudreuil war da ... ohne Zweifel er und kein Anderer, denn Jean de Vaudreuil hatte keine Brüder und war in der Diplomatie.

Vor langer Zeit, es mochten zwölf Jahre sein, als Herr van Sitart noch ein reicher Mann war oder wenigstens ganz allgemein dafür galt und in Brüssel ein glänzendes Haus machte, war der junge Gesandtschaftssecretär Marquis de Vaudreuil täglich in diesem Hause. Leonilla van Sitart bezauberte ihn, fesselte ihn. Kaum achtzehn Jahre alt, erschien sie in der Welt in erster Jugendblüte ihrer stralenden Schönheit, unbefangen, sorglos, unbekannt mit Menschen und deren verwickelten Verhältnissen, aber wohl wissend, daß sie schön — und die einzige Tochter des reichen van Sitart sei; und voll Zuversicht, daß eine glänzende Zukunft vor ihr liege. Der Marquis faßte eine heftige Leidenschaft für sie, die Leonilla zwar nicht im gleichen Maß, aber doch mit zärtlicher Zuneigung erwiederte. Ihre Eltern sahen das sehr gern; sie wünschten die Tochter so bald wie möglich zu vermälen, um dieser Sorge ledig zu sein, da die Sorge um den Ruin des Hauses immer drückender wurde.

Nicht ohne Mühe erhielt Jean de Vaudreuil die Erlaubniß seines Vaters um Leonilla sich zu bewerben.

„Die bildschöne Tochter eines Banquiers, im größten Luxus aufgewachsen, in jeder Weise verwöhnt, voll unbefriedigbarer Ansprüche — und Du ohne Vermögen! Jean, das gefällt mir nicht!“ sagte der alte Herr kopfschüttelnd.

Der Sohn sprach von Herr van Sitarts immensem Vermögen.

„Das gefällt mir noch weniger, Jean! Der Mann ist der Frau gegenüber unfrei, wenn er lebt vom Vermögen des Schwiegervaters.“

Aber der Sohn ließ nicht ab zu bitten und zu flehen; der Vater gab mit schwerem Herzen seine Zustimmung und setzte hinzu:

„Möge nie dieser Schritt Dich reuen.“

Beseligt kehrte Jean de Vaudreuil nach Brüssel zurück, begab sich zu Herrn van Sitart und eröffnete ihm, daß er Leonilla zärtlich liebe, nichts sehnlicher wünsche, als sich mit ihr zu verbinden, aber nicht in der Lage sei, die glänzenden Gewohnheiten ihres Lebens ihr zu verschaffen. Herr van Sitart unterbrach ihn mit dem Ausruf:

„Bester Marquis! bei diesen Nebendingen wollen wir uns nicht aufhalten! Theilt Leonilla Ihre Wünsche, was wir auf der Stelle erfahren werden, so begrüße ich Sie mit Freuden als Sohn.“

Leonilla gab freudig ihr Jawort. Die Verlobung war geschehen, und mit einer Hast, welche den Marquis

entzückte, setzte Herr van Sitart fest, daß die Vermälung in sechs Wochen stattfinden solle. Von der Art und Weise wie die Niederlassung des jungen Paares ermöglicht werden solle, war in dieser Zwischenzeit nicht die Rede; denn Herr van Sitart hüllte sich in ein unverbrüchliches Schweigen und Frau van Sitart warf zuweilen die Bemerkung hin, es sei nicht angenehm für die Ehefrau in die pecuniären Verhältnisse des Gatten gar nicht eingeweiht zu sein. Der Marquis zog daraus den Schluß, daß Frau van Sitart weder Auskunft geben, noch Vermittlerin sein könne oder — sein wolle; und Herrn van Sitart mit einer Anfrage zu belästigen, war ihm peinlich und schien ihm unzart. Er verließ sich auf das, was er sah: auf den Glanz worin man lebte und auf Herr van Sitart's Liebe für Leonilla, die er mit Zärtlichkeiten überhäufte. Quälend, ja demüthigend war es ihm, daß sein Vater gar nicht dies unbedingte Vertrauen hatte, sondern die einfache Thatsache in's Auge faßte, daß man Geld haben müsse um zu leben. Er schrieb:

„Dein Gehalt als Gesandtschaftssecretär und die Zulage, die ich Dir gebe, reichen nur gerade für Dich allein aus. Vor fünfzig Jahren wäre es anders gewesen. Da machte man nicht die wahnsinnigen Forderungen an Luxus und Bequemlichkeit des Lebens, wozu sich heut zu Tage jeder Gelbschnabel berechtigt wähnt — sehr zu seinem Schaden! denn diese genuß-

süchtige Generation ist eine marklose — marklos an Leib und Seele. Ich sage das nicht für Dich, mein lieber Jean. Du weißt, daß Dein Vater nicht reich ist und Du richtest Dich anständig, wie es sich für einen Gentleman schickt, mit Deinem Einkommen ein. Aber dies Einkommen muß verdreifacht werden, wenn Du eine Familie gründen willst und eine Frau nimmst, die ohne Zweifel keine Ahnung von Einschränkung irgend einer Art hat. Bedenke das und sprich es ohne Scheu — wenn's Dich auch Ueberwindung kostet — gegen Herr van Sitart aus. Leute, deren ganzes Leben in Geldgeschäften verläuft, sehen in Allem was vorfällt auch eine geschäftliche Seite, auch eine Frage, die sich auf das Geld bezieht — und sie erschrecken keineswegs, wenn Andere dasselbe thun; d. h. wenn sie ehrlich sind. Erschrickt aber Herr van Sitart, dann, mein lieber Jean, ist er entweder ein Geizhals oder etwas noch Schlimmeres, und dann rathe ich Dir väterlich, gib das schöne Fräulein auf, denn es ist gewissenlos eine Frau zu nehmen und sie nicht standesmäßig ernähren zu können. Du bist zu verständig um die Idylle „Eine Hütte und ihr Herz“ in Wirklichkeit spielen zu wollen — um so weniger, als Fräulein van Sitart ganz gewiß kein Gefallen an dieser Idylle finden würde.“

Vier Wochen waren seit der Verlobung verstrichen und Jean de Vandreuil hatte sich noch nicht entschließen können, dem Rath seines Vaters zu folgen. Da berief

ihn dieser durch ein Telegramm an das Sterbebett seiner Mutter, die an einer Lungenentzündung tödtlich erkrankt war.

Leonilla war erschreckt und betrübt über die Nachricht und die Trennung. Herr van Sitart aber kam ganz aus der Fassung und fragte:

„Können Sie nicht Ihre Abreise um einige Tage verschieben, mit Leonilla sich vermälen und der Mutter die Tochter zuführen?“

„Nein! das kann ich nicht!“ versetzte der Marquis unmuthig über den unpassenden Vorschlag.

„Wann werden Sie zurück kommen?“

„Sobald die Umstände es erlauben . . . und diese können so traurig werden, daß die Vermälung etwas aufgeschoben werden muß.“

„Das wäre in jeder Beziehung traurig, weil ich vielleicht in nächster Zeit nach London übersiedele.“

„O, das ist ja etwas ganz Unwesentliches ob ich mich in Brüssel oder in London mit Leonilla vermäle. Auf Wiedersehen, Herr van Sitart . . . gleichviel wo.“

Jean de Vaudreuil reiste zu seinen Eltern, fand die Mutter noch am Leben, sogar anscheinend besser. Aber es kam ein Rückfall, der Zustand verschlimmerte sich, wurde hoffnungslos und endlich starb sie. Von ihren Exequien mußte Jean auf seinen Posten zurückkehren. Er war fast drei Wochen bei den Eltern gewesen. Am Vorabend seiner Abreise sagte sein Vater:



„Du findest den Herrn van Sitart nicht in Brüssel.“

„Ja, ich weiß es. Leonilla schrieb mir in ihrem letzten Brief sie gingen nach London.“

„Schrieb sie auch warum?“

„Warum? . . . nein, das schrieb sie nicht.“

„So will ich es Dir sagen, mein armer guter Jean: weil das Haus van Sitart einen riesigen Bankrott gemacht hat, eine Fallite von Millionen.“

Jean stammelte vernichtet:

„Wer sagt das?“

„Die Tagesblätter: Hier, in drei Nummern, kannst Du es lesen mit allen Umständen — und hier lies den Brief meines Geschäftsfreundes in Paris. Bei der ersten Nachricht, welche die Blätter brachten, bat ich ihn telegraphisch um zuverlässige Auskunft. Sie erfolgte und bestätigt, was die Blätter sagen.“

„Gräßlich! gräßlich! o arme Leonilla!“ seufzte Jean, während er die Zeitungsnachrichten und den Brief durchlas.

„Deine arme Mutter mußte sterben um Dich zu retten, Jean,“ sagte der alte Herr wehmüthig. „Ohne ihren Tod wärest Du seit acht Tagen der Eidam eines Mannes, der seinen Ruf und sein Vermögen in unwürdiger Weise verloren hat.“

„O arme, arme Leonilla!“ seufzte Jean.

„Ich beklage von Herzen die Tochter . . . aber jetzt keine Schwäche aus Mitleid, Jean. Hebe das

Verhältniß mit ihr auf, sogleich, und sage ihr weshalb. Sage ihr, daß ihr Vater gewußt habe, Du könntest kein Mädchen ohne Vermögen heirathen. Sage ihr, daß er Dich dennoch ermuntert und eine Mitgabe in Aussicht gestellt habe. Sage ihr, Du hättest ohne diese Ermunterung von Seiten ihres Vaters nie um sie geworben, weil Deine pecuniäre Lage es Dir verbiete. Sage ihr das zart und vorsichtig . . . allein sie muß wissen, daß Du hintergangen bist und daß Du Dich zurückziehen mußt, weil Dir nicht die Möglichkeit geboten ist, ihr eine standesmäßige Existenz zu schaffen."

„O, wie erbärmlich ... o, wie unwürdig muß ich ihr erscheinen!"

„Es kommt auf das Sein an — nicht auf den Schein. Sei ein verständiger Mann und handle als ein solcher. Jetzt wird sie weinen, doch allmälig wird sie einsehen, daß Du den einzig richtigen Weg eingeschlagen hast. Da sie wunderschön ist und nunmehr in England lebt, findet sie dort, wo es reiche Leute gibt, vielleicht eine gute Partie."

„Lieber Vater, welch ein Trost für mich, da ich sie verliere!"

„Der allerbeste, mein Sohn! Du handelst verständig und Leonilla kann noch ihr Glück finden. Unter diesen Umständen ist nichts Besseres zu erwarten. Die Umstände selbst kannst Du aber so wenig ändern, als Du sie herbei geführt hast."

Jean machte Einwendungen. Er fand es unritterlich mit Leonilla in diesem Augenblick zu brechen.

„Könnte ich nicht meinen Abschied nehmen und mit Leonilla hier bei Dir auf dem Lande leben, bester Vater, wo Du jetzt, nach dem Tode der guten Mutter, sehr einsam Dich fühlen wirst. Es würde Deine Existenz erheitern und uns dadurch zwiefach glücklich machen."

„Es ist schön von Dir, daß Du so denkst, Jean, und daß Du bereit bist Opfer zu bringen. Nur müßten diese Opfer zum Ziel führen und folglich drei Menschen beglücken."

„Für zwei Menschen stehe ich ein."

„Thue es nicht, Jean! Du bist in einer Laufbahn, die Dir zusagt, für die Du Dich gebildet hast, die Deinen Fähigkeiten entspricht und die einen guten Fortgang zu nehmen verspricht, — und Du wolltest sie bei achtundzwanzig Jahren aufgeben, um das Leben eines Landedelmannes zu führen, das allerdings sehr respectabel — aber Deinen bisherigen Interessen und Studien allzu fern ist, um Dich zu fesseln. Unzufriedenheit und Langweile würden sich sehr bald einstellen und die Reue ihnen folgen. Ob Fräulein van Sitart geneigt ist, sich auf einem Schlößchen in Poitou zu vergraben, weiß ich nicht; ob sie im Stande ist durch häusliches Glück Dein Opfer zu vergelten, weiß ich auch nicht. Du nimmst es als eine ausgemachte Sache an, weil Du

verliebt bist: das versteht sich! das ist die Art der Verliebten — aber nicht die der vernünftigen Leute. Ich meines Theils glaube nicht, daß unser Landleben ihren Gewohnheiten, ihrer Erziehung, ihren Ansprüchen genügt. Was endlich mich betrifft, lieber Jean, so ist es mir viel tröstlicher, Dich etwa einmal im Jahre zufrieden und heiter — als Tag für Tag mit umwölkter Stirn zu sehen. Uebrigens bin ich nicht so ganz einsam, denn Charlotte und Eugenie leben ja ganz in der Nähe und sind gute aufmerksame Töchter — und Jeanne bringt ja immer den Sommer mit ihren Kindern hier zu."

„Ich könnte aber warten bis ich eine Stellung finde, die mir erlaubt, auf mein Einkommen eine Familie zu gründen."

„Unsinn und Unrecht, mein lieber Jean! dies Harren und Warten in's Blaue hinein, das zehn, zwölf Jahre hindurch zwei Menschen in Unruhe und Spannung erhält und sie vielleicht verhindert anderweitige Verbindungen einzugehen — ist so verkehrt wie möglich. Wer heirathen will muß wissen, daß er Weib und Kind standesmäßig ernähren könne. Er lasse es bleiben, wenn er es nicht kann. Bei dem langen Brautstande kommt nichts heraus, als daß das Mädchen ihre schöne Jugend einsam vertrauert — was nicht angenehm ist; und daß der Mann schließlich am Ziele seiner Wünsche keine blühende Rose, sondern eine

verblühte findet — und das ist auch nicht angenehm."

„Bester Vater!" rief Jean aufgeregt, „verzeihe mir wenn ich sage, wäre Leonilla's Vater unseres Standes, so würdest Du anders sprechen."

„Auf wenn und aber lasse ich mich nicht ein, mein guter Jean. Ich betrachte die vorliegenden Verhältnisse und gründe darauf meine Ansicht. Wäre aber Leonilla's Vater Fürst oder Graf und hätte er einen solchen Bankrott gemacht, den ein ehrenhafter Mann unmöglich machen kann, so würde ich meine Abneigung gegen diese Verbindung noch viel entschiedener aussprechen."

Der Sohn wußte dem Vater keine anderweitige Vorschläge zu machen, keine anderweitige Bedenken zu äußern. Er sah die gänzliche Hoffnungslosigkeit des Verhältnisses ein, und in diesem Sinne schrieb er mit aufrichtigem wahren Schmerz an Leonilla. Er betrachtete es als eine Gunst des Schicksals, daß er von einem so heftigen Fieber befallen wurde, daß er seine Abreise nach Brüssel verschieben mußte. Das Fieber entwickelte sich zum Typhus, und als er nach drei Monaten genesen war, hatte sein Vater erwirkt, daß Jean zur Gesandtschaft nach Florenz kam.

Herr van Sitart hatte für Frau und Tochter eine äußerst bescheidene Unterkunft in dem kleinen Seebadeort Margate besorgt, während er selbst in dem Gewühl von London untertauchte und verschwand. Leonilla

begriff dies Alles gar nicht. Frau van Sitart hatte nicht Lust sich auf Erklärungen einzulassen und sagte nur ganz kurz:

„Es sind Stockungen in den großen Geldgeschäften eingetreten, welche eine vorübergehende Einschränkung nöthig machen.“

„Wie wird Jean de Baudreuil erschrecken .... und wann wird nun unsere Hochzeit sein!“ rief Leonilla weinend.

„Hoffentlich recht bald,“ sagte die Mutter.

Da kam der Brief, der von Brüssel nach Margate geschickt wurde. Leonilla las ihn und erstarrte. Mit eisiger Kälte sagte sie:

„Auch das ist vorbei .... aber die Schmach bleibt, denn mein Vater hat Jean de Baudreuil hintergehen wollen.“

Sie reichte den Brief an Frau van Sitart. Diese las und rief entrüstet:

„Leere Ausflüchte! der Marquis de Baudreuil will sein schmachvolles Benehmen entschuldigen.“

„O nein!“ versetzte Leonilla, „er denkt an keine Entschuldigung, er theilt Thatsachen mit .... und diese sind haarsträubend.“

„Sollte Dein Vater Deinem Glück in den Weg treten und eine so ehrenvolle Verbindung hindern?“

„Er sollte die Wahrheit sagen und keine trügerische Hoffnungen wecken.“

„Er wird sich vorsichtig ausgedrückt haben."

„Ja! zweideutig . . . . das glaube ich ja."

„Wer hat es denn gern, daß fremde Augen in seinen Geldbeutel schauen?"

„Das wäre nicht nöthig gewesen . . . . doch gleichviel! denn jetzt ist die Sache abgethan. Der Marquis de Vaudreuil konnte nicht anders handeln, da er kein Vermögen besitzt. In Armuth zu leben ist in der That kein Vergnügen und ich schätze ihn, daß er es mir nicht zumuthet."

Sie verblieb in dieser bittern und kalten Stimmung. Jede Beschuldigung des Marquis de Vaudreuil, jede Entschuldigung ihres Vaters wies sie kühl zurück. Frau van Sitart mußte schweigen. Diese schmerzlichen Erfahrungen bei ihrem ersten Eintritt in die Welt, zerknickten in Leonilla alle jugendliche Unbefangenheit. Eine Richtung auf Ideale, einen feurigen Schwung der Gefühle, wie sie nicht selten der Jugend eigen sind, ging ihr ohnehin ab. Von der Wiege an hatte sie nichts Anderes gehört und gesehen, als daß man so behaglich und so glanzvoll wie möglich in der Welt leben müsse, um sich zufrieden zu fühlen. Ihre Eltern legten nur Werth auf äußere Dinge; im Institut, wo sie sieben Jahre zubrachte, legte man nur Werth auf äußere Bildung: kein Wunder also, daß sie nach Aeußerlichkeiten haschte und darin ihre Befriedigung suchte. Kein Wunder aber auch, daß sie sich höchst unglücklich fühlte, als

diese ihr fehlten, und als sie, anstatt Marquise de Baudreuil zu werden und in der diplomatischen Welt zu glänzen, ein armes Mädchen wurde, das in einem fremden Lande in einem unbekannten und unscheinbaren Ort, von der ganzen Welt vergessen saß. Je ferner sie von der Welt und von der großen Gesellschaft war, desto lebhafter wurde ihr Verlangen in derselben zur Geltung zu kommen, reich zu werden, bewundert zu werden, nicht nur zu gefallen, sondern zu herrschen.

Sieben Jahre trug sie diesen brennenden Wunsch in sich herum. Aber trotz ihrer seltenen und blendenden Schönheit — es fanden sich keine Bewerber um ihre Hand — wenigstens nicht solche, die Leonilla geneigt war zu erhören. Herr John Bull — der Mann hieß in der That so, und er machte dem Spitznamen keine Unehre — ein alter Freund ihres Vaters und ein wohlhabender Mann in der City, kam freilich manchmal nach Margate und hätte sehr gern die schöne Leonilla als Gattin heimgeführt — so bezaubert war er von ihr. Doch unter keiner Bedingung und so sehr Herr van Sitart in sie drang, war sie zu bewegen, die Frau eines fünfzigjährigen Kornhändlers zu werden und ein Haus in der City zu bewohnen. Damals dachte sie, es müßten ganz andere Freier kommen, besonders als der Vater nach Paris übersiedelte. Später bereute sie es. Die kleinen Existenzen verschwinden in Paris, können sich nicht zur Geltung bringen; Niemand

beachtet sie. Einmal schien Herr van Sitarts Glücksstern wieder zu stralen. Man lebte mit einem gewissen Luxus; bei Weitem nicht so wie in Brüssel, aber doch nicht in der armseligen Einschränkung der letzten Jahre. Dieser Glücksstern war aber nur aufgegangen, um für den Erfolg irgend eines mercantilen Unternehmens zu blenden und Theilnehmer zu gewinnen. Die Sache hatte aber nicht den gehörigen Schwindel, um Andere fortzureißen und der Stern sank in Wolken zurück. Ein junger artiger Mann von guter Familie, doch ohne Vermögen, der sehr beschäftigt mit Leonilla gewesen war, zog sich in aller Stille zurück, und ein anderer junger Mann, der das nicht that, entpuppte sich als ein Glücksritter, der, wenn er nicht zu Millionen gelangte, doch wenigstens zu einer schönen Frau zu gelangen dachte.

Unaussprechlich gedemüthigt und dadurch, nach Art der stolzen Seelen mit Bitterkeit und Menschenverachtung erfüllt, sah sich Leonilla bei fünfundzwanzig Jahren in jeder Hoffnung geknickt, in jeder Erwartung getäuscht — und so wurde sie Edwins Frau.

Jean de Vaudreuil war ihren Augen entschwunden. Die Sphäre, in welcher er lebte, war ihr nicht zugänglich. Nur einmal nach Jahren, in einem Augenblick des väterlichen Glanzes, als sie mit ihrer Mutter in der italienischen Oper war, sah sie ihn in einer Loge neben einer jungen Dame, die, aus ihrem Benehmen

zu schließen, seine Frau sein mußte. Mit einem Gefühl von Triumph wendete Leonilla den Blick ab; denn sie stellte in Gedanken ihre Schönheit neben diese kleine schwarze unschöne Person und sie dachte, daß ein Vergleich dem Marquis bitter weh thun müsse. An dieser indirecten Rache hatte sie ihre Freude. — — —

Diese Bilder, diese Erinnerungen, diese Enttäuschungen, diese Entfärbungen wogten wie schwere Wolkenzüge durch Leonilla's Seele, nachdem Gräfin Hedwig sie verlassen hatte. Jetzt also sollte sie dem Marquis begegnen, im Ton der Gesellschaft mit ihm verkehren, sie, die schöne, die elegante, die gefeierte, die reiche Baronin von der Walden — aber! Edwins Frau! ein Aber so furchtbar, so drückend, so demüthigend, daß es zeitweise all den äußeren Glanz ihres Lebens aus Gold in Flitter verwandelte: Es beruhigte sie etwas, daß Edwin nie weder im eigenen noch im fremden Salon erschien, nie persönlich einen Besuch machte, also nur im Theater und bei der Spazierfahrt an ihrer Seite öffentlich zu sehen war; doch sie empfand in voller Schärfe den Stachel, der in der Thatsache lag, daß sie sich an einen Mann verkauft hatte, den sie weder lieben, noch ehren konnte — der nichts für sie sein konnte, als höchstens ihr Cassenführer. Schließlich nahm sie wieder ihren kalten Stolz zusammen und sprach für sich:

Nun, wahrlich! nicht auf mich fällt ein Schatten,

weil ich, das unbemittelte hilflose Mädchen, eine Heirath machte, die meine Existenz sicher stellt — sondern auf die ganze Männerwelt, die an Schönheit, Geist und Talent gleichgiltig vorübergeht und nur auf den Reichthum spähende sehnsüchtige Blicke wirft. So ist die Weltströmung. Sie macht den Einzelnen erbärmlich, so daß Keiner dem Andern etwas vorzuwerfen hat und daß jeder Einzelne wiederum die Strömung verstärkt. Ein Kreislauf von namenloser Gemeinheit und voll unerträglichem Elend. Und diese Thoren à la Osorio! und diese Betrüger, wenn sie nicht glauben wie er, und nur reden wie er! . . . . Welche colossale Einbildungskraft gehört dazu, um den Wahn festzuhalten, dieser Strömung, diesem Kreislauf sei zu entrinnen, dieser Welt der Verwesung sei eine Welt der Verklärung gegenüber gestellt, und sie zu erringen und zu erreichen sei des Menschen wahre Bestimmung! . . . . Ja, wo sind denn die Fähigkeiten, die Kräfte, mit denen er sie erringen und erreichen kann — vorausgesetzt, daß er an sie glaubt! . . . . Das sind Träumereien! dem elenden Zustand des Menschen entspricht die Rückkehr in's Nichts . . . . — — —

Und immer schwerer und schwärzer legten sich die Wolken um ihre traurige glaubenslose, und folglich sternenlose Seele.

Zweites Kapitel.

Die Marquise de Vaudreuil lag in ihrem Toilettenzimmer auf der Chaiselongue, obschon sie vollständig zur Ausfahrt angekleidet war. Ihr zur Rechten stand eine Kammerfrau mit einem Pelz über den Arm, ihr zur Linken stand eine Kammerfrau, die Hut und Handschuhe hielt. Man klopfte an die Thür.

„Wer ist da?“ fragte die Marquise mit kaum hörbarer Stimme.

Die Kammerfrau mit dem Pelz ging zur Thür, öffnete sie ganz leise ein wenig; — dann aber ganz, als sie gewahr wurde wer da sei — und sagte:

„Der Herr Marquis.“

Er trat ein, gleichfalls im Pelz und fragte:

„Bist Du noch nicht fertig, beste Zoë? ich warte seit einer halben Stunde.“

„Ich wäre ja fertig wie Du siehst, wenn ich mich nicht so überaus matt fühlte, daß es mir unmöglich ist aufzustehen,“ versetzte sie mit geschlossenen Augen.

„Nimm Dich etwas zusammen; Du hast ganz nothwendige Besuche zu machen.“

„Ich kann mich unmöglich wegen einiger Besuche um's Leben bringen," sagte sie kläglich.

„Es kostet nicht Dein Leben, sondern nur eine ganz kleine Ueberwindung."

„Du sprichst wie alle Leute, die mein Leiden nicht kennen. Hat man ein Herzleiden, wie ich, so muß man sich schonen. Das sagen alle Aerzte wie Du weißt, und ich begreife Deine Grausamkeit nicht."

„Hat man Nervenleiden, wie Du, so muß man sich überwinden: dies sagen alle vernünftigen Aerzte."

„Nur Barbaren können so sprechen!" rief sie laut und heftig.

„Deine Stimme ist schon ganz kräftig," versetzte er gleichmüthig: „steh' nur auf und lasse uns endlich fahren."

Die Marquise brach in krampfhaftes Weinen aus und der Marquis sagte gelassen:

„Da Du nicht in der Stimmung bist um Besuche zu machen, so werde ich allein ausfahren. Adieu, gute Zoë! ruhe Dich aus und erhole Dich, damit Du heute Abend erscheinen kannst."

„O, Jean, Du hast es auf meinen Tod abgesehen, da Du mich fort und fort umherjagen willst."

„Ich sinne nicht auf ein solches Verbrechen," erwiederte er immer ganz ruhig, „ich wünsche nur, daß Du die Pflichten erfüllst, die unsere Stellung Dir auferlegt."



„Selbsterhaltung ist meine erste Pflicht.“

„Gut! so erfülle sie,“ gab der Marquis gelangweilt zur Antwort und ging von dannen.

Trostlos blieb sie liegen und schellte ihren Kammerfrauen, die sich bei dem Eintritt des Marquis entfernt hatten und die sich jetzt bemühten, die matten Lebensgeister ihrer Herrin durch Melissengeist und Orangeblütwasser zu heben.

„O, lassen Sie doch diese faden Mittel bei Seite und bringen Sie mir Opium,“ seufzte die Marquise.

„Gnädige Frau werden sich vergiften mit diesem übermäßigen Gebrauch von Opium,“ sagte die eine Kammerfrau während die andere das Fläschchen brachte.

„Davon verstehen Sie nichts, Lisette. Mein Arzt sagt, einer der größten Wohlthäter der Menschheit — sei Opium.“

„Das verstehe ich allerdings nicht . . . allein ich weiß, daß sich die Leute mit Opium vergiften und daß sich die Nervenleiden der gnädigen Frau seit dem enormen Gebrauch von Opium nicht gebessert haben.“

„Was fällt Ihnen ein, Lisette, meine Nerven und die Wirkungen des Opium beurtheilen zu wollen! wer eine so riesige Gesundheit besitzt wie Sie, hat in diesem Punkt keine Stimme. Ich muß nun einmal Opium nehmen, wenn ich einigermaßen meine gesellschaftlichen Pflichten erfüllen soll, wie der Herr Marquis es wünscht.“

„Es würde auch ohne so viel Opium gehen," sagte Lisette beharrlich.

„Schweigen Sie!" rief gebieterisch die Marquise.

Jean de Vaudreuil war allerdings nicht der Mann der die Idylle „Eine Hütte und ihr Herz" im Leben durchzuführen gesonnen war. Im ersten Augenblick war ihm die Trennung von Leonilla äußerst schmerzlich gewesen. Seine schwere und langwierige Krankheit legte aber einen Schleier über den Schmerz. Darauf thaten die Entfernung, die Versetzung nach Florenz und die Zeit das ihre, und endlich machte er es so wie alle Welt: er tröstete sich. An eine Ehe dachte er nicht, konnte er nicht denken, wenn er dem verständigen Rath seines Vaters folgen wollte: erst dann zu heirathen, wenn er die pecuniären Mittel dazu besitze eine Familie standesmäßig zu begründen. Ja, selbst dann, als sein Vater starb und sein Erbtheil ihm zufiel, dachte er nicht daran, denn er sah den steigenden Luxus, er sah, welche Ausdehnung das Wort Lebensbedürfnisse bekam; er steigerte selbst seine Ansprüche an diese Bedürfnisse mehr und mehr und endlich kam er zu dem Schluß, die Ehe biete nur dann eine angenehme Existenz und einen Ersatz für die verlorene Freiheit, wenn sie mit großem Reichthum gepaart sei — und zu dem Vorsatz nur eine solche zu schließen.

Das Glück schien ihm in dieser Beziehung hold zu sein. In der Gesellschaft zu Florenz erschien unter

einem Schwarm von Engländern und Amerikanern ein Bojar der wilden Wallachei mit einem fabelhaften Reichthum und einer einzigen Tochter. Es versteht sich, daß sie von Huldigung umringt, von Anbetern umschwärmt war. Um die Anbetung des Goldes anstandsmäßig zu verhüllen, fanden die Einen sie schön, verstiegen sich die Anderen zu der verwegenen Behauptung, sie sei interessant. Sie hatte glänzend schwarzes Haar und schwarze Augen — und das ist immer etwas, das bei dem ersten Blick auffällt; doch ihre Züge waren unfein, ihr Ausdruck war geistlos, ihre Farbe matt, ihre Gestalt ohne Anmuth; die ganze Erscheinung hatte einen Charakter von Schlaffheit, der aus übergroßer Verweichlichung hervorgeht; — ein zweiter Blick enttäuschte gründlich jeden Unbefangenen. Daß die Bewerber nicht zu diesen gehörten, versteht sich von selbst. In ihren Schwarm mischte sich nicht der Marquis de Vaudreuil — und gerade dadurch mußte er der verwöhnten Bojarentochter auffallen. Er bemerkte es, aber — war es planmäßig, war es absichtslos! er beobachtete eine feine Zurückhaltung, welche ihre Neigung mehr und mehr steigerte.

Verschiedene Anträge lehnte sie kurz ab. Ihr Vater — die Mutter war todt — fand es sehr mühsam, sich mit einer Tochter durch das Labyrinth der Gesellschaft zu winden und wünschte sehnlichst, sie einem Gemal zu überliefern.

„Es scheint, Zoë, daß Du auf einen Sohn der Sonne oder wenigstens des Mondes wartest; denn kein Sterblicher findet Gnade vor Deinen Augen," sagte er eines Tages sehr mißmuthig, als Zoë wiederum einen Heirathsantrag ablehnte.

„O nein, Papa! ich warte auf den Rechten," gab Zoë zur Antwort.

„Und darf man fragen wer das ist?"

„Der Marquis de Vaudreuil, Papa."

„Der Marquis de Vaudreuil!! warum denn gerade der, welcher sich gar nicht mit Dir beschäftigt!"

„Weil mir das gefällt . . . . und weil er mir gefällt, Papa!"

„Wenn er aber nicht an Dich denkt, so ist Deine Neigung für ihn ganz unsinnig."

Zoë warf einen Blick in den Spiegel auf ihr Rabenhaar und ihre schwarzen Augen und sagte:

„Erfährt der Marquis de Vaudreuil, daß ich an ihn denke, Papa, so wird er auch an mich denken."

„Das will ich hoffen, Zoë."

„Wohlan, Papa, sorge nun dafür, daß er es erfahre, damit er aus seiner Zurückhaltung heraustrete — denn ich wiederhole Dir, mir gefällt Niemand als er allein."

Durch Vermittelung dieser und jener Freunde erfuhr der Marquis sehr bald, daß es nur an seinem Willen liege, die reiche Wallachin heimzuführen. Und so wurde er denn ein sehr reicher Mann, wenn auch

nicht ein sehr glücklicher Mann. Zoë war ebenso launenhaft, wie sie reizlos und geistlos war, allein sie hatte eine große Zuneigung für ihn, und da er dieser Zuneigung seinen Reichthum verdankte, so wäre es brutal gewesen, sie nicht mit Freundlichkeit und Rücksicht zu behandeln, so daß diese Ehe nicht viel anders war, als manche die für glücklich gilt. Im Laufe der Zeit wurde freilich Zoë immer launenhafter und der Marquis immer gleichgiltiger — und so hatten sie jetzt acht Jahre verlebt.

Die Marquise nahm also eine starke Dosis Opium, und als sie nach einiger Zeit eine gewisse Belebung des Nervensystems verspürte, erhob sie sich von der Chaiselongue, rief die Kammerfrauen und sagte:

„Jetzt will ich ausfahren."

Bis ihr Wagen angespannt war, wählte sie unter einem halben Dutzend Hüten hin und her, welcher am vortheilhaftesten sei, so daß die Geduld einer Kammerfrau dazu gehörte, um bei dieser Unentschlossenheit und diesem endlosen Gerede nicht vor Langweile zu sterben.

Endlich, endlich saß sie in die kostbarsten Pelze gehüllt im Wagen, und der Diener fragte als er den Schlag schließen wollte:

„Wohin befehlen, gnädige Frau."

„Zur Modistin und dann zum Hofconditor — .... Nein! erst zum Conditor .... ich muß Brustbonbon

haben und dann zu meinem Blumenhändler — . . . . Aber nein! es wird am besten sein, daß ich zuerst zum Hofjuwelier fahre . . . . und dann . . . . findet sich das Uebrige."

Sie fuhr also zum Hofjuwelier, was sie fast täglich zu thun pflegte. Da saß sie stundenlang, ließ sich alle möglichen Kostbarkeiten zeigen, betrachtete und bewunderte sie, kaufte heute, vertauschte morgen, ließ übermorgen die Fassung ändern und wäre eine Plage für den Juwelier gewesen, hätte sie nicht schließlich eine Masse Geld für Juwelen aller Art ausgegeben.

„Ich war in drei Tagen nicht hier," sagte sie, als sie in den Laden eintrat und sich bequem zurecht setzte: „zeigen Sie mir das Neueste."

„Was die Vollendung der Arbeit betrifft, kann ich nichts Schöneres zeigen, als dies Armband im etruskischen Styl — bis jetzt ein Unicum, da ich nicht weiß, ob es Beifall finden wird," sagte der Juwelier.

Die Marquise lobte es, bewunderte es, fragte nach dem Preise, fand ihn zu hoch und sagte endlich, indem sie das Etui zur Seite schob:

„Zeigen Sie mir andere Sachen, dies Armband nehme ich nicht."

„Ich nehme es," sagte eine Stimme neben ihr.

Die Marquise blickte erstaunt auf und sah eine Dame in schwarzen Sammt und Hermelin gekleidet, groß und schlank, eine herrliche Erscheinung, die nicht

im mindesten die Marquise beachtete, sondern das Armband nahm und zum Juwelier sagte:

„Ich behalte es, trotz des unsinnigen Preises, denn es ist ein Kunstwerk wie nur Castellani in Rom es liefern kann."

„Frau Baronin haben es ganz richtig erkannt," sagte der Juwelier erfreut und begleitete die Dame zu ihrem Wagen zurück.

„Wer war das?" fragte die Marquise bestürzt: „ich hätte doch vielleicht das Armband behalten, sie hat es mir entrissen."

„Es war die Frau Baronin von der Walden. Wenn aber Frau Marquise befehlen, so kann ich mit einem andern Exemplar aufwarten," sagte geschmeidig der Juwelier.

„Also kein Unicum!" rief sie erfreut.

„Ein Unicum in duplo," versetzte er ruhig.

„Bravo!" rief die Marquise vergnügt: „ein Unicum in duplo! bringen Sie es mir, ich nehme es . . . . aber zeigen Sie mir noch mehr Sachen."

Sie brachte drei Stunden bei dem Juwelier zu. Endlich, als längst alle Gasflammen brannten, fiel es ihr ein, daß es hohe Zeit sei nach Hause zu fahren und sich zum Diner anzukleiden. Die Modistin, der Conditor und der Blumenhändler konnten heute an dem thatenvollen Tage, wo sie ein Unicum in duplo gekauft hatte, nicht mehr besucht werden.

Leonilla hatte die Marquise de Vaudreuil nur einen Abend in der Oper zu Paris gesehen, aber sie erkannte dieselbe sogleich als sie bei dem Juwelier eintrat, und es freute sie, daß sie dieser Frau mit einer gewissen Ueberlegenheit entgegen getreten war.

Heimkehrend begegnete ihr auf der Stiege Edwin, der eben mit dem Doctor ausfahren wollte. Da überfiel wieder ein herber Groll mit ihrem Schicksal ihr Herz. Sie ging an ihm mit gezwungener Freundlichkeit vorüber, und in ihrem Zimmer warf sie das Etui auf einen Tisch, sich selbst auf einen Stuhl und rief ganz laut mit trostloser Geberde:

„O, armseliger Triumph."

Wie ein wilder Strom flutete der Schmerz durch ihre arme, leere Seele, die ihm keine Schranken zu setzen wußte. Warum sterbe ich nicht? fragte sie sich zürnend: hat der fade Trank der Lebensgewohnheit wirklich noch einen Tropfen Honig, der mich fesselt? ist die Qual des Daseins noch nicht auf ihrem Höhepunkt? .... Es scheint so, denn ich lebe .... das heißt ich athme, ich bewege mich .... und ich bin unaussprechlich unglücklich.

Sie schluchzte krampfhaft ein paar Minuten. Dann raffte sie sich auf, warf ihr thränenfeuchtes Taschentuch in's Caminfeuer und sagte: „Bah! Thränen! fort mit ihnen! .... Es könnte freilich Alles ganz anders sein, als es ist. Aber da es nun einmal so ist, muß

man nicht feig sein . . . . muß man unter allen Umständen vor der Welt nicht anders als triumphirend erscheinen.

Am nächsten Abend war großer Ball bei dem russischen Gesandten. Leonilla kleidete sich mit ausgesuchter Sorgfalt an. Als sie in der Gesellschaft erschien im weißen silberdurchwirkten Seidenkleide, mit Silberspitzen und Perlen überrieselt, wendeten sich alle Augen ihr zu, und obschon man sie seit fünf Wintern kannte, meinte man doch, man habe sie noch nie so schön, so stralend gesehen. Denn in der That Alles stralte an ihr; das Auge, das Lächeln, das Colorit, das goldene Haar. Sie war blendend und blendete denn auch so, daß man die Marquise de Vaudreuil, die einige Augenblicke später eintrat, gar nicht bemerkte, obschon sie eine ganz neue Erscheinung war, einen prächtigen Schmuck von Smaragden trug und in weißen Atlas mit Goldspitzen gekleidet war. Doch ihre kleine dürftige Gestalt eignete sich nicht für die große Toilette. Sie sah überladen aus. Dazu kam ihr unschöner Gang, der sich in den Hüften wiegte. Sie machte Fiasco. Ein Spaßvogel sagte von den beiden Damen:

„Weißer Pfau und Krähe in Menschengestalt."

Leonilla verlor den Marquis nicht aus den Augen. Plötzlich trat sie auf ihn zu, bot ihm die Hand und sagte lächelnd:

„Kennen Sie mich, Herr von Vaudreuil?"

Er prallte überrascht zurück, faßte sich aber sogleich, ergriff die dargebotene Hand und sagte:

„Unvergeßlich!"

„Wir sind ja Jugendbekannte," sagte sie anmuthig: „es ist immer eine Freude einander wieder zu sehen. Sie sind vermält, wie ich höre .... darf ich Sie bitten mich mit Frau von Vaudreuil bekannt zu machen."

„Sie wird entzückt sein," versetzte er unaussprechlich überrascht: „aber .... ich weiß nicht" .... —

„Wie ich jetzt heiße!" rief sie lachend: „das ist verzeihlich! .... Baronin von der Walden .... wenn Sie diesen teutonischen Namen behalten und aussprechen können."

Der Marquis holte seine Frau und machte die Damen mit einander bekannt. Sie schienen aber kein besonderes Wohlgefallen an einander zu finden: Leonilla blickte zu sehr von oben herab im Bewußtsein ihrer Schönheit auf die Marquise — und diese, im Bewußtsein ihrer Diamanten, fand Leonilla's Hochmuth übel angebracht.

Im Lauf des Abends bekümmerte Leonilla sich nicht weiter um den Marquis de Vaudreuil. Sie hätte es auch nicht gekonnt ohne Aufsehen zu machen, denn sie war umlagert von Personen, die sich freuten

sie wieder zu sehen, die mit ihr tanzen wollten, mit ihr sprechen wollten, in ihrem Glanz sich sonnen wollten. Sie hatte ja auch ihre Absicht erreicht: sie hatte ihm zeigen wollen, daß sie in der Gesellschaft eine Stellung einnehme, welche der seinen nichts nachgab. Gegen Ende des Balls näherte sich ihr der Marquis und fragte, ob er nicht die Bekanntschaft ihres Gemals machen könne.

„Da er von sehr schwacher Gesundheit ist, geht er gar nicht in die Welt und empfängt auch nie Besuch," versetzte sie ruhig.

„Das ist traurig! es wäre aber noch viel trauriger, wenn man deshalb auf das Glück verzichten müßte Sie aufzusuchen."

„Das doch nicht. Es freut im Gegentheil meinen Mann, wenn mein gesellschaftliches Leben recht glänzend und bewegt ist . . . . und es wird mich freuen, Herr Marquis, Sie bei mir zu sehen."

So trennten sie sich. Die Marquise sagte, als sie mit ihrem Mann zu Hause fuhr:

„Wer war diese rothhaarige Riesin? . . . . ich verstand nicht ihren Namen."

„Rothhaarige Riesin?" wiederholte er.

„Ja! Deine Jugendbekannte mein' ich."

„Ach so! . . . . das war die Baronin von der Walden."

„Man findet sie schön, wie ich hörte. Findest auch Du sie schön?“

„Ja, auffallend schön.“

„Auffallend genug mit dieser Länge, diesem rothen Haar und diesen herrlichen Perlen . . . . aber schön? . . . . ich finde es nicht!“ —

Drittes Kapitel.

Leonilla sah von nun an ziemlich häufig den Marquis de Vaudreuil bei sich und noch häufiger begegnete sie ihm in kleinen und größeren Kreisen. Es gewährte ihr eine gewisse Befriedigung wahrzunehmen, daß er sich an der Seite einer launenhaften, kränklichen, kinderlosen Frau um so weniger glücklich fühlte, als diese mit großer Eifersucht an ihm hing. Sie mochte instinktmäßig fühlen, daß sie keine Reize besaß, die ihn fesseln konnten. Dies hatte ihr von je her einen gewissen Argwohn eingeflößt; doch nie war dieser so offen zu Tage getreten, als jetzt bezüglich Leonilla's. Sie hatte ihrem Mann schon unter vier Augen Scenen gemacht und ihm eine heftige Leidenschaft für Leonilla vorgeworfen. Der Marquis bemühte sich anfangs sie zu beruhigen, ihr die Versicherung zu geben, daß er sich gern mit Leonilla unterhalte, weil sie klug sei, gern sie sehe, weil sie schön sei; von Leidenschaft für sie sei er aber sehr fern. Als das nichts fruchtete, sagte er gelassen:

„Gute Zoë, langweile mich nicht."

Und als auch das nichts half, sagte er mit großer Entschiedenheit:

„Du bringst zu Stande — nicht daß ich mich in die schöne Baronin verliebe, aber daß Du mir ganz unausstehlich wirst."

Die Marquise bekam Nervenzufälle und vertilgte Opium in Masse, um allen Gesellschaften beiwohnen zu können, wo ihr Mann und Leonilla zusammentrafen und beobachtete sie mit Argusaugen. Leonilla fand das höchst ergötzlich. Bevor sie den Marquis gesehen hatte, war es ihr wohl eingefallen ihren Zauber bei ihm in Anwendung zu bringen. Er lebte in ihrer Erinnerung als der hübsche, schlanke, blondlockige Jean de Vaudreuil, dem jungen tonangebenden Elegant, dem gewandtesten Tänzer. Jetzt sah sie einen Mann von vierzig Jahren wieder, der freilich sehr gute Manieren und eine angenehme Höflichkeit — aber eine etwas schwerfällige Figur, eine beträchtliche Glatze und jene Röthe des Gesichts hat, welche blonde Männer nicht selten mit den Jahren bekommen und welche nicht dazu beiträgt sie zu verschönern. Ueberdies fiel es ihm nicht im Entferntesten ein, Eroberungen unter dem schönen Geschlecht machen zu wollen, oder der lion of the day werden zu wollen. Er dachte hingegen daran, eine gute Carriere zu machen, eine möglichst gute Stellung in der Gesellschaft einzunehmen und das beste

Verhältniß mit seinem Schwiegervater zu behaupten, damit dieser ihm nicht sein Vermögen entziehe, falls die gute Zoë kinderlos eines frühen Todes sterben sollte. Er war ein ganz praktischer Mann geworden, und Leonilla staunte im Stillen, wie es ihr möglich gewesen sei sich in ihn zu verlieben. Jetzt diesen Mann zu fesseln und mit dieser reizlosen, ungeliebten Frau in die Schranken zu treten, fiel ihr nicht im Traume ein. Der Siegespreis war zu gering. Hier war nicht der glänzende, bewunderte, gefeierte Graf von Teutleben und die reizende Philiberte. Hier war nicht der schöne schwärmerische Rüdiger mit seinen Idealen. Hier war gar nichts, was sich der Mühe lohnte diesen braven prosaischen Mann aus seinem Geleise zu bringen. Wäre er sehr glücklich gewesen — dann schon eher. Jetzt dachte sie: er hat es auch nicht viel besser als ich . . . . und ein Mann, mit dem ich mich ernstlich beschäftigen könnte ist er gar nicht. Sie unterhielt sich eigentlich nur dann gern mit ihm, wenn sie die verzweifelte Unruhe der Marquise bemerkte.

„Die gute Zoë muß zur Vernunft gebracht werden,“ sagte sie lachend zu Baron Z.

„Daß Ihre Arzenei die richtige sei, läßt sich nicht behaupten, gnädige Frau.“

„Doch! man muß so lange über sie lachen, bis sie selbst mitlacht.“

Dazu hatte die Marquise aber gar nicht Lust.

Auf einem großen Rout, der durch eine fremde Sängerin und einige andere Musikstücke belebt werden sollte, hatte sich Leonilla mit einigen anderen Personen in ein Zimmer zurückgezogen, welches das entlegenste vom Musiksaal war. So wie es ihre Manie war, sich nie anders als weiß oder schwarz zu kleiden, hatte sie auch die andere, Musik im Salon zu hassen.

„Will man Musik hören, so gehe man in die Oper, wo man ein abgerundetes Ganze verfolgen kann. Ist man im Stande sie als tutti frutti zu ertragen, so gehe man in's Concert. Aber im Salon, bei einem Rout, wo man zusammenkommt, um Menschen zu sehen, zu hören — da ist sie unerträglich. Ich höre nicht hin."

„Wenn man so unmusikalisch ist wie ich," sagte der Marquis, „so ist man froh dem unverständlichen Gewirr von Tönen zu entschlüpfen — und Ihnen zu folgen."

„Es wundert mich nicht, daß Sie die Musik nicht lieben," sagte Leonilla und ließ sich neben einer Pyramide von Camelien nieder: „Sie sind ganz und gar Lebensprosa."

Der Marquis setzte sich zu ihr und sagte:

„Sie wollen mir kein Compliment machen, das fühle ich! dennoch bin ich ganz gern damit einverstanden. Wir müssen uns zurechtfinden auf unserem Platz, in unserer Stellung, in unseren Verhältnissen: das ist

eine immer schwere und zuweilen sehr mühsame Aufgabe. In ihrer Ausübung verschwinden alle Täuschungen, alle Spielereien der Phantasie, alle Gefühls-Tändeleien und Schwärmereien. Man wird nüchtern und ich gestehe aufrichtig, daß ich in dieser Ernüchterung einen Vorzug sehe. Wer im Rausch durch's Leben geht, prallt überall an und verliert seinen Weg und sein Ziel."

„Das letzte, das unabweisliche und unvermeidliche, erreicht man immer, sei es nüchtern, sei es im Rausch; denn dies Ziel ist der Tod," erwiederte Leonilla lebhaft.

„Ja, es ist das allerletzte — aber nicht gerade das Ziel wohin wir streben. Wir nahen uns dem Tode, doch wir suchen ihn eben nicht sehr eifrig," versetzte der Marquis lächelnd.

„Ich meine aber, da der Tod uns gewiß ist, und da jenseits des Todes — Nichts ist: so sei es ziemlich einerlei, ob man nüchtern oder berauscht die paar Jahre seines Lebens hinbringt. Ich finde es unterhaltender sie in einer gewissen Berauschung zu verleben; doch kann man diese nicht festhalten. Zwei oder dreimal spinnt man sich in die Illusion von Glück, von dauernder Befriedigung ein; zwei oder dreimal beflügelt dieser Rausch das matte, träge, öde Leben. Sind aber diese Illusionen zwei bis dreimal verschwunden, so wird man ihrer überdrüssig und man tritt in die

Sphäre ein, die ich in Dante's Hölle vermisse. — Rathen Sie, was das ist."

Der Marquis starrte Leonilla verwundert an und erwiederte:

„Gnädige Frau, Damen pflegen sehr capriciöse Auffassungen zu haben, die uns zu fern liegen, um sie zu enträthseln."

„Die Sphäre der Höllenstrafen welche ich vermisse heißt — Langweile;" gab Leonilla zur Antwort und lachte.

„Sie haben Recht zu lachen, denn Alles was Sie sagen ist Scherz — wenigstens in Beziehung auf Sie."

„O nein, bester Marquis! ich lache nur zuweilen, wenn ich nicht weinen will — weinen über die unerhörte Langweile des Lebens."

„Es ist ein Verbrechen, wenn ein Geist wie der Ihre von Langweile spricht."

„Es ist ein Verbrechen, wenn man zu einem Geist, wie der meine ist, in Gemeinplätzen redet," entgegnete Leonilla und klopfte zierlich mit ihrem Fächer dem Marquis auf die Finger: „Das muß gestraft werden."

So eben war die Marquise eingetreten. Sie ging hastig auf ihn zu und sagte athemlos vor Aufregung, indem sie ihm mit ihrem Fächer derb auf den Arm schlug:

„Seit einer Stunde suche ich Dich . . . . das



muß auch gestraft werden . . . . Die Musik bringt mich um."

„Setze Dich zu uns, meine Liebe, hier hörst Du wenig von der Musik," entgegnete der Marquis mit Gleichmuth.

„Nein!" rief sie, immer höchst aufgeregt, „es ist hier nicht zu ertragen! . . . . ich will fort."

„Vielleicht wird Ihnen wohler, wenn Sie meinen Platz einnehmen, hier neben . . . . den schönen Blumen," sagte Leonilla verbindlich, erhob sich und ging lachend und vornehm an der kleinen vor Zorn bebenden Marquise vorüber — wobei sie die Rücksicht hatte, den Marquis nicht anzusehen.

Gleich im ersten Saal stieß sie auf den Baron Z. und sagte heiter:

„Hätten Sie doch mit mir die kleine Ehestandsscene da drinnen erlebt, so wären Sie gewiß von Ihrem Hagestolzleben geheilt. Es war gar so gemüthlich."

„Ein junges zärtliches Ehepaar? wer kann das sein?" fragte er neugierig.

„Jung nicht und zärtlich auch nicht!" rief sie lachend. „Im kirschrothen Sammtkleid mit ihrem herrlichen Smaragdschmuck und mit ihrem wackelnden Gang anzuschauen wie ein Papagei, machte die Marquise de Vaudreuil dem Gemal Vorwürfe, daß er zehn Minuten von ihrer Seite gewichen sei und strafte ihn dafür so

derb, daß ein Stab ihres schönen Fächers zerbrach — was sie in ihrer Aufregung gar nicht bemerkte."

„Der Execution hätte ich beiwohnen mögen!" rief Baron Z. ganz entzückt.

„Vielleicht können sie noch ein Nachspiel sehen! — Wo mag Hedwig sein?"

„Sie war im Musiksaal."

Leonilla ging weiter und der Baron eilte in das letzte Zimmer. Aber das Ehepaar war verschwunden. — — —

Leonilla langweilte sich diesen Winter über die Maßen. Noch nie hatte sie einen Fasching so matt, so öde, so reizlos gefunden. Es waren doch dieselben Menschen, dasselbe bunte zerstreuende Leben von früher! aber gerade die Wiederholung war so fade, so ohne alles Interesse. Im ersten Winter eroberte sie sich ihre Stellung; später — Rüdiger; dann — Theoderich. Da gab es ein Interesse für Personen und Verhältnisse! Ja, im vorigen Winter hatte sie sich wenigstens für Osorio, als für ein fremdartiges Wesen, interessiren können; — heuer, für nichts und Niemand. Und doch mußte sie den Nimbus erhalten, der sie umgab, während sie in der Monotonie ihres geschminkten und vergoldeten hohlen Daseins verging, und dies auch durch allerhand excentrische Aeußerungen kund gab.

„O, wie beneide ich die Katholiken .... ich meine

die Ultramontanen," sagte sie einmal zu Baron Z., den sie gern hatte und viel sah.

„Das kann ich nicht sagen," versetzte er, „und nur Sie in ganz Europa können auf diesen extravaganten Neid verfallen."

„Ja, ich beneide sie, denn sie haben Männer von unbeugsamem Charakter, die ihre Sache vertreten, und sie haben Ueberzeugungen, für die sie bereit sind alle Drangsal zu ertragen, welche ihre Gegner über sie verhängen. Wenn ich sagen höre „Ultramontane", so meine ich einen Edelhirsch zu sehen, der durch eine Meute kläffender Hunde zu Tode gehetzt werden soll. Vielleicht gelingt das der Meute ... er bleibt dennoch ein Edelhirsch und die Hunde bleiben auch was sie sind."

„Mit dieser Gesinnung gehören Sie ja zu den Ultramontanen, die Sie beneiden."

„Nein, das nicht! mir fehlt der Glaube, welcher diese Leute beseelt, und den ich mir nicht geben kann, ja sogar . . . nicht einmal wünsche, denn er schließt zu Vieles ein, was nach meiner Art die Dinge zu betrachten verkehrt, unvernünftig ist."

„Kann das Verkehrte, das Unvernünftige, edle, starke, männliche Charaktere bilden?"

„Diese Frage habe auch ich mir schon vorgelegt und ich löse sie so: die Begeisterung für die Sache gibt ihnen den hohen Schwung."

„Wenn aber die Begeisterung nicht die Wahrheit

zum Kern hat, der diese Blüte hervortreibt, so verdorrt sie."

„Das gebe ich zu. Ich denke, daß es auch hier wie überall Anomalien gibt."

„Damit brechen Sie die Frage ab ohne sie zu lösen, Baronin."

„Bester Freund, wir müssen uns dem allgemeinen Schicksal der Sterblichen unterwerfen. Wie viel Fragen gibt es denn überhaupt, auf welche wir eine klare, genügende, verständliche Antwort bekommen?"

Baron Z. war nicht der Mann, um ihr zu sagen, was er vielleicht heimlich dachte: Und wenn Sie eine Antwort bekommen würden, so sagten Sie wahrscheinlich: Die will ich nicht! die paßt mir nicht. — Und wenn er so von Leonilla dachte, so beurtheilte er sie ganz richtig. Es war nicht in ihr der tiefe Ernst, der auf den Grund der Dinge geht, um die Wahrheit zu finden, unbekümmert ob die Wahrheit Dornen bietet oder Rosen. Sie hatte ein Grauen vor diesem Ernst. Er hätte ihr Leben, ihr Treiben, ihr ganzes Sein verurtheilt.

Mit froher Miene trat Leonilla eines Morgens in Edwins Zimmer und sagte:

„Der Onkel ist schwer erkrankt und dem Tode nahe, Edwin, schreibt Philiberte so eben."

„Und das freut Dich?" fragte er ungehalten.

„O nein! Philiberte schreibt weiter, ihr Vater

wünsche sehr Dich zu sehen — es freut mich, daß wir nach Waldenhausen zurückgehen."

„Mich gar nicht! . . . ich mag keine Leiche sehen."

„Du sollst sie auch nicht sehen. Du hörst ja, daß der Onkel lebt und Dich zu sehen verlangt."

„Ja, das ist etwas Anderes!" sagte Edwin ganz beruhigt, setzte aber hinzu: „Es wird noch sehr kalt im Schloß sein."

„Dagegen hilft tüchtiges Feuer in allen Oefen und Caminen — nicht wahr?"

„Richtig! in allen Oefen und Caminen tüchtiges Feuer . . . aber auch wirklich in allen."

„In allen! verlasse Dich darauf! Du wirst nicht von der Kälte leiden."

„Und keine Leiche sehen!"

„Gewiß nicht, lieber Edwin."

So beschwichtigte Leonilla seine Einwendungen und dann fügte er sich in jede ihrer Anordnungen. — —

„Wie traurig, daß Du gerade jetzt fortgehst," sagte Gräfin Hedwig, als Leonilla Abschied von ihr nahm: „in der Faste ist es hier viel angenehmer, viel intimer zu leben, als im Tumult des Faschings."

„Ich bekenne mich eines Majestätsverbrechens gegen die große Welt mit ihren Fasten- und Faschingsfreuden schuldig, beste Hedwig: sie langweilen mich in ihrer beständigen Wiederholung."

„Wiederholung? nun ja — so wie Sommer und

Winter, Tag und Nacht in ihrem Wechsel sich wiederholen! Es kommt aber doch immer etwas Anderes: andere Menschen, andere Toiletten, andere Opernsänger, andere gesellschaftliche Ereignisse, überraschende Verlobungen, Zwiste, Verfeindungen, Bewerbungen."

„Ja, ja, ja! das ist schon wahr! . . . aber neu ist es nicht. Es gibt keinen neuen Gedanken, es regt keine neue Empfindung an."

„Du verlangst zu viel von der Gesellschaft, liebste Leonilla. Gedanken und Gefühle hat man zu Hause — übergenug."

„Könntest Du doch Deinen Ueberfluß mir abtreten," sagte Leonilla lachend.

„O, glaube ja nicht daß das etwas Angenehmes ist! Diese Gedanken und Gefühle sind lauter Sorgen! Der Gemal gibt zu viel Geld aus — die Kinder sind krank, sind unartig, sind einfältig, der Hofmeister ist ein eitler Geck, die Gouvernante macht insolente Ansprüche, die Kinderfrau ist mürrisch und träge! . . . Sei froh, daß Du keine Kinder hast und daß alle Zügel des Hauses in Deiner Hand liegen, denn zu allen meinen Sorgen kommt noch der Druck, der aus der Abhängigkeit von dem Gemal hervorgeht. Du in Deiner Freiheit kannst wahrlich mit Deinem Loose zufrieden sein."

Daß der arme Edwin einen beträchtlichen Schatten auf dies gepriesene Loos werfe, brachte Gräfin Hedwig gar nicht in Anschlag; — dermaßen war man gewöhnt, Leonilla allein zu sehen.

So trennten sich die Freundinnen. Zum Marquis de Vaudreuil sagte Leonilla:

„Adieu, lieber Marquis. Es freut mich, daß ich Sie wiedersah und es freut mich, daß ich nicht nöthig habe, Sie beständig zu sehen."

Sie reichte ihm lachend die Hand und er nahm sie ganz bestürzt über ihre undiplomatische Aufrichtigkeit, die er nur mit einem unverständlichen Gemurmel beantwortete.

Viertes Kapitel.

Graf Euben ruhte in der Gruft seiner Väter in der Kirche zu Oberau. Von einem zehrenden Fieber langsam aufgerieben, war er bei voller Besinnung in die Ewigkeit gegangen, von den Seinen umringt und mit allen Tröstungen versehen, welche die heilige Kirche ihren scheidenden Kindern gewährt. Sein Tod war so friedlich, daß Edwin — der sich eingebildet hatte, keinen Sterbenden und keine Leiche sehen zu können — gar nichts Erschreckendes, sondern nur Erbauliches darin fand. Leonilla war ebenfalls gegenwärtig; aber sie empfing einen ganz andern Eindruck. Ein Schattenspiel! sprach sie für sich: diese Unsterblichkeitsgedanken neben einer Leiche — wie sind sie phantastisch! das Leben ist dahin, der Tod ist da, die Verwesung wird kommen. Dann allerdings, wenn die Stoffe diesen Proceß durchgemacht haben, dann kann aus ihren Elementen etwas Anderes sich bilden; was aber nicht den geringsten Zusammenhang mit dem verstorbenen Menschen hat, sondern nur mit der Natur, die immer von Neuem

in rastloser Thätigkeit ihrer merkwürdigen Maschinerie, des Producirens nicht müde wird — bis auch sie allendlich ihrer Bestimmung, dem Untergang, verfällt. — —

Mit einem Gemisch von Zorn und Mitleid beobachtete sie Rüdiger bei den heiligen Ceremonien, die das Sterbebett umgaben. Diese Andacht, diese fromme Haltung, diese tiefe Sammlung gingen nicht aus Schmerz und Rührung über den sterbenden Vater hervor. Das einschläfernde Wiegenlied des katholischen Glaubens ist wiederum Herr über ihn geworden, sprach sie zu sich selbst: Zurückgesunken ist er in seine alte christliche Traumwelt, aus welcher einst die Druidin ihn gerettet hat. Jetzt ist er unrettbar, denn jetzt hat er frei gewählt. Früher war er befangen vom Bann des Angeerbten, des Anerzogenen. Es kam der Augenblick, der diesen Bann sprengte und ihm einen weiteren Gesichtskreis eröffnete. Aber allzu weit erschien der Horizont seinem schwachen Auge. Er fand ihn leer, und um nicht in der Leere zu verschmachten, legte er sich freiwillig das alte zerrissene Gängelband wieder an. Er ist unrettbar. — —

Diese Ueberzeugung stand fest in ihr. Allein wer hatte einen solchen Einfluß auf Rüdiger geübt? . . . wer anders als Osorio! — — —

Sie hatte sich sehr gefreut den Caplan wieder zu sehen.

„Es ist unaussprechlich angenehm Jemand um sich

zu haben, der ganz anders denkt als die Leute, mit denen man in der Welt verkehrt," sagte sie bei der ersten Begrüßung.

„Ich würde es glauben, wenn dieser Gegensatz Einfluß auf Sie hätte, gnädige Frau," entgegnete Osorio in seiner ruhigen Weise.

„Nein! daraus wird nichts, Herr Caplan!"

„Woraus wird nichts, gnädige Frau?"

„Aus Ihren Hintergedanken."

„Ich sage, was ich denke."

„Ja, aber Sie denken mehr als Sie sagen. Und jetzt haben Sie gedacht: das wäre ein Einfluß, wenn ich mir Ihren Katechismus erklären ließe."

„Nein, Frau Baronin, ich habe gedacht, ein Gegensatz zu Ihren Anschauungen, der Sie nicht zum Nachdenken antreibt, könne Sie unmöglich interessiren."

„Sehen Sie! im Hintergrund des Nachdenkens lauert richtig der gräßliche Katechismus, dies ABC-Buch Ihrer Religionslehre . . . und für Kinderfibeln bin ich zu alt. Nun? weshalb vertheidigen Sie ihn nicht, Ihren Katechismus?" setzte sie nach einer Pause hinzu; — denn Osorio schwieg.

„Weil Sie Streiche in die Luft führen, die ihn nicht treffen, gnädige Frau, und weil Alles was ich sagen würde, um Ihr Urtheil zu berichtigen, erfolglos wäre, denn Sie wollen bei Ihrer Ansicht bleiben."

„Das will Jeder, der überhaupt eine Ansicht,



eine Ueberzeugung, einen Glauben hat. Das wollen auch Sie."

„Gewiß! das hindert mich aber nicht andere Ansichten anzuhören, während Sie von vorn herein erklären, Sie wollten nichts hören: Ihre Ansicht stehe allzu fest — oder" . . . —

„Oder, Herr Caplan?"

„Oder ruhe nicht auf unerschütterlicher Grundlage und könne doch vielleicht in Schwankung gerathen."

„Sie irren, Herr Caplan, mein Geist ist keine Wetterfahne," sagte sie kalt und brach das Gespräch ab. Doch sie, die sich nie darum kümmerte, ob sie Leute die ihr nicht genehm waren, kränkte — sie wollte doch Osorio nicht beleidigen, und wenn sie fürchtete, daß es geschehen sei, so suchte sie es durch irgend eine Aufmerksamkeit gut zu machen. Mochte sie sein wie sie wollte, er blieb immer in seinem freundlichen Gleichmuth. Ob sie ihn wohlwollend, ob sie ihn abstoßend behandelte — ob sie heute das Gespräch mit ihm spöttisch oder entrüstet abbrach, morgen aber lächelnd es wieder anknüpfte: er bezog weder ihre Worte noch ihr Benehmen auf seine Person. Seit Jahren für die Seelsorge lebend, welche dem Priester die Selbstverleugnung zur ersten Pflicht macht, dachte er an seine Person nur so weit, um sie zu einem tauglichen Werkzeug im Dienst der Seelen zu machen. Ob er dadurch gefiel oder mißfiel, war ihm höchst gleichgiltig. Dem Wirrwarr in Leonilla's Geist,

den Launen ihres Charakters, den Springenzügen ihres Benehmens sah er gelassen zu, immer bereit einem wahren Bedürfnisse ihrer Seele zu dienen, nie gekränkt, wenn sie seinen Dienst zurückstieß, nie erfreut, wenn sie ihn geflissentlich zu suchen schien. Diese Unerschütterlichkeit imponirte ihr. Sie war nicht daran gewöhnt. Auf einen solchen Mann kann man sich denn doch verlassen, sprach sie zu sich selbst, als sie eines Tages ziemlich verstimmt von Oberau nach Waldenhausen zurückritt: Was sind das für Menschen! . . . Rüdiger betete mich an — jetzt hält er sich in möglichster Entfernung. Philiberte hing an mir wie an einer älteren Schwester; — jetzt meidet sie mich. Der Onkel war in seiner Krankheit sehr kalt gegen mich . . . und zuletzt, als er von Allen Abschied nahm und für Edwin so zärtlich war, hat er mich sehr kühl behandelt. Was sind das für unbeständige Menschen! ich bin dieselbe, die ich immer war . . . Ich kann nichts dafür, daß mein Weg, mein Interesse, meine Lebensansicht zuweilen die ihren durchkreuzten . . . ich muß mich durch die Welt bringen, nicht Andere! . . . Es ist nicht meine Schuld, wenn Andere, anstatt mich zu nehmen wie ich nun einmal bin, mich idealisirten und anstatt in die wahre Leonilla — in ein Phantasiegebilde sich verliebten. Dann verlasse man sich auf Verwandte, auf Jugendfreunde . . . von einer Enttäuschung geht man zur andern über . . . Jean de Vaudreuil! bald sehen

wir die Leute mit anderen Augen an — Rüdiger! bald sehen sie uns mit anderen Augen an. Grauenhaft ist das Leben zwischen diesen Schatten! ich — ein Schatten wie sie! Auf dem Grund aller Dinge ist das Nichts — und deshalb ekeln sie mich an. — —

In ihre Träumereien versenkt ritt sie langsam dahin. Da kam Osorio ihr entgegen mit einem Buch in der Hand. Sie hielt an.

„Was lesen Sie da so aufmerksam, Herr Caplan?“ fragte sie.

„Ich bete mein Brevier, gnädige Frau.“

„Wenn Sie auf der Chaussee so vertieft in Ihr Gebetbuch einhergehen, laufen Sie Gefahr überritten oder überfahren zu werden,“ sagte sie unmuthig.

„Doch nicht, gnädige Frau! ich gehe ja auf dem Fußweg,“ gab er freundlich zur Antwort und wollte seinen Weg fortsetzen.

„Halt!“ rief sie und hielt ihre Reitgerte wie einen Schlagbaum vor ihn: „ich muß erst wissen, ob wir dieselbe Ansicht über eine gewisse Frage haben.“

„Es wäre das erste Mal, glaub' ich.“

„Eben deshalb interessirt es mich. Nicht wahr, Herr Caplan, auf dem Grund der Dinge ist das Nichts — und deshalb werden wir sehr leicht mit Allem fertig?“

„Wenn auf dem Grund der Dinge — Nichts ist als Eitelkeit, Thorheit, Verblendung, also Nichtigkeiten, so wird allerdings der Mensch mit diesem Blendwerk



fertig, indem er es bei Seite wirft. Es gibt aber auch Dinge, mit denen der Mensch nicht fertig wird, die eine Frage nach der andern vorlegen, ein Räthsel nach dem andern darbieten, und mit denen der Mensch nicht fertig wird, weil ihr letzter Grund — Gott ist."

„Was sind das für Dinge, Herr Caplan?"

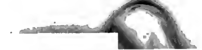
„Zum Beispiel das Leben."

„O, das Schattenspiel ohne Inhalt, Herr Caplan!"

„Zum Beispiel der Tod, gnädige Frau. Hinter dem Leben wie hinter dem Tode steht Gott."

„Nirwana, Herr Caplan! das Nichts liegt dahinter."

Sie ließ die Reitgerte sinken, grüßte ihn und ritt langsam dem Schloß zu, unter der langen Allee von Linden, die starr und unbelaubt da standen wie Leichen von Bäumen, die ihre Frühlingsauferstehung erwarteten. Die Allee war abgeschlossen durch zwei breite Pfeiler von Sandstein. Auf jedem derselben stand ein Hirsch von Eisen gegossen, das Wappen des Hauses, der Söhne des Waldes. Leonilla hatte sie gießen lassen, zwei schöne Standbilder. Die standen nun auch da, so dunkel, so leblos. Zwischen diesen starren Wächtern öffnete sich das eiserne Gitterthor, das in den Hof führte, und zu beiden Seiten der großen Pfeiler zog sich ein Eisengitter, das von kleinen Pfeilern durchbrochen war, bis zu den Flügeln des Schlosses hin. Es sah sehr herrschaftlich und sehr gut gehalten aus, aber still und einsam. Ich lebe schon jetzt im Reich der Schatten —



dachte Leonilla, als sie in den Hof hineinritt und als sie den Herrn dieses Reiches unter dem Portal des Schlosses gewahr wurde. Es war ein milder Tag im Frühlingsanfang; aber Edwin trug noch einen langen Pelz und eine große Pelzmütze. Seine kleine schmächtige Gestalt verschwand derartig in dieser Umhüllung, daß er aussah wie ein wandelndes Packet.

Als Leonilla ihm rasch entgegenritt, fuhr er zurück und rief erschreckt:

„Was willst Du?"

„Dich bitten den ungeheuern Pelz mit einem leichteren zu vertauschen. In diesem kamtschadalischen Anzug mußt Du ersticken, wenn Du hundert Schritt gegangen bist."

„Ich will aber lieber ersticken als erfrieren," sagte er mürrisch und ging von dannen.

Sie stieg ab und wollte in's Schloß gehen, besann sich aber und befahl dem Reitknecht ein anderes Reitpferd zu satteln, den Othello. Bis das geschah ging sie in ihrem schleppenden Reitkleid vor dem Schloß auf und nieder. Der Reitknecht sagte im Stall:

„Frau Baronin will den Mohrenkopf haben. Das wird einen scharfen Ritt geben. Wenn sie nur nicht einmal den Hals bricht und der Othello die Beine."

Man führte ihr den schönen feurigen Hengst vor. Sie stieg auf nachdem sie liebkosend seine Mähne gestreichelt hatte, und langsam wie sie gekommen war ritt

sie wieder vom Hof herunter, durch das Gitterthor und die lange Lindenallee hinab. Da wo diese an der großen Landstraße aufhörte, flog Othello wie ein Pfeil mit ihr fort, und erst nach einem vierstündigen Ritt kehrte sie zurück.

Edwin, der eine halbe Stunde in seinem schweren Pelz umhergeschlichen und sehr vergnügt war nicht erstickt zu sein, begrüßte sie, als sie zum Essen erschien, mit den Worten:

„Ich lebe noch."

„Ich auch," sagte sie tonlos.

„Von Dir war ja gar nicht die Rede," antwortete er sehr erstaunt.

„Ich bin ja auch ein sterbliches Wesen," versetzte sie müde.

„Ein sterbliches Wesen," wiederholte Edwin, als ob er nachdenken wolle.

„Wir müssen ja Alle sterben," sagte Osorio, um ihn auf die rechte Bahn zu leiten.

„Ja, das müssen wir!" rief Edwin froh dieser Lösung des räthselhaften Wortes.

Für dergleichen kleine Aufmerksamkeiten, welche nie in Leonilla's Sinn kamen, war Edwin dem Caplan innig dankbar. Wenn es ihm auch nicht ganz klar war, fühlte er doch, daß der Caplan ihm aus Wohlwollen, nicht um ihn zu beherrschen, eine Stütze sei. Und vor dem Beherrschtwerden hatte der arme Edwin,

wie gar viel Männer, die sich ihrer Schwäche bewußt sind, große Furcht.

„Waren Sie in Oberau, Herr Caplan?“ fragte Leonilla.

„Ja, gnädige Frau.“

„Zu Fuß hin und zurück?“

„Man ist ja in einer Stunde bequem dort.“

„Sie übermüden sich für Oberau, Herr Caplan! ... Freilich ist Ihnen die Bekehrung Graf Rüdigers gelungen — und das ist in Ihren Augen des Martyriums werth.“

„Graf Rüdiger ist eben so wenig durch mich von früheren Zweifeln geheilt, als ich ein Martyrer bin, gnädige Frau.“

„Sie drücken sich sehr mild über einen Ungläubigen aus.“

„Mir scheint, daß Graf Rüdiger kein Ungläubiger war. Es war nur eine Verschleierung, eine Verfinsterung des Glaubens eingetreten.“

„Eine Art von Mondfinsterniß, Herr Caplan.“

„Ganz richtig, Frau Baronin! eine Mondfinsterniß: die Erde war zwischen ihn und die Sonne der Wahrheit, die ihn früher erleuchtet hatte, getreten.“

„Sie sind ein Poet, Herr Caplan,“ sagte Leonilla spitz.

„Um Vergebung, gnädige Frau! jene Bemerkung entsprang aus der Naturkunde,“ versetzte er trocken.

„Wie kann nur mein Vetter zu seiner sogenannten Bekehrung gelangt sein?“

„Er wird seine Vernunft gebraucht und die Gnade wird ihm Beistand geleistet haben.“

„O, die schwächliche Vernunft und die feindselige Gnade, die einen solchen Rückschritt bewirken!“

„Seien Sie fest überzeugt, gnädige Frau, daß da, wo die Gnade die Vernunft erleuchtet und den Willen erfaßt, ein Rückschritt unmöglich ist.“

„Was nennen Sie einen Rückschritt?“

„Die Abkehr von Gott zu Götzen.“

„Lassen Sie Gott bei Seite, dann werden wir uns vielleicht verständigen.“

„Gefällt es Ihnen besser, wenn ich sage: die Abkehr von der Wahrheit zum Irrthum — von der heiligen Liebe zur Selbstliebe? . . . ich kann das sagen. Es ändert aber den innern Kern der Sache nicht, denn Gott ist die Wahrheit und Gott ist die Liebe und ohne Gott haben Sie weder diese noch jene. Dieser Mangel aber macht namenlos elend — und in diesen Zustand des Mangels sich zu versetzen ist ein grauenhafter Rückschritt.“

„In meinen Augen gibt es nur einen Rückschritt, Herr Caplan, und das ist der, wenn man zum überwundenen Standpunkt des Christenthums zurückkehrt. Wie mein armer Vetter dies bewerkstelligen konnte, wird mir ein ewiges Räthsel bleiben.“

„Ein ewiges nicht, gnädige Frau."

„Sie wollen doch nicht etwa der Prophet meiner Bekehrung werden, Herr Caplan!"

„Dann liefe ich Gefahr unter die falschen Propheten zu gerathen."

„Sehr richtig! — und dennoch?" . . . . —

„Dennoch wird die Stunde kommen, wo zu allen Räthseln des Lebens das lösende Wort sich findet."

„Die Stunde wird mich freuen!"

„Das kommt darauf an, gnädige Frau, denn hienieden schlägt sie nicht."

„Nirwana, Herr Caplan, sage ich Ihnen heute schon zum zweiten Mal."

„Nein, Frau Baronin, das ist menschenfeindlich," nahm der Doctor rasch das Wort, „das geht wirklich nicht, bei der Mahlzeit so furchtbar ernste Gespräche zu führen, die allen Appetit benehmen und eine friedliche Verdauung unmöglich machen."

„Essen Sie, Doctorlein, essen Sie! hören Sie nicht hin und lassen Sie es sich schmecken."

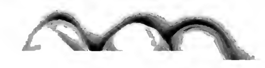
„Ich spreche nicht von mir, Frau Baronin, sondern von Ihnen und vom Herrn Caplan," versetzte der Doctor: „ewige Räthsel bei der Mahlzeit zur Sprache zu bringen, ist eine übermenschliche und ganz unnatürliche Unternehmung."

„Ja, Doctor, Sie sind weise!" sagte Leonilla lachend: „bei Tisch muß man ganz andere Nüsse

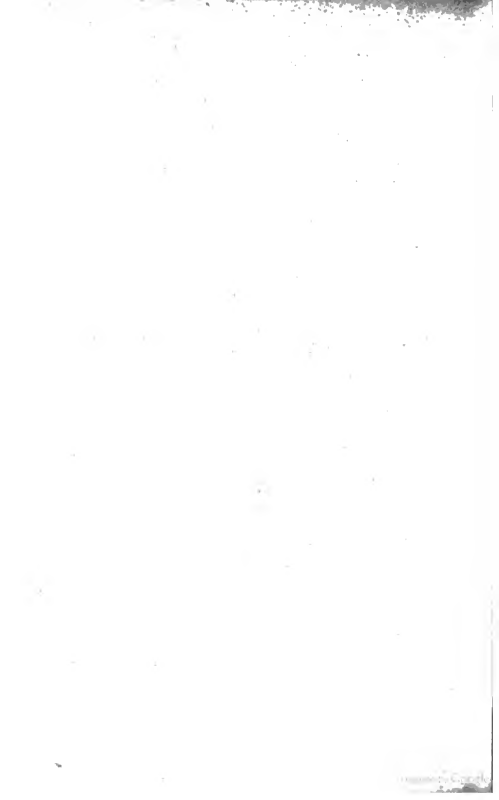
knacken — und da man uns statt der Nüsse Krachmandeln vorgesetzt hat, wollen wir uns mit diesen beschäftigen.“

Und dabei sah sie so munter aus, als mache es ihr das größte Vergnügen Mandeln und Rosinen zu verspeisen. Aber später in ihrem Zimmer, wenn der Abend tödtlich langweilig dahin geschlichen war, brach sie zusammen und seufzte: O, o! sie ist nicht zu ertragen, diese Oede des Lebens . . . . Wenn Osorio nicht wäre — was finge ich an! Aber was ist er mir? . . . . ein Mensch wie kein Anderer. Aber warum? . . . . — ich weiß es nicht! . . . . gleichviel! . . . . wie kein Anderer: das steht fest. Er ist keine Larve . . . . in ihm ist Leben. Für ihn könnte ich an Unsterblichkeit glauben — wenn ich glaubte. — —

Dabei blieb sie stehen. Verhüllt mit dem Leichentuch der gefallenen Natur, gefesselt durch die Bande des Stolzes und der Eigenliebe, verblieb sie in ihrem Ich, wie in einem Kerker und ergriff nicht die Hand, welche sie herausgeführt hätte und erkannte nicht das Werkzeug der Gnade, die Gott ihr anbot.



„Surrexit.“



Erstes Kapitel.

Rüdiger war Herr auf Oberau. Auch dort ging das Leben einen sehr ernsten Gang, der im Einklang mit den Trauerkleidern war, welche Alle trugen. Rüdiger war ruhig zu den Pflichten eines gläubigen Katholiken zurückgekehrt. Die Gräfin hätte gern das Nähere gewußt, das Wie, das Warum; aber er war nun einmal ein schweigender Mensch und was hätte er sagen können? — Nur das, was Osorio von ihm zu Leonilla sagte: Er brauchte seine Vernunft, und die Gnade kam ihm zu Hilfe. Ueberdies war das Ergebniß so befriedigend, daß die Gräfin darin ihren Trost für das Versagte fand.

Auch die neuen Pflichten, welche seine Stellung mit sich brachte, suchte Rüdiger pünktlich zu erfüllen, und da sie ihm ganz fremd waren, hatte er den kundigen Geldern gebeten, vor der Hand in Oberau zu bleiben und ihn, den Unkundigen, in die Geschäfte einzuführen, die mit der Verwaltung eines Vermögens verbunden sind — und in die Verpflichtungen, die

auf einem großen Grundbesitz lasten. Geldern erfüllte gern diesen Wunsch, weil er sah, daß Rüdiger sich nicht den Pflichten, die ihm unsympathisch waren entziehen, sondern lernen wollte, sie gewissenhaft und so gut wie möglich in Ausübung zu bringen.

„Rüdiger ist zu bewundern wie er sich fügt, wie er seine Liebhabereien opfert, wie er eigentlich nur in der Pflichttreue lebt," sagte Geldern fast täglich und immer höchst erstaunt zur Gräfin: „Nie hätte man das von ihm erwartet und sein guter Vater am allerwenigsten. Ihm ist die Schule des Lebens, die Erfahrung, in einem seltenen Maß heilsam gewesen."

„Er hat sie theuer genug erkauft, der arme Rüdiger," seufzte die Gräfin.

„Da er sie aber bezahlt und sie zum Nutzen angewendet hat, so seufzen Sie nicht, theure Gräfin. Er gewann mehr als er verloren hat; denn Glaube und Charakter sind fest geworden."

„Aber sein Glück ist dahin."

„Auch das wird wiederkommen, wenn auch in einer andern Gestalt — und wird ihn reifer finden, um es zu ertragen . . . . denn das Glück verweichlicht den Charakter, wenn er nicht gediegen ist."

„Sie sprechen ja wie Caplan Osorio, lieber Geldern," sagte die Gräfin lächelnd.

„Möglich, daß ich etwas Aehnliches oder das Nämliche sogar von ihm hörte. Man lebt nicht Monate

lang mit ihm, ohne sich mit ihm zu befreunden, und ein Freund übt stets einen gewissen Einfluß, sei es in der einen oder der andern Richtung."

„Möchte das für Leonilla wahr werden! sie schätzt den Caplan sehr hoch."

„Ja, wie eine fremdländische Curiosität, wie ein überseeisches Kunstproduct, das sie zergliedern, zersetzen und dann in ihrer Manier wieder aufbauen möchte."

„Haben Sie diese Aeußerung auch von Caplan Osorio gehört?" fragte Philiberte und sah Geldern über ihren Stickrahmen hinweg schelmisch an.

„Eine gewisse Selbstständigkeit des Urtheils muß man sich stets bewahren, wenn man nicht ein langweiliges Echo werden will. Caplan Osorio ist zurückhaltender im Urtheil über Personen als ich — und ich glaube auch als Sie, Gräfin Philiberte."

„In diesem Fall, lieber Geldern, sind wir wenigstens Bundesgenossen," entgegnete Philiberte.

Sie verabscheute Leonilla mehr und mehr in dem Maß, als sie sich immer unglücklicher fühlte und den letzten Grund ihres Unglücks in Leonilla sah, welche störend in ihre Ehe hinein getreten war. Jetzt war diese Ehe jämmerlich verwüstet. Es bestand freilich das unzerreißbare Band, welches das Sacrament geknüpft und geheiligt hat, allein es fehlte die Lebensgemeinschaft, und sie selbst, Philiberte selbst, hatte diese Gemeinschaft ihrem Manne aufgekündigt, hatte ihm er-

klärt, sie wolle zu ihren Eltern zurückkehren. Jetzt war sie im Vaterhause; doch nicht wie auf dem Durchgang zur Neugestaltung ihres Lebens, auf welche sie in der Verblendung damals gehofft hatte: sondern wie in dem einzigen Zufluchtsort, der ihr offen stand; — da war sie in kläglich zwitterhafter Stellung — nicht auf kurze Zeit und nicht auf lange Zeit, sondern für immer und mit der Gewißheit einer einsamen traurigen Zukunft. Sie durchweinte manche Nacht im bittern Schmerz über ihren frevelhaften Leichtsinn; doch da war nichts zu ändern! sie mußte die Folgen hinnehmen. Ihr Schmerz wurde verschärft durch die grenzenlose Langweile, die sie nach dem Tode ihres Kindes und ihres Vaters in Oberau spürte. Sie hatte nicht eine einzige Beschäftigung, die ihr als Pflicht oblag; sie mußte sich Beschäftigungen machen — was eine drückende Aufgabe ist, sowohl was die Erfindung als was die Ausführung betrifft. Gräfin Euben war Herrin des Hauses geblieben und führte deren Pflichten fort, die in ihren Verhältnissen gering und bei ihrer langen Uebung leicht waren, — bis sie einst dieselben auf eine Schwiegertochter übertragen konnte. Philiberte saß am Stickrahmen oder las ihrer Mutter vor — und das einzige Geschäft, das ihr oblag, war die Verwaltung — des Theetisches, genau so als ob sie noch Philiberte von Euben sei. Doch zwischen jener und der Gräfin von Teutleben lagen ein paar Jahre der Selbstständigkeit

mit allen Erinnerungen der Frau, der Gattin, der Mutter. — —

Von Teoderich kam keine Nachricht. War er in Lappland, Island, Grönland — lebte er noch — waren Briefe verloren — Niemand wußte es! — Den Tod des Kindes hatte Gräfin Euben ihm gemeldet, mit tiefem Schmerz über den Verlust des lieblichen Knaben und über das traurige Verhältniß der Eltern. Auf dies Schreiben war aber nach einem halben Jahre keine Antwort erfolgt. Die Vorstellung, daß Theoderich nicht mehr unter den Lebenden sei, daß er abgeschieden sei in Groll mit ihr — erfüllte Philiberte mit wahrem Entsetzen, und gern, o wie gern, hätte sie ihn tausendmal um Vergebung gebeten, wenn sie dadurch zur Gewißheit hätte gelangen können, daß er noch lebe. Alle Schrecknisse einer Nordpol-Expedition gingen an ihrer Einbildungskraft vorüber, und diese Angst und Sorge erwärmte ihr Herz für ihn. Sie dachte mit Wehmuth an das erste Jahr ihrer Ehe und mit Reue an die folgenden. War Theoderich auch leichtsinnig gewesen — hatte er sich von Leonilla's Zaubernetz verstricken lassen: so mußte sie sich doch eingestehen, daß sie ihm mit gleicher Münze gezahlt hatte und daß ein anderes Benehmen von ihrer Seite, mehr Geduld, mehr Selbstbeherrschung — ihn vielleicht längst zu ihr zurückgeführt hätte. Und dann — o wie ganz anders wäre dann ihr Leben! Dann wäre er jetzt nicht

zwischen den Eisbären und sie nicht in Oberau, sondern beide auf Theoderichs schönem alten Schloß im Gebirg .... dann wäre Deodat noch am Leben .... dann wäre die traurige, unsinnige Episode mit Fleuranges nicht gewesen .... und so folgte ein „dann" auf das andere; und der Gedanke, daß sie zu vermeiden gewesen wären, wenn sie ihre Pflicht gethan hätte, machte sie unaussprechlich unglücklich. O Pflichttreue! o Pflichterfüllung! welcher Segen liegt darin und wie wenig habe ich das verstanden! seufzte sie: jetzt erkenne ich es .... und jetzt ist es zu spät.

Sie brachte zuweilen einige Tage bei ihrer Schwester Lydia zu, die mit ihrem ruhigen Gemüth in friedlicher Ehe, ohne besondere Glücks- oder Unglücksfälle stille Tage verlebte. Philiberte fand diese Tage allerdings etwas grau, etwas einförmig, fand die kleinen Sorgen und Sparsamkeiten, die mit einem geringen Vermögen verbunden sind, etwas drückend für eine Hausfrau, fand ihren Schwager nicht sehr unterhaltend, wenn er am Abend von den Dingen sprach, die er am Tage in Feld, Wald und Flur in Augenschein nahm. Und dennoch sprach die Eintracht in dieser Ehe sie wohlthätig an und die schlichte Frömmigkeit, mit welcher Lydia und ihr Mann Gott zu dienen suchten, rührte sie. Da war Gemeinsamkeit der Sorgen, der Interessen, der Bestrebungen — und diese Gemeinsamkeit erleichterte die einen und gab den andern größeren Reiz.

Und hätten sich diese friedlichen Existenzen zu sehr in das Alltagsleben und in die Gegenwart verlieren wollen, so verhinderten das die Kinder, deren Erziehung höhere Kräfte in Bewegung setzte und die auf die Zukunft hinwiesen und an sie anknüpften.

Nach Waldenhausen ging Philiberte nicht gern; doch war es nach dem Tode des Vaters nicht zu vermeiden. So lange er lebte hatte sie seine Pflege vorgeschützt. Leonilla's Fragen nach Theoderich waren ihr unerträglich und Leonilla sparte ihr diese Fragen nicht. Philiberte aber hatte immer eine und dieselbe Antwort: es sei weder in Oberau noch zu Hause ein Brief angelangt. Auf das „zu Hause" legte sie gern einen besondern Nachdruck, mit dem geheimen Angstgefühl, ob sie denn noch unter Theoderichs Dach zu Hause sei.

„Er wird auf Island sein," sagte sie einmal: „das erklärt sein Schweigen. Es geht nur alle sechs Monate ein Schiff von Kopenhagen nach Island und zurück. Hat ein Brief die Abfahrt dieses Schiffes von Island verpaßt, so ist man ein Jahr ohne Nachricht."

„Es ist mir unbegreiflich, daß der Ankauf von Pferden ihn ein Jahr lang an Island fesselt."

„Er hängt ja nicht von sich allein ab, beste Leonilla. Seine Reisegefährten sind wahrscheinlich unternehmende oder wißbegierige Leute, denn nur solche kommen auf den Gedanken, zu ihrem Vergnügen diese Expedition zu machen. Da will Einer den Hekla be-

steigen, ein Anderer die Geiserquellen chemisch untersuchen — und die Uebrigen müssen sich fügen und sich die Zeit vertreiben wie sie eben können."

„Du bist sehr weise, Philiberte, die Sache so kaltblütig zu betrachten. Unter Umständen ist es ja auch viel angenehmer von dem Gatten getrennt, als an seiner Seite zu sein."

„Ein solcher Fall gehört denn doch zu den Ausnahmen," erwiederte Philiberte scharf: „es ist jedoch zu begreifen, daß Du auf einen solchen Gedanken kommst."

„Im Gegentheil!" versetzte Leonilla noch schärfer: „ich sprach für Andere; denn was mich betrifft, so ist es ja ganz einerlei ob Edwin da ist oder nicht — so wenig ist meine Freiheit durch ihn beeinträchtigt."

„Trotz Deiner Freiheit ist Dein Loos nicht beneidenswerth."

„Das ist überhaupt keines Menschen Loos. Ein jedes ist mit dem jammervollen Stempel gezeichnet, der überhaupt die Signatur des menschlichen Lebens ist: Unvollkommenheit. Entwickelung, Gefühle, Bestrebungen, Verhältnisse — unvollkommen ist Alles und daher ungenügend, unbefriedigend und daher wiederum diese Masse von unruhigem Elend auf der Welt. Man kann nicht von den Menschen begehren still zu halten in ihrem Jammer. Sie wenden sich rechts und sie wenden sich links, sie seufzen, sie winseln, zuweilen

schreien sie ganz laut vor Uebermaß der Verzweiflung — und das vererbt sich von einer Generation auf die andere so sicher, wie in wechselloser Unerschütterlichkeit die Sonne auf- und untergeht. O, wenn der Tod nicht wäre — der Mensch würde ihn erfinden."

„Der Glaube lichtet und erleichtert die Unvollkommenheit des menschlichen Lebens, indem er es als die Zeit der Buße und der Heiligung, vor dem Uebergang in ein besseres, ein höheres Dasein, betrachten lehrt; — sagt Osorio," erwiederte Philiberte.

„Bist Du auch seine Jüngerin geworden?" rief Leonilla.

„Ja! denn ich finde, daß der Glaube mehr Trost und mehr Kraft gibt, als frivole Gleichgiltigkeit und entschiedener Unglaube. Und gerade weil die Welt, und der Mensch und das Leben so unvollkommen sind — gerade deshalb müssen wir gekräftigt und getröstet werden."

„Ich sehe darin keinen Vortheil, denn die Uebel bleiben. Es ist also nur eine Betäubung und die verwerfe ich."

„Was Du Betäubung nennst, ist für Millionen Compaß und Anker" . . . . — —

„Wovon andere Millionen nichts wissen und doch genau so geboren werden, leben und sterben wie ihre gläubigen Nachbarn. Nein, Philiberte! ich stehe auf meinen Füßen und sehe mit meinen Augen und denke

mit meinen Gedanken — nicht mit Osorio. Daher sind wir, er und ich, fortwährend im Streit und das habe ich gern."

„Ich habe gern, wenn man mich recht gründlich über den christlichen Glauben belehrt. Der meine war sehr verschwommen. Osorio ist ein Wohlthäter meiner Seele geworden."

„Wie kam denn das? religiöse Gespräche pflegten nicht sehr nach Deinem Geschmack zu sein."

„Sie waren es gar nicht als ich im vorigen Sommer nach Oberau kam, und es währte Monate, bevor ich nur hinhörte, wenn Osorio mit dem guten Papa sprach; denn wenn ich hie und da ein Wort hörte, kam es mir so übertrieben, so unfaßlich vor, daß ich geschwind mein Ohr abwendete. Ich hatte noch gar nicht den Willen ihn zu verstehen und es wunderte mich ungemein, daß Papa, dessen Gesinnung ich kannte, so sehr von Osorio sich einnehmen ließ, daß er sich vollständig bekehrte und schließlich als ein sehr frommer Katholik in die Ewigkeit ging. Aber im Dezember kam der Tod meines lieben Bübchens, mit dem meine Erdenfreude zu Grabe ging. Dann kehrte Rüdiger zurück — ganz anders in seiner Seele, als er fortgegangen war. Ein großer Schmerz hatte ihn zum Glauben zurückgeführt. Das machte mir einen großen Eindruck. Ich hatte inzwischen in meinem Innern auch Manches durchgekämpft .... und nun fing ich

an aufmerksam zu werden, wenn Osorio kam und das Gespräch sich ernsten und hohen Fragen zuwendete. Der Wunsch und der Wille ihn zu verstehen wurden wach in mir und wurden sehr lebendig, als mein guter Vater so friedlich in seinem Glauben starb. Da sagte ich zu Osorio, im Frieden dieses Glaubens möchte auch ich sterben. Er gab mir einige Unterweisung, dann legte ich eine Lebensbeicht bei ihm ab .... und jetzt glaube ich wieder ganz katholisch, wie die kleinen Kinder und wie die großen Heiligen, Alles was die Kirche lehrt .... bin freilich noch sehr schwach im Glauben, hoffe aber, daß ich mich nach und nach bessere und dann nicht mehr zwischen gut und böse schwanken werde .... wie jetzt noch oft."

Während Philiberte so sprach, ganz aufrichtig und mit Ueberzeugung, wurde ihr das Herz warm für Leonilla, die ja im Grunde mehr zu beklagen als zu hassen sei, mehr Mitleid als Groll verdiene — und die in jedem Fall unaussprechlich unglücklich sei, viel unglücklicher als sie, Philiberte; und sie nahm sich vor ihre Abneigung zu bekämpfen, weil sie dann, möglicher Weise, einigen Einfluß auf Leonilla gewinnen könne. Doch diese theilte nicht Philibertens Gedanken des Friedens. Sie antwortete:

„Bisher dachte ich Du hättest ziemlich viel Verstand, Philiberte. Jetzt sehe ich meinen Irrthum ein. Daß Dein Vater in seinem letzten Jahr, kränkelnd,

hinsterbend, Einsicht und Urtheil gefangen gab — daß Dein Bruder in seiner schwärmerischen Leidenschaft es that — o, das wundert mich gar nicht. Das hing bei dem Einen mit physischer und bei dem Andern mit moralischer Schwäche zusammen, welche ihren Geist umnebelte. Aber daß Du, die Du jene Schwäche nicht hast, Dich dennoch freiwillig in die Sphäre der Umnebelung begibst, und vom lieben Gott der kleinen Kinder und der großen Heiligen sprichst — schau', Philiberte, das ist Schwäche des Verstandes, und zwar ist sie angekünstelt, denn kein Mensch ist so beschaffen, daß er seine eigene Vergangenheit gleichsam verdammt und verwirft, indem er sagt: was ich that, was ich wollte, was ich dachte — Alles entsprang aus einer unrichtigen Grundlage."

„Der natürliche Mensch thut das ganz gewiß nicht," entgegnete Philiberte, „doch mit der Gnade bringt er es zu Stande."

„Mit der Gnade! das ist so recht Osorio's Wort!"

„Es ist das Wort des Christen, Leonilla."

„Wie wird Theoderich staunen, wenn er von seiner Wikingsfahrt heimkehrt, Dich so verändert zu finden."

„Verändert — ja! doch weder zu seinem noch zu meinem Nachtheil."

Sie führten das Gespräch in der Tiefe des Parks, wo man zwischen den Bäumen und jenseits einer kleinen

Wiese die Landstraße sah, auf der eben jetzt ein Reiter heran sprengte.

„Da kommt mein Schwager," sagte Philiberte, „und so eilig! was bringt er wohl?"

„Ohne Zweifel die Einladung zu einer Taufe," sagte Leonilla lachend. Lydi's jüngstes Kind war ein halbes Jahr alt.

„Die Fürsorge wäre gut, aber die Eile unnöthig," versetzte Philiberte in demselben Ton: „laß uns umkehren und hören was er will."

Unter der großen Veranda auf der Gartenseite des Schlosses saß Gräfin Euben mit Rüdiger, Edwin, Herr von Geldern und Doctor Melz, als Baron Heinrich von Ertingen plötzlich erschien und eben so plötzlich sagte, indem er um sich blickte:

„Grüß Euch Gott, Alle mit einander! aber wo ist die Hauptperson."

„Leonilla und Philiberte sind unten im Park," versetzte die Gräfin lächelnd.

„Die Frau vom Hause ist stereotyp Hauptperson," entgegnete Ertingen: „heute aber und in meinem besonderen Anliegen ist es Caplan Osorio. Ich muß ihn sprechen, auf der Stelle ... es hängt Alles davon ab."

„Doch nicht Leben und Sterben?" fragte Geldern scherzend.

„Etwas sehr Wichtiges, Freund Geldern."

„Eine Bekehrung etwa?" fragte die Gräfin.



„Eine Bekehrung, Mama? ... Eine? ... ich sage vielleicht Einhundert."

„Ist ein Wunder bei Euch geschehen und soll der Caplan es constatiren?" sagte die Gräfin ganz gespannt.

„Ist eine Stigmatisirte oder mindestens eine Extatische bei Ihnen aufgetaucht?" setzte Geldern hinzu.

Rüdiger hatte inzwischen den Caplan geholt, und Leonilla und Philiberte kamen eiligst daher.

Da theilte Ertingen mit, daß die Volksversammlung, die am nächsten Sonntag bei ihm auf Ertinghof statt finden solle, von einem schweren Schlag bedroht sei, indem ein Geistlicher, ein berühmter Redner, der die Absicht habe, das „Nonpossumus" dem Volk gründlich zu erklären — durch Telegramm angezeigt habe, eine heftige Grippe mache es ihm unmöglich zu kommen.

„Meine ganze Hoffnung ruht jetzt auf Ihnen, hochwürdiger Herr," setzte Ertingen hinzu. „Der Nonpossumus-Vortrag muß gehalten werden, er ist die Hauptsache, er ist der Glanzpunkt; man erwartet ihn. Fällt er weg, so ist man enttäuscht und das paralysirt den ganzen Eindruck der Versammlung, der ohne Zweifel erschütternd, belehrend und bekehrend wirken würde. Ich beschwöre Sie also, diesen Vortrag im Interesse von ein paar tausend katholischen Männern zu halten."

„Ich leistete Ihnen gern einen Dienst, Herr Baron," versetzte Osorio, „nur diesen nicht. Dergleichen Reden sind nicht mein Fach; ich passe nicht für sie."

„Aber, hochwürdiger Herr," rief Ertingen ganz verblüfft, „Reden sind Reden — gleichviel ob sie auf der Kanzel vorgetragen werden oder auf der Rednerbühne. Wer die Gabe der Rede besitzt, redet da wie dort und immer vortrefflich."

„Die Gabe genügt nicht, Herr Baron; der Beruf gibt ihr die Richtung, die Kraft und den Segen. Mein Beruf weist mir die Kanzel an . . . nicht die Rednerbühne."

„O, Herr Caplan!" rief Gräfin Euben, „auf Ihren Worten liegt immer Segen, wenn sie auch nicht auf der Kanzel gesprochen sind."

„Nur dann, gnädige Gräfin, wenn ich als der Stellvertreter Desjenigen spreche, der mich gesendet hat und der mir seinen Beistand gibt."

„Rufen Sie nur den heiligen Geist an, hochwürdiger Herr, dann läßt er Sie auf der Rednerbühne so wenig im Stich als auf der Kanzel," sagte Philiberte.

„Sie werden all' diese directen und indirecten Bitten erfüllen — nicht wahr?" sagte Geldern.

„Doch nicht! ich finde es viel passender, wenn bei dergleichen Volksversammlungen Laien reden" entgegnete Osorio: „es macht einen besseren Eindruck auf das Volk, welches daran gewöhnt ist, von den Geistlichen gute und erbauliche Dinge zu hören. Ein Mann aus der Welt aber, ein Mann vom Geschäft — das ist etwas Neues, das rüttelt auf und Mancher denkt: das

Ding muß seine Richtigkeit haben! — während er denken würde, wenn ein Geistlicher gesprochen hätte: Nun ja, die Pfarrer! die müssen für die Kirche reden — das ist nicht anders, das schickt sich so."

„Die Laien sind aber nicht so redefertig," sagte Rüdiger, „und das gehört bei einem solchen Vortrag wesentlich zu einem guten Eindruck."

„Die Laien sollen sich im Reden üben und werden sich üben — und Uebung macht den Meister. Diese Wahrheit sehen wir jetzt an so manchen Männern, welche die Sache des Rechts und des Glaubens vertreten."

„Aber woher soll ich einen solchen Mann nehmen!" jammerte Ertingen: „heute ist Freitag und übermorgen die Versammlung. Ein Telegramm, die Vorbereitung auf die Rede, die Herreise — das Alles will doch seine Zeit haben."

„Und die Vorbereitung eine gehörige Zeit," sagte Osorió, „wenn man nicht daran gewöhnt ist, dergleichen Vorträge zu halten, wenn man kein Improvisator ist und etwas Gediegenes geben möchte. Dies, Herr Baron, gilt auch von mir."

„Ach, Hochwürden," sagte der ehrliche Ertingen ganz betrübt: „wie leicht blamirt sich Unsereiner . . . schon bei einem Toast . . . das würde Ihnen doch nicht begegnen."

„Nun, wenn das mit dem Blamiren seine Richtigkeit

hat — und ich zweifle nicht daran!" — rief Leonilla mit ausbrechender Ungeduld: „so blamiren Sie sich immerhin noch einmal, Sie oder sonst Jemand, mit Ihrem Nonpossumus, Ertingen, und verschonen Sie den Caplan Osorio, dessen schwache Brust einem solchen Vortrag im Freien nicht gewachsen ist. Lassen Sie doch diesen Vortrag ausfallen. Man kann ja den Männern etwas Anderes erzählen, das mehr für sie paßt . . . etwas Landwirthschaftliches zum Beispiel. Es gibt recht nützliche und, in ihrer Art, interessante Zeitschriften über Agricultur, Forstcultur, Obstbaumzucht, Bienenzucht. Doctor Melz könnte bis Sonntag einen Vortrag zusammenstellen und Sie, Ertingen, Sie könnten ihn halten, das heißt ihn vorlesen. Dabei blamirt sich Niemand und die braven Bauern hätten etwas Praktisches dafür, daß sie ein paar Stunden unter freiem Himmel stehen müssen."

„Das ist ja aber keine Erläuterung von Nonpossumus," sagte Ertingen betrübt.

„Wozu alle diese Erläuterungen und Aufklärungen!" fuhr sie fort: „Der gemeine Mann versteht sie doch nur halb."

„Das ist fraglich, Frau Baronin," fiel Geldern ein. „Ist er nicht confus gemacht durch den strömenden Wortschwall des Liberalismus, so hat er nicht selten ein richtiges Verständniß und ein klares Urtheil. Der Liberalismus setzt alle Hebel in Bewegung, auch die

gemeinsten und unwürdigsten — Lüge, Verleumdung, Bestechung, Einschüchterung — um der Menschheit Einsicht und Urtheil zu rauben. Er geht systematisch darauf aus, sie zu verwirren, ihr die Mittel zu entziehen, durch die sie sich menschenwürdig bilden kann. Deshalb wird die Kirche, die Schule, die persönliche Freiheit ruinirt; deshalb wird Alles gehoben, Alles beschützt, was entsittlichend wirkt. Ist die Menschheit auf dieser Stufe der Verkommenheit angelangt, dann ist sie leicht dahin zu bringen sich unter die Knute zu schmiegen, die der Liberalismus schwingt — ja, diese Knute als den erhabensten Scepter, als den weltbeherrschenden anzubeten."

„Beherrscht er die Welt, so ist er groß — denn er ist eine Macht!" rief Leonilla.

„Secundum quid, Frau Baronin," sagte Geldern bedächtig: „der große Kanzler Oxenstierna sagte in vertrauten Stunden zu seinem Sohn: „O, mein Sohn, wüßtest Du mit wie wenig Verstand die Welt sich regieren läßt.""

„Und wenn man eine solche Welt regiert," sagte Osorio, „was beherrscht man? . . . eine Welt von Sclaven."

„Bossuet spricht einmal von den altrömischen Imperatoren, von denen einige gewisse Tugenden und edle Gesinnungen hatten — und setzt hinzu: „Dieu leur laissa l'empire du monde comme une chose de

nul prix" — setzte Rüdiger hinzu. „Das ist kein Zeugniß für die Erhabenheit des Scepters, der solche Welt regiert."

„O, ich bitte Dich, Rüdiger!" rief Leonilla, „verlasse Deine überweltliche Höhe" . . . — —

„Und senke Dich nach Ertinghof herab," fiel Ertingen ein, der mit Betrübniß dem Gefecht zugehört hatte, das sich mit Leonilla entspann und das sein Anliegen in den Hintergrund drängte.

„Bester Heinrich," erwiederte Rüdiger, „in mir ist nicht die geringste Faser, die mich zum Volksredner machen könnte."

„Aber Sie, Geldern," rief Leonilla, „Sie können ohne Zweifel der O'Connell von Ertinghof werden, wenn Sie den kleinen Vortrag, den Sie uns so eben hielten, etwas verlängerten und mit einigen Nonpossumus-Phrasen schmückten."

„Nein," antwortete Geldern, „ich bin zu alt, um noch ein maiden-speech zu halten. Das geziemt der Jugend."

„Wenn sie das Talent hat," sagte Rüdiger.

„Ach, laßt doch das Gerede!" rief Ertingen ungeduldig: „nicht Euch habe ich gebeten den Vortrag zu halten und Ihr könnt es so wenig als ich. Helft mir den Herrn Caplan erbitten! er ist der Mann, der uns aus der Verlegenheit helfen und die Versammlung befriedigen kann."

„Ich finde es höchst insolent, Ertingen," versetzte Leonilla standhaft, „daß Sie ihn auffordern ein Lückenbüßer zu sein."

„Nicht doch! so ist es nicht gemeint, hochwürdiger Herr," versicherte Ertingen: „Aber Sie sind so gut, daß ich und daß Jedermann das Vertrauen zu Ihnen hat, Sie wären allzeit bereit zu helfen."

Er sagte dies so aufrichtig und herzlich und die ganze Gesellschaft — Leonilla ausgenommen — bestürmte Osorio dermaßen mit Bitten und Vorstellungen, daß dieser nicht abstoßend und unfreundlich sein wollte und seine Einwilligung gab.

„Ich werde jedoch meine Sache nicht gut machen," setzte er hinzu, „denn ich fühle mich auf der Rednerbühne nicht an meinem Platz."

„So bleiben Sie fort!" rief Leonilla sehr unmuthig.

„Jetzt ist die Sache abgemacht," sagte Ertingen Osorio's Hand drückend: „Sie haben mir einen Stein vom Herzen genommen. Also auf Wiedersehen übermorgen in Ertinghof die ganze Gesellschaft, nicht wahr?"

„Ich gewiß nicht," sagte Leonilla.

„Was gibt es denn?" fragte Edwin ganz betäubt, da er dem Gespräch nicht folgen konnte.

„Eine Predigt im Freien vom Herrn Caplan," sagte Ertingen: „Du mußt sie hören, Edwin, sie wird Dich freuen. Nicht wahr Du kommst."

„Das versteht sich ... versteht sich!" betheuerte Edwin.

Und Ertingen schwang sich wieder auf's Roß und ritt siegesfroh heim.

„Welche verkehrte Nachgiebigkeit, Herr Caplan!"

sagte Leonilla: „zuweilen wie ein Felsen . . . und jetzt ganz schwach."

„Nicht schwach!" rief Philiberte: „aber sehr gütig, denn Sie bringen ein Opfer."

„Das uns Allen Freude macht," setzte die Gräfin hinzu.

„Nur mir nicht! in keiner Beziehung!" rief Leonilla: „ich hasse diese Aufwiegelung des rohen Haufens" . . . . —

„Das thun unsere Gegner," unterbrach Geldern: „der Liberalismus wiegelt auf in empörender Weise. Bei unseren Leuten kommt nichts weiter vor als Belehrung und Abwehr, und Sie können sich übermorgen davon überzeugen."

Leonilla hörte gar nicht auf Geldern und sagte:

„Und ich finde es über alle Maßen unverständig, daß Sie, Herr Caplan, aus übertriebener Güte sich der Gefahr aussetzen, wieder den Bluthusten zu bekommen, von dem Sie hier geheilt sind, weil Sie Ihre Brust geschont haben. Und ich begreife Euch nicht," sagte sie zu Gräfin Euben und Philiberte, „daß Ihr mit Ertingen gemeinschaftliche Sache machen konntet."

Allein sie machte keine Proselyten. Alle freuten sich auf die Volksversammlung in Ertinghof und auf Osorio's Vortrag, und er selbst schwieg geduldig zu Leonilla's Vorwürfen wie zu den Lobeserhebungen der anderen Personen.

Philiberte sagte, als sie mit den Ihren nach Oberau zurückfuhr:

„Caplan Osorio ist der einzige Mensch auf Erden, für den sich Leonilla wirklich interessirt."

„Gottlob, daß es doch Einer ist," sagte Geldern.

„Wäre es nur in der rechten Weise, so daß ihre Seele einen Vortheil davon hätte!" seufzte Gräfin Euben: „dann könnte der tägliche Umgang mit ihm ihr vom größten Vortheil sein. Jetzt äußert sich ihr Interesse nur dadurch, daß sie ihn bevormunden und wie unter einer Glasglocke halten möchte."

„Ich glaube doch, daß das Uebernatürliche im Leben und Wesen des Priesters Eindruck auf sie macht, ohne daß sie es versteht," sagte Rüdiger.

„Bei dem verstorbenen Schloßcaplan, der doch ein sehr frommer Mann und ein sehr guter Priester war, hatte sie keineswegs diesen Eindruck," wendete Gräfin Euben ein.

„Man muß gestehen," sagte Geldern, „daß die heiligen Weihen bei dem vortrefflichen Manne zu einem sehr guten Gemüth, doch weniger zu einem kräftigen Charakter kamen. Caplan Osorio imponirt der Baronin, und mir scheint das ist ein gutes Zeichen. Sie hat jetzt täglich vor Augen einen jungen Mann in der Blüte des Lebens, mit schönen und reichen Gaben ausgestattet, der für nichts lebt, als für Gott allein — dies muß Eindruck auf sie machen."

„Möge es der rechte sein — dabei bleibe ich," sagte die Gräfin: „Leonilla ist ein so verkehrtes Wesen, daß die Dinge unter ihrer Hand verkehrt werden."



Zweites Kapitel.

Die Volksversammlung in Ertinghof nahm eine unerwartete Wendung. Ein Gewaltiger der Zeit, eine Säule des modernen Staates, ein Mann der Polizei löste sie mitten in Osorio's Vortrag auf. Weshalb? das war allen Anwesenden unerfindlich. Im Verlauf seiner Rede hatte Osorio in Beziehung auf das Non-possumus gesagt: „Wir sind die Schwächeren, die Angegriffenen; weltliche Mittel stehen uns nicht zu unserer Vertheidigung zu Gebot; aber nachgeben werden wir nicht, obschon wir annehmen dürfen, daß es auf unsere Ausrottung abgesehen ist."

Diese Worte mißfielen dem Gewaltigen und die Sache war zu Ende.

Waldenhausen lag in der Mitte zwischen Ertinghof und Oberau. Gräfin Euben hatte keine Lust gehabt der Versammlung beizuwohnen und war bei Leonilla geblieben, und mit sehr verschiedenen Gefühlen sahen beide Damen gegen Abend der Rückkehr der übrigen Gesellschaft entgegen. Sie brauchten nicht lange zu

harren. Zwei Stunden früher als man erwartet hatte, rollten die beiden Wagen wieder in den Hof. Als deren Insassen mit einer gewissen Aufregung unter der Veranda erschienen, rief die Gräfin voll Schreck:

„Ist ein Unglück geschehen? . . . aber Ihr seid vollzählig da . . . . Gottlob."

„Haben Sie Fiasco gemacht, Herr Caplan?" fragte Leonilla, ohne sich um Edwin zu kümmern, der blaß und verstört aussah.

Der Caplan lächelte. Alle Uebrigen sprachen durcheinander, sogar Edwin, der beständig wiederholte:

„Es ist himmelschreiend! Er sprach so schön."

Endlich theilte Geldern den Verlauf der Sache mit.

„Da habt Ihr es!" sagte Leonilla triumphirend: „Ihr betragt Euch so, daß Ihr die Polizei zwingt, Euch zu bewachen, Euch zu versprengen! . . . Schickt sich das für anständige Männer!"

„Schickt es sich für Dich, Du Bannerträgerin der Freiheit," sagte Rüdiger scharf, „Polizeimaßregeln gegen friedliche Menschen, welche nur aufmerksam zuhörten, in Schutz zu nehmen!"

„Zweierlei Maß und Gewicht, Frau Baronin, verräth ein gefälschtes Urtheil — genauer gesagt: ein gefälschtes Gewissen," sagte Osorio: „Freimaurer dürfen sprechen wie, wo, was sie wollen und keine Polizei überwacht sie — Secten dürfen ungestört ihre Versammlungen halten — und den Katholiken wird diese Frei-

heit, dieses Recht verkümmert, ja geraubt. Deutschlands ächte, beste, uralte Söhne, sie, die so zu sagen Deutschland gemacht haben, — sie sollen wie Heloten mundtodt, gebeugt, unter dem Polizeistock sein. Und das vertheidigen Sie, gnädige Frau?"

„Es ist himmelschreiend! Er sprach so schön," sagte Edwin dazwischen.

„Für Ausnahmezustände gehören Ausnahmegesetze," behauptete Leonilla.

„Aber diese rufen jene hervor! wir stehen auf dem festen Boden der Verfassung und von dort will man uns verdrängen; deshalb diese Flut von Ausnahmegesetzen," sagte Osorio.

„Ausnahmegesetze gehören zur Regierung durch die Knute, von der wir vorgestern sprachen," sagte Geldern: „Sie werden doch keine Anhängerin derselben sein, Frau Baronin?"

„Unter Umständen — doch!"

„O, Du Liberale vom reinsten Wasser!" rief Rüdiger: „was sind das wohl für Umstände?"

„Nun zum Beispiel, wenn es gilt etwas allgemein Schädliches zu vertilgen."

„Es wäre vortrefflich, wenn man die Engerlinge und die Kieferwanze durch Ausnahmegesetze vertilgen könnte," sagte der Doctor so bedachtsam, daß man nicht wußte, ob er im Ernst oder im Scherz rede.

„Im modernen Staat ist nun einmal der Katho-



licismus eine Anomalie, ein längst überwundener Standpunkt," fuhr sie fort.

„Aber Millionen nehmen ihn ein," entgegnete Osorio.

„Das wird sich am Schlusse des Culturkampfes zeigen," versetzte Leonilla.

„Würde dieser sogenannte Culturkampf mit den Waffen der Cultur von unseren Gegnern geführt," sagte Osorio, „so wäre der Ausgang nicht zweifelhaft, und am Schlusse desselben stände die katholische Kirche in aller Glorie für Millionen von Seelen als „die Stadt auf dem Berge" da; denn sie könnte dann zeigen, daß sie diesen edlen Waffen — gründliche Bildung, Respect vor dem Recht, ernste Sitte, opferwillige Nächstenliebe — gewachsen ist. Aber gegen Ausnahmegesetze oder genauer gesagt, gegen machthaberische Willkühr, kann sie sich nicht vertheidigen und am Schlusse des Kampfes steht sie vielleicht in unserem katholischen Vaterlande so, wie sie in Großbritannien nach Einführung des Test-Eides stand."

„Wie war das?" rief Philiberte.

„Wer den Kopf eines katholischen Priesters oder den Kopf eines Wolfes einlieferte, erhielt von den Behörden eine Belohnung von ein Pfund Sterling."

„Gräßlich!" rief Philiberte.

„Unsinn!" rief Leonilla, „unser Jahrhundert hat Achtung vor dem Menschenleben."

„Dafür legen die zahllosen, wüthenden Kriege

des Jahrhunderts ein Zeugniß ab," sagte Geldern trocken.

„Vom Kriege ist nicht die Rede," versetzte sie, „sondern von der Todesstrafe."

„Bis jetzt hat die Humanität des Jahrhunderts sich nicht bemerklich gemacht, wenn es galt Ausnahmegesetze gegen uns einzuführen," sagte Osorio: „und hat man einmal diesen Weg betreten, so ist nicht abzusehen, wie weit man darin gehen kann."

„Wenn nur die Aufhebung der Versammlung keine unangenehme Folgen für Heinrich hat," sagte Gräfin Euben.

„Für Heinrich gewiß nicht," entgegnete Rüdiger: „aber für Den, dessen Rede die Aufhebung hervorrief. Caplan Osorio kann wohl in's Zuchthaus wandern."

„Es ist himmelschreiend! er sprach so schön," sagte Edwin, als er den Caplan nennen hörte.

„Das fehlte noch!" rief Leonilla entrüstet: „zuerst zieht Ihr den Caplan mit Gewalt herbei in Eurer Versammlung zu reden; — aus übergroßer Güte gibt er Eurem Drängen nach; — und schließlich soll er sich für Euch Alle einsperren lassen! — das wäre denn doch unerhört. Käme es so weit, so müßtet Ihr einen Stellvertreter schaffen, der gegen gute Bezahlung sich etwa einsperren läßt."

„Es wird wohl nicht so weit kommen," meinte Osorio.

Allein er irrte. Es kam so weit. Ein Proceß wurde sogleich eingeleitet und schnell entschieden. Vier Wochen im Zuchthaus: so lautete die Strafe. Osorio war darauf gefaßt. In Oberau war man sehr betrübt — nicht nur über den Ausgang des Processes, sondern auch darüber, daß Alle sagten: wir haben es verschuldet, unseren Bitten hat er nachgegeben. Leonilla war außer sich vor Schmerz und Zorn. Sie hatte sich persönlich und schriftlich überall hingewendet, wo sie glaubte direct oder indirect dahin wirken zu können — anfänglich, daß der Proceß niedergeschlagen werde und später, daß er minder ungünstig ende. Selbstverständlich waren ihre Bemühungen fruchtlos. Man gibt nicht Ausnahmegesetze, damit sie nicht vollzogen werden. Endlich wollte sie die Haft in Geldstrafe verwandelt wissen. Dies lehnte Osorio ab. Er wisse nicht, ob es zulässig sei; wenn es aber auch der Fall wäre, so wolle er nicht der erste Geistliche sein, der mit einer Geldstrafe sich abfinde. Leonilla stellte ihm seine schwache Gesundheit vor, die Möglichkeit im Zuchthaus aus Mangel an frischer Luft und gesunder Nahrung krank zu werden, die Langweile der Haft, die schauderhafte Umgebung, Waldenhausen und Oberau verwaist: es war ganz vergeblich! Osorio blieb dabei, er wolle denselben Weg inne halten, den bis jetzt Erzbischöfe, Bischöfe und hunderte von braven Priestern gegangen wären. Dabei blieb er und wanderte in's Zuchthaus: „Te saxa

loquuntur“ ist die Inschrift des Felsenthores in Salzburg, das der Erzbischof von Schrattenbach sprengen ließ. Andere Dinge, viel größere, viel erhabenere, könnten in unseren Tagen die Steine mancher Zuchthausmauern von den Männern verkünden, welche sie umschlossen haben.

Bevor Osorio fortging hatte er nachstehenden Brief geschrieben:

„Gnädigste Fürstin!

„Es ist immer eine bedenkliche Sache für einen Unberufenen in fremde Familienangelegenheiten, wenn auch nur indirect, sich zu mischen. Ich bitte daher dringend diese Zeilen nicht als Einmischung zu betrachten, sondern nur die Darstellung einer Lage der Dinge, die vielleicht von Interesse für Sie, gnädigste Fürstin, sein könnte. Vielleicht auch nicht. Die Entscheidung steht bei Ihnen.

„Seit einem Jahre lebe ich als Schloßcaplan bei dem Baron von der Walden, Vetter des Grafen Rüdiger von Euben, und die Nähe der Euben'schen Besitzung Oberau hat mich mit der gräflichen Familie in ein Verhältniß gebracht, das ebenso ehrend als tröstlich für mich ist. Seit dem Dezember vorigen Jahres ist Graf Rüdiger in Oberau, und seit dem März dieses Jahres ist er dort der Herr, denn Graf Euben Vater ging in die Ewigkeit und starb als gläubiger katholischer Christ.

„Frau Gräfin Euben hatte mir in mütterlicher Sorge ein Bild vom Seelenzustand des Grafen Rüdiger entworfen, das mich mit tiefem Bedauern erfüllen mußte und hatte hinzu gesetzt, wegen dieses Seelenzustandes habe ein junges, sehr frommes Mädchen die Verbindung mit ihm abgebrochen. Den Namen des jungen Mädchens nannte sie nicht. Sie beklagte diesen Bruch auf's Tiefste, weil sie von der Verbindung den günstigsten Einfluß auf ihren Sohn gehofft hatte. Gleichwohl tadelte sie nicht das junge Mädchen.

„Ich sah mit Spannung der Ankunft des Grafen Rüdiger entgegen und wurde sehr überrascht ihn ganz anders zu finden, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Aber nicht ich allein, sondern Graf Rüdigers Familie war überrascht und hoch erfreut über seine Veränderung in Beziehung zur Kirche. Er hielt sich nicht fern vom Gottesdienst, nicht fern vom Empfang der heiligen Sacramente. Er sprach sich wenig aus! — wie er denn überhaupt ein schweigender Mensch ist; geschah es aber, so war es mit einer so zweifellosen Entschiedenheit, daß Jeder zu der Ueberzeugung kommen mußte, er habe einen schweren Kampf durchgekämpft. In der letzten Zeit näherte er sich mir und wir hatten zuweilen ernste, vertraute Gespräche. So kam es, daß er mir einmal sagte:

„Das junge, liebliche Geschöpf, das mein irdisches Glück zertrümmerte, hat mir dadurch den Weg zum

Himmel eröffnet, denn nachdem der erste rasende Schmerz überstanden war, begann ich nachzudenken, — ohne Vorurtheil, ohne Eingenommenheit für oder gegen — woher sie die Kraft nehmen konnte ein Opfer zu bringen, das ihrem Herzen bitter weh that. Da konnte ich keinen andern Beweggrund finden als nur diesen einen: sie wollte im Glauben Eins sein mit dem Mann, den sie liebte, denn der Glaube war die Richtschnur ihres Lebens für Zeit und Ewigkeit. Und da dachte ich weiter, es müsse doch etwas ganz Himmlisches, ganz Uebernatürliches in einem Glauben sein, vor dessen Einsprechung oder Erleuchtung — wie soll ich's nennen! — das stärkste Gefühl des Menschenherzens zum Schweigen und zur Unterwerfung gebracht werde. Zu dieser Einsicht kommt man nun zwar durch Nachdenken, aber zum Glauben selbst — o, noch lange nicht! wenigstens nicht Derjenige, der durch sündige Leidenschaft dies Kleinod seiner Seele verloren — weggeworfen hat. Ich hielt mich damals in einem Städtchen des Schwarzwaldes auf, das nur von braven Katholiken bewohnt war, welche einfach glaubten, jeder vernünftige Mensch müsse ein guter Sohn der Kirche sein — worin sie im Grunde ganz Recht haben. Ich hielt mich dort auf, weil mir die Gegend ungemein gefiel. Ich ging auch von dort hinüber in die romantischen und wenig gekannten Vogesen, in das alte deutsche Wasgau — ach! was ist jetzt daraus gewor-

den! — und fand da wie dort reiche Ausbeute für mein Skizzenbuch. Die gute Sonnenwirthin, bei der ich wohnte, hielt den stillen traurigen Menschen, der sich um Nichts und um Niemand bekümmerte und nur mit seinem Maler-Apparat ausging, wahrscheinlich für sehr fromm, da man sonst nicht leicht ein solches Leben aushält. Als ich eines Abends heimkehrte stand sie in der Hausthüre und sagte unter strömenden Thränen:

„Ach, lieber Herr, helfen Sie mir beten. Jetzt soll mein Jüngster, der arme Bub' unter die Soldaten. Er ist so rasch und so lang aufgeschossen, und hat nicht die gehörige Kraft in den Gliedern. Aber was kehren sich Die daran! es gibt einen Soldaten mehr — und alles Andere, die Steuern ausgenommen, ist ihnen ganz gleichgiltig."

„Deshalb wird Ihr Gebet ihn auch nicht befreien, liebe Frau Wirthin," sagte ich.

„Ach, lieber Herr, das weiß ich!" entgegnete sie. „Aber der arme Bub' ist ganz außer sich vor Betrübniß. Er weiß, daß wir ihn hier nicht entbehren können, denn Knechte sind jetzt, wo Alles was nicht blind und lahm ist, in die Casernen muß, so rar wie Gold — und Blinde und Lahme können wir nicht brauchen. Mein Aeltester und ich, wir können aber nicht ohne Hilfe der Gasthaus- und der Feldwirthschaft vorstehen. Wir sind voll Sorgen, bester Herr, und die kann uns

doch unser Herrgott abnehmen, wenn wir ihn sehr darum bitten . . . . und wenn er will."

„Ich bin ein schlechter Beter, liebe Frau Wirthin," gab ich ihr zur Antwort. Denn geradezu mochte ich ihr nicht die volle Wahrheit sagen.

„So sprechen die frommen Leute immer," versetzte sie beharrlich: „aber ein Vaterunserchen werden Sie mir nicht abschlagen."

„Sie wurde abgerufen und ich blieb ihr die Antwort schuldig. Mir fehlte der Muth sowohl Ja zu sagen, als Nein. Es ist schauerlich, daß es mit dem Menschen dahin kommen kann! — Indessen muß ich doch sagen, daß mein Inneres mehr für Ja stimmte, als für Nein: Ich fühlte mich nur so gewiß genirt, verlegen wie Jemand, der nicht recht weiß was er thun soll und wie es aufgenommen wird. Ich betete aber nicht an diesem Abend; auch nicht am nächsten Morgen. Als ich ausging trat die Wirthin unter die Küchenthüre und sagte halblaut:

„Vergessen Sie nicht das Vaterunserchen, lieber Herr."

„Schweigend nickte ich ihr zu. Das konnte eben so gut für einen Gruß gelten, als für ein Ja. Ich ging an der Pfarrkirche vorüber. Es wurde die heilige Messe gelesen. Ich hörte das Glöckchen der Wandlung; allein ich trat nicht ein. Mir war, als müßten alle Leute mir ansehen, daß ich ein verlorener Sohn und

noch nicht wieder zu Gnaden angenommen sei; — denn als ein verlorener Sohn oder als ein Vertriebener aus dem Paradiese, habe ich mich in den traurigen Tagen des Unglaubens immer gefühlt. Als ich nach einigen Stunden heimkehrte und wieder an der Pfarrkirche vorüber ging, stand die Thüre weit geöffnet und die sinkende Sonne des Spätsommers warf ihre glührothen Stralen in die Kirche und bewirkte dort, ich weiß nicht was für einen Lichteffect, der mir auffiel. Ich blieb stehen und trat dann, um ihn genauer zu beobachten in die Kirche. Als ich drinnen war und außer mir keine Seele, dachte ich dies zu benutzen und mein Vaterunser für die Sonnenwirthin zu beten. Ich schlich ganz leise wie ein Eindringling an der Wand hin, und in möglichst weiter Entfernung vom Hochaltar und vom Sanctissimum kniete ich hinter einem Pfeiler nieder, legte das Gesicht in beide Hände und begann dies wunderbare Gebet mit seinen ganz himmlischen, ganz übernatürlichen Bitten. Dein Name werde geheiliget — Dein Reich komme zu uns — Dein Reich des Friedens, in unsern Unfrieden, des Lichtes, in unsere Finsterniß, der Wahrheit, in unsere Lügen, der Kraft, in unsere Hinfälligkeit; Dein Reich des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe komme in unser tiefes Elend; Dein Reich der Gnade und des Heils komme in unsere jammervolle Verworfenheit. So betete ich, so ungefähr flutete es durch meine Seele, denn in

solchen Augenblicken weiß man nicht was man betet, wie man betet, ja, ob man betet. Genug, in dieser Stunde that das Reich der Gnade sich wieder vor mir auf, in aller Stille, ohne äußern Anlaß, ohne menschliches Zuthun. Ich betete — und war gerettet.

„Für ein Vaterunser das Himmelreich! — welch ein Tausch!" sagte ich erschüttert und dachte an jene Stimme, die einst den Ananias zu Paulus schickte, indem sie sprach: Siehe, er betet.

„Ich stand von meinen Knieen auf als gläubiger Christ — fuhr Graf Rüdiger fort, und als meine gute Sonnenwirthin mich später fragte, ob ich an das Vaterunser gedacht hätte, konnte ich mit gutem Gewissen Ja sagen. Keine wunderbare Erscheinung, kein gewaltig wirkendes Wort, kein Blitzstral hoher Erleuchtung bewirkte in mir das Geheimniß des Glaubens, welches der menschliche Geist nicht ergründen, nicht erfassen kann, und gleichsam aus dem Schlamm einer Sündflut stieg das verlorene Paradies der Offenbarung wieder vor meinem Geist auf, und dennoch — werden Sie es glauben? — dennoch zögerte ich durch den Empfang der Sacramente mich mit Gott zu versöhnen. Es ist ein furchtbares Räthsel in der Brust des Menschen. Er sieht deutlich den Weg zum Himmel, er verlangt nach dem Himmel, er sehnt sich nach dem Himmel — und ein Etwas in ihm will und wählt die Hölle. Es stieg mir der Gedanke auf, der Glaube

an die Offenbarung und folglich an das Erlösungswerk genüge, um als guter Katholik zu leben und zu sterben und gewisse Handlungen, welche die Kirche begehe, könnten mir nicht zur Seligkeit verhelfen. Mit diesem Gedanken schleppte ich mich noch lange herum. Ich verließ mein kleines Patmos und ging, um einige architektonische Studien zu machen, in's Rheinland, wo ich von Freiburg bis Xanten alle Schöpfungen der Baukunst kennen lernte, welche ein so großartiges Zeugniß für die hohe Cultur einer Zeit ablegen, die finster genannt wird von solchen Leuten, welche in der Umnebelung durch ihre Vorurtheile kein anderes Licht gewahr werden, als das Oellämpchen in ihrem Gehirn. So ein Dom von Freiburg in seiner Vollendung, wie eine versteinerte Riesenblume aus der Erde gewachsen — oder wie ein Himmelskörper, der seinen Weg verloren hat, auf die Erde herabgesunken — welche geistige und materielle Kräfte setzt er voraus, setzte er in Bewegung — ganz abgesehen von dem Genie das ihn plante. Diesen Genius der finsteren Zeiten ahmen wir nach so gut wir können. Ihre Schöpfungen aber sind Originale. Ich vertiefte mich mit dem lebhaftesten Interesse und dem höchsten Genuß in diese Kunst — die heilige Architektur. Ich will sie nicht die erhabenste aller Künste nennen — diesen Rang kann ihr vielleicht die Musik streitig machen; — aber die wunderbarste ist sie ohne Frage, denn sie bezwingt und

durchgeistet den rohen, plumpen, kalten Stein so, daß er ein Hymnus von Gott wird. Sie meinen vielleicht, gnädige Fürstin, dieser Excurs gehöre gar nicht hieher; jetzt kommt der Nachsatz. Ich bekenne, fuhr Graf Rüdiger fort, daß die Studien mich ganz einnahmen, und daß ich mit meiner Bekehrung zum Glauben auf halbem Wege stehen blieb. Ja, es war mir sogar recht lieb, ganz von diesen Gedanken in Anspruch genommen und von den religiösen entfernt zu werden. Ich glaubte und das genügte mir.

„Vom Niederrhein kehrte ich zurück nach Mainz, um dort das Innere einer der schönsten Hallenkirchen, die ich je gesehen, zu zeichnen. Ich zeigte sie Ihnen schon. Es ist die St. Stephanskirche, auswendig ein plumper Steinblock, inwendig ein Edelstein. Ich ging auch wieder in den Dom, dessen Kreuzgang bereits in meiner Mappe war. Im nördlichen Kreuzarm befindet sich ein Noth-Gottes-Bild von Stein, mit der ganzen Naivetät der früheren Jahrhunderte in Hautrelief gemeißelt, daneben, über einem Altar, in verschiedenen Abtheilungen und ebenfalls in Stein, Bilder aus der Passionsgeschichte. Das betrachtete ich mir Alles genau und allerhand Gedanken gingen mir dabei durch den Sinn. Der Opfertod war der Schluß des Erlösungswerkes — das heilige Blut des Erlösers war der Preis, der für uns die Vergebung der Sünden erkaufte. Aber war es genug das zu glauben? mußte man sich nicht

dies Blut zu eigen machen? Gehe ich mit Staub bedeckt neben einem Flusse her, so werde ich nicht dadurch erfrischt, daß ich denke, Wasser reinigt von Staub, sondern dadurch, daß ich mich in die Fluten werfe; nicht dadurch erquickt, daß ich denke, Wasser löscht den Durst; sondern ich muß mich bücken, muß schöpfen und trinken. Und ich sollte mich begnügen am Strom der Gnaden hin und her zu gehen und zu denken: da sind sie! . . . . aber nicht das Bad der Reinigung nehmen? . . . . aber nicht den Trunk der Erfrischung thun? . . . . In Gedanken besäße ich die Wahrheit . . . . und sie käme nicht meiner Seele zu gut! . . . . das wäre ja so als besäße ich sie nicht, denn für meine Seele hat der Erlöser den Kaufpreis gezahlt! . . . . —

„Ich saß dem Altar gegenüber. Ich stand auf, ganz bewegt, ganz erregt, wie Jemand, der nicht weiß wohin er seinen Schritt wenden soll — und trat etwas näher zum Altar. Da gewahrte ich plötzlich an der Seitenwand unmittelbar neben dem Altar in den Winkel hineingedrängt, ein schönes großes Crucifix mit der Unterschrift: Rette deine Seele. Ich starrte sie an. Wie Flammen brannte sie mir in die Augen und in das Herz, so intensiv, als wollten sie den Schlammboden dieses Herzens austrocknen, ausbrennen, um ihn zu verwandeln in urbares Land, das fähig ist göttlichen Samen aufzunehmen. Indem höre ich Schritte. Ein Priester kommt aus der Sacristei und setzt sich einige

Schritte von mir in den Beichtstuhl, den ich jetzt erst bemerkte, so wie die Leute die daneben knieten. Rasch entschlossen kniete ich mich zu ihnen — und Gottes Gnade rettete meine Seele. Es war ein Samstag im Advent. Tages darauf empfing ich die heilige Communion; — mit welchen Gefühlen dies Alles — dafür gibt es keine Worte. Am Abend bekam ich einen Brief aus Oberau, der mich heim berief.

„Meine große Bagage, meine Mappen mit meinen Sommerarbeiten, hatte ich bei der Sonnenwirthin gelassen: ich holte sie jetzt. Die brave Frau kam mir in Thränen entgegen und sagte mir, vor drei Wochen sei ihr Benedict an einer Lungenlähmung sanft und selig verschieden. Ich wollte ihn und sie bedauern. Allein sie schüttelte sanft den Kopf und sagte:

„Nein, nein, lieber Herr! er ist gut aufgehoben, mein armer Benedict! in der Ewigkeit hat er es besser, als er es je in der Zeitlichkeit — selbst wenn es ihm gut gegangen wäre — hätte haben können. Und nun gar in der Caserne! Leiblich wäre er dort zu Grunde gegangen — das ist gewiß! . . . . und vielleicht auch die Seele, obschon er immer fromm und brav war, mein armer Benedict! ich danke Ihnen vielmal, lieber Herr, daß Sie damals für ihn gebetet haben. Er wird es Ihnen vergelten, wenn er zur Anschauung Gottes gelangt.“

„Während sie so sprach und mir seine Krankheits-



geschichte erzählte, rollte ihr Thräne über Thräne aus den Augen, und nicht viel fehlte, so hätte auch ich geweint aus Dankbarkeit, weil dies Vaterunser für Benedict mich wieder beten lehrte.

„So, gnädigste Fürstin, erzählte Graf Rüdiger mir ganz einfach die Geschichte seiner Bekehrung, und ich betete still die göttliche Gnade an, die Zeit und Stunde weiß, und Wege und Umwege nimmt, um Seelen zu gewinnen. Plötzlich stand Graf Rüdiger auf, ging zur verschlossenen Thüre seines Ateliers, öffnete sie mit dem Schlüssel, den er immer bei sich trägt und winkte mir ihm zu folgen. Ich trat ein. Er zeigte schweigend auf einen großen Carton, der die halbe Wand einnahm und setzte sich ihm gegenüber. Ich that dasselbe und betrachtete aufmerksam die Composition: Ein Osterbild. Im Hintergrund die Felsengrotte, in welcher das heilige Grab sich befindet, offen; man schaut hinein. Vorn rechts die Gruppe von drei heiligen Frauen, staunend, bewundernd, hocherfreut, fromme edle Gestalten. Links, auf dem weggewälzten Steine sitzend, der Engel der Auferstehung, eine Gestalt von idealer Anmuth in Ausdruck, Haltung und Geberde, den Blick und die Hand zum Himmel erhoben, dahin deutend, wo ganz oben am Carton mit großen Buchstaben das Wort „Surrexit" geschrieben steht. Die Composition ist so einfach und großartig, daß sie Ihr Künstlerauge erfreuen würde, gnädigste Fürstin, und so gläubig ge-

halten — Ihren christlichen Sinn. Die größte Freude hätte aber, wenn ich nicht irre, Ihr Mutterherz; denn der Engel der Auferstehung, der das „Surrexit“ spricht, gnädige Fürstin, ist Ihre Tochter.

„Als ich sie erkannte rief ich vor Ueberraschung ganz laut und in Gewohnheit des früheren Namens:

„Adriane Sisania!“

„Nicht wahr, sie ist's?“ sagte Graf Rüdiger erfreut; und dann setzte er traurig und wie für sich seufzend hinzu:

„O, daß sie es wäre!“

„Ich schaute ihn befremdet an und fragte:

„Gibt es noch eine andere Adriane?“

„Leider ja! .... Adriane de Alcamo,“ versetzte er.

„Aber das ist ja dieselbe Person!“ sagte ich höchst verwundert: „ich rief nur in der Ueberraschung denjenigen Namen, der mir am geläufigsten war.“

„Er legte die Hand auf meinen Arm und sagte, ohne mich anzublicken:

„Adriane Sisania war meine Braut. Adriane de Alcamo nahm ihr Wort zurück.“

„Sie also war es!“ rief ich.

„Kennen Sie die Sachlage?“

„Ihre Frau Mutter hat sie mir mitgetheilt ohne den Namen zu nennen. Jetzt, da ich ihn weiß, spreche ich die Ueberzeugung aus, daß Adriane de Alcamo überglücklich sein wird zu erfahren, welche Frucht der Gnade

aus dem Opfer hervorgegangen ist, das ihr feuriges junges Herz etwas zu rasch, zu sehr unter dem Eindruck einer ersten Aufwallung des Schmerzes, gebracht hat."

„Das wird sie nicht erfahren!" gab Graf Rüdiger zur Antwort: „wäre sie noch das arme unbeachtete Mädchen von ehedem — ja! dann! — aber jetzt? . . . . so reich, so umworben, in so hervorragender Stellung, jetzt soll ich vor sie hintreten und sprechen: ich melde mich Dir wieder, denn ich habe indirect durch Dich den Glauben wieder gefunden und ich hoffe, Du belohnst mich dafür mit Deiner Hand — — nein, hochwürdiger Herr! ich verzichte auf ein Glück, das ich durch eine so niedrige Gesinnung erkaufen müßte."

„Bester Herr Graf," entgegnete ich gelassen, „man kann, wie Sie wissen, aus einem Froschkopf die Carricatur eines Apollokopfes machen und eine ähnliche moralische Carricatur haben Sie von sich selbst gemacht. Ich habe nur ganz oberflächlich Adriane de Alcamo gekannt; aber nie werde ich glauben, daß sie den Schritt, der Ihnen verächtlich erscheint, in gleicher Weise beurtheilen würde. Vielmehr glaube ich, daß der Schmerz um Ihre Seele, Herr Graf, den Schmerz um die Trennung von Ihnen überwiegt."

„Es wäre ihr ähnlich!" erwiederte er und sein Auge leuchtete auf: „Doch wozu das? sie war so jung, fast noch Kind, sie kann mich vergessen haben, sie kann vermält sein . . . . in einem Jahr gehen große Veränderungen vor."

„Das Alles kann geschehen sein; gleichwohl bleibe ich dabei, daß Ihre Bekehrung zum Glauben ihr eine hohe Freude bereiten würde."

„Sie wird diese Freude in der Ewigkeit haben," erwiederte er mit Entschiedenheit; und damit war unser Gespräch zu Ende und wurde nicht wieder aufgenommen. Doch schloß sich Graf Rüdiger seitdem noch mehr an mich an.

„Vielleicht hätte ich mir nie erlaubt Ihnen, gnädigste Fürstin, diese Mittheilungen zu machen. Es treten aber in unserer verwirrten, ordnungslosen Zeit Wechselfälle so unerwarteter und sonderbarer Art in das Leben der Menschen ein; — und ein solcher, der freilich nur unbedeutend ist und nur meine unbedeutende Person berührt — hat mich aufmerksam gemacht, daß die geringste Veranlassung, ja, ein einziges Wort, zuweilen ernste, schwere Folgen haben können — und deshalb glaube ich diese einfache, wahrhaftige Mittheilung machen zu müssen, die in dem Wort „Surrexit" gipfelt. Ein schöneres Credo ist wohl nie gemalt worden. Und ich setze hinzu: was der Pinsel malte, dem entspricht das Leben. Alle Menschen von großem Talent haben eine große Neigung es auszuüben — selbstverständlich! das Talent ist eine ungewöhnliche Gabe und eine solche soll möglichst Vielen, in möglichst weiten Kreisen zu gut kommen. Deshalb wohnt dem Talent diese expansive Kraft inne. Graf Rüdiger hatte bisher für nichts



Interesse, als für seine Kunst. Jetzt aber widmet er sich den Geschäften die ihm obliegen mit einem Ernst und einer Beharrlichkeit, als ob sie ihm höchst sympathisch wären, und als ob weder Cartons noch Skizzen in seinem Atelier auf Ausführung harrten. Der gute selige Graf, sein Vater, würde ihn nicht mehr Träumer und Phantast nennen. Er hat Klarheit und Kraft gewonnen.

„Unter welchen Umständen und in welcher Stimmung diese Zeilen Sie finden werden, gnädigste Fürstin, ist für mich ganz unberechenbar. Ich hege aber die feste Zuversicht, daß sie Ihnen eine erfreuliche, eine trostvolle Botschaft bringen.

„Indem ich bitte den Ausdruck meiner tiefsten Ehrfurcht genehmigen zu wollen, verharre ich der gnädigsten Fürstin gehorsamer Diener in Christo

Stefan Osorio."

Der Brief ging nach Palermo ab.

Drittes Kapitel.

Nur ein Jahr war Osorio Schloßcaplan zu Waldenhausen gewesen und nur auf vier Wochen wurde er in's Zuchthaus gesperrt; aber an dem Morgen da er fortgeführt wurde, war eine so große Wehklage im Schloß, in der Umgegend und in Oberau, als ob Jeder den besten Freund und für immer verlieren solle. Es kamen Leute stundenweit herbei, um ihn noch einmal zu sehen, um sich und ihre Familien, um Kranke, um Sterbende seinem Gebet zu empfehlen. Frauen weinten und rangen die Hände. Kinder, welche diese allgemeine Betrübniß sahen, begannen zu schreien. Er wiederholte freundlich und ruhig auf alle diese Klagen:

„Ich komme ja wieder . . . in vier Wochen bin ich wieder hier — wenn es der Wille Gottes ist."

So fuhr er dahin. Er mußte durch Oberau. Da standen die Leute am Wege um ihn zu sehen. Einige riefen ihm Segenswünsche zu. Andere baten um seinen Segen. Ueberall brach die ehrfurchtsvolle Liebe hervor, die einem guten Seelenhirten immer zu Theil wird

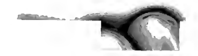
von Jenen, welche fühlen daß die Seele der Pflege bedarf und daß nur der gute Priester sie spenden kann.

Im Schloß zu Oberau und zu Waldenhausen war man tief betrübt. Edwin, der den ganzen Vorgang nicht klar faßte, schüttelte bedenklich den Kopf und sagte fort und fort:

„Keine Messe in der Capelle! . . . unerträglich! . . . ich will meine Messe haben.“

Leonilla sagte nichts. Als Osorio fort fuhr, stand sie im offenen Fenster ihres Schlafzimmers — denn es war früh am Morgen — winkte ihm den Abschiedsgruß zu und schaute dem Wagen durch die lange Lindenallee nach. Als er dann auf der großen Landstraße eine Biegung machte und ihren Augen entschwand, trat sie vom Fenster zurück, sank in einen Sessel und flüsterte halblaut: Wenn dies ein Abschied für immer wäre! . . . wenn er nicht wiederkäme . . . wenn die enge Haft, die schlechte Luft, die schlechte Kost ihn um's Leben brächten . . . wenn er dahin ginge in's Nichts jenseits des Grabes . . . — Das Blut erstarrte ihr in den Adern, ihre Hände wurden eiskalt und schwer und sie schloß die Augen. — —

„Mindestens einmal in jeder Woche müssen Sie Caplan Osorio besuchen,“ sagte Leonilla zu Doctor Melz. „Ich thäte es weit lieber selbst; ich würde mich aber im Zuchthaus vor Zorn nicht zu benehmen wissen. Sie bringen das besser zu Stande, Doctor.“



„Und dann gibt er Ihnen ohne Zweifel bessere Auskunft über sein Befinden als mir."

Der Doctor war sehr zufrieden mit dieser Anordnung, die ihn zwei Tage wöchentlich von der Sclaverei des Dominospiels erlöste; — minder zufrieden als Edwin erklärte, auch er wolle seinen guten Schloßcaplan besuchen.

„Das ist ganz in der Ordnung, Edwin," sagte Leonilla, '„ich thäte es ja mit Freuden — wenn ich's aushalten könnte ihn zwischen Verbrechern eingesperrt zu sehen."

„Könnte ich nur begreifen," sagte Philiberte zu ihrer Mutter, „weshalb Leonilla sich so ungeheuer über die Haft des Caplans grämt. Wir vermissen ihn sehr, das versteht sich! das liegt in seinem Verhältniß zu einem Jeden von uns. Wir sind empört über die Verfolgung der Priester, die jetzt auch ihn getroffen hat. Allein Leonilla findet dies Verfahren gegen katholische Geistliche höchst zweckmäßig, um deren blinden Fanatismus zu strafen — und da sie beständig bei dem Caplan auf diesen Fanatismus stößt, müßte sie sich freuen, daß er im Zuchthaus seine verdiente Strafe bekommt. Statt dessen ist sie in stiller Verzweiflung."

„Seine Gesundheit hat sich in Waldenhausen auffallend gebessert," sagte Geldern: „die Baronin hat ihn nach Waldenhausen versetzt. Sie betrachtet seine Herstellung als ihr Werk und ihn selbst quasi als ihr



Eigenthum — wie das nun einmal in ihrer Herrscher-natur liegt" . . . —

„Sagen Sie doch genauer: in ihrer egoistischen Natur!" fiel Gräfin Euben ein.

„Genug," fuhr Geldern fort, „sie will nicht ihr Werk zerstört sehen und nicht ihres Eigenthums beraubt sein."

„Aber Geldern, was fällt Ihnen ein!" rief Philiberte, „Sie reden von Caplan Osorio, als sei er für Leonilla kein Mensch, sondern ein Ding, eine Sache, ich weiß nicht was!"

„Und ist dem nicht so?" sagte Rüdiger. „Wer, wie Leonilla, im Menschen nicht das Geschöpf Gottes mit einer übernatürlichen und ewigen Bestimmung sieht, sondern nur das ephemere Naturproduct, das einige Jahre existirt, um dann auf immer zu verschwinden, sich in Moder aufzulösen, in Gas zu verflüchtigen, für den kann der Mensch nichts anderes sein, als eine Sache. Die Würde des Menschen, die Freiheit des Menschen, die Bildung des Menschen und ähnliche Worte die man oft hört, haben nur dann einen Sinn, wenn man sie auf den Menschen anwendet, den Gott geschaffen hat . . . und zwar geschaffen für ein ewiges Leben. Nur dieser Gedanke zügelt die Herrschergelüste der Selbstsucht, die sich in jeder Brust regen und die ein Jeder gar gern über seine Nebenmenschen üben möchte. Leonilla hat diesen Zügel nicht."



„Mir ist schon der Gedanke aufgestiegen," sagte Geldern, „Caplan Osorio sei von der göttlichen Barmherzigkeit in den Weg der Baronin gestellt worden, um ihr Wegweiser zum Glauben zu sein. Aber ein Jahr ist verflossen und ich bemerke keine Veränderung an dem Engel Lucifer in Menschengestalt."

„Sie wird jedoch immer trauriger; das ist ganz gewiß," sagte Philiberte.

„Sehr natürlich!" versetzte Rüdiger: „die Jahre rollen dahin. Das Ungenügen eines Lebens, das nicht vom göttlichen Glauben gestützt, nicht von himmlischen Hoffnungen überwölbt, nicht von heiliger Liebe durchleuchtet wird, tritt immer greller hervor. Da kann man traurig werden bis zur Verzweiflung."

„Vielleicht muß sie so weit kommen," äußerte Gräfin Euben, „um dann, gleichsam in Todesgefahr an ihre Rettung zu denken."

„Ja," sagte Philiberte, „aber warum grämt sie sich dermaßen um Caplan Osorio, daß sie darüber in Verzweiflung verfällt: das ist's was ich wissen möchte."

„Und was nur sie selbst Dir offenbaren kann," setzte Rüdiger hinzu: „ja es ist die Frage, ob sie es könnte."

„Meinst Du das?" rief Philiberte und sah ihren Bruder fragend an.

„Ich meine, daß es nicht immer leicht ist sich selbst klar zu sein über Gefühle — weiter nichts!" entgegnete er lächelnd.

Diese Bemerkung war sehr treffend in Beziehung auf Philiberte. Ihre Liebe für Theoderich war so lebhaft erwacht, daß sie gar nicht begriff, wie jemals ein anderer Gegenstand ihr Herz hatte einnehmen können, als er. So schwach, so wandelbar, so abhängig von der Phantasie und von Eindrücken des Augenblicks ist das arme Herz, wenn es nicht von Anfang an in strenge Zucht genommen wird. Aber was half das! welchen Einfluß hatte das auf ihre Ehe ... auf Theoderich! war der Bruch zwischen ihnen unheilbar? wie jammervoll diese Vorstellung! war er zu heilen? o, welches Glück! ... aber wie ... auf welche Weise ... wer sollte den ersten Schritt thun ... wer die Hand zur Versöhnung bieten. Hätte sie nur den leisesten Anhaltpunkt für Theoderichs Gesinnung gehabt, sie würde ihn mit Freuden auf den Knieen um Vergebung gebeten haben, um nur wieder in das richtige und feste Geleise der Ehe zu kommen und ihre gegenwärtige schiefe Stellung und drückende Lage zu verlassen. War aber Theoderich überhaupt nicht zur Versöhnung geneigt — was dann? ... Sie erstarrte bei dieser Vorstellung. Osorio hatte ihr immer Muth und Hoffnung zugesprochen und sie zum demüthigen, vertrauensvollen Gebet ermahnt. Er fehlte ihr außerordenllich. Nur mit ihm konnte sie ganz offen von ihren Schwierigkeiten reden, denn ihre Mutter schwebte in derselben Ungewißheit und Besorgniß und hatte



ohnehin nicht die Ruhe, die beruhigend auf Andere wirkt. Und mit ihrem Bruder hatte sie nie diesen Punkt berührt. Er kannte nur durch seine Eltern das Zerwürfniß Theoderichs und seiner Schwester. Sein Vater hatte ihn mehrmals dringend gebeten, Alles aufzubieten, um eine Versöhnung herbeizuführen, und Niemand war bereitwilliger, als eben Rüdiger. Blieb aber Theoderich verschollen oder wenigstens in seiner unnahbaren Stellung, so fehlte die Brücke um zu ihm zu gelangen.

Daß Philiberte Osorio vermißte, war begreiflich. Auch Gräfin Euben mit ihren tausend Aengstlichkeiten um Alles und um Nichts seufzte nach ihm. Rüdiger vermißte ihn, denn Osorio that seiner Seele wohl. Geldern vermißte ihn, denn Osorio's Umgang war ihm angenehm. Ertingen, der unschuldige Anstifter dieser ganzen Katastrophe, Ertingen jammerte nach ihm, wenn er in Oberau war.

„Wären nur erst diese schrecklichen vier Wochen abgelaufen und Caplan Osorio so frisch und gesund wieder hier!" sagte er. „Mir liegt die ganze Geschichte schwer wie eine Sünde auf dem Herzen. Lydia findet das freilich sehr übertrieben und meint, was hundert Geistliche ausgehalten hätten, würde auch er aushalten können; aber es ist nun einmal so: ich mache mir Vorwürfe. In Waldenhausen wage ich schon gar nicht mich sehen zu lassen, denn Leonilla schaut mich an mit Blicken . . . ich sage Euch mit Blicken" . . . — —

„Nun ja, Heinrich! mit Blicken sieht man einander an!" rief Philiberte lachend.

„Aber mit Blicken wie eine junge Tigerin!" rief Ertingen: „sie kratzt mir die Augen aus, wenn Osorio in der Haft oder in Folge derselben stirbt."

„Gott behüte ihn!" rief die Gräfin, „dieser Gedanke ist mir noch gar nicht gekommen."

„Du hast ihm doch auch zugeredet, Mama, den unseligen Speech zu halten. O Gott, das Reden! was bringt es für Unheil über die Menschheit, sogar dann, wenn man Aufklärung bezweckt," erwiederte Ertingen.

Plötzlich verstummte er, sah nach dem Fenster und sagte dann voll Schreck:

„Ein Wagen aus Waldenhausen . . . Leonilla kommt! . . . ich verschwinde."

„Du bleibst!" sagte Philiberte und hielt seinen Arm mit beiden Händen fest: „Du bleibst hier, Heinrich, und gewöhnst Dich daran, daß man Dich mit Blicken anschaut."

Leonilla trat mit Edwin und dem Doctor ein und sagte nach der ersten Begrüßung:

„Doctor Melz bringt Nachricht von Osorio."

„Also lebt er noch!" rief der ehrliche Ertingen höchst vergnügt.

Leonilla warf ihm zu Philibertens größter Belustigung einen Blick zu, der allerdings das Gegentheil von liebevoll war — und der Doctor erwiederte:

„Gewiß, er lebt! ja er befindet sich sogar ganz wohl, trotz der elenden Sträflingsexistenz, die er als Insasse des Zuchthauses führen muß. Die gröbste Kost, das dürftigste Lager, das geringste Maß von frischer Luft und Bewegung, die langweiligste, maschinenhafte Beschäftigung während langer, langer Stunden: das ist sein Antheil und der seiner Leidensgenossen."

„Kann er wenigstens die Messe lesen?" fragte die Gräfin.

„Nein! der Sträfling hat zu arbeiten von früh bis spät."

„Aber was kann er arbeiten?"

„Er klebt von blauem Papier Düten zusammen, wie die Spezereihändler sie nöthig haben — und Sonntags darf er der Messe beiwohnen."

„Und das Alles erträgt er?"

„Sanft und ernst, genau so, als ob er hier zwischen uns sich befände."

„Es ist zum Weinen!" rief Philiberte.

„Ja wohl, gnädige Gräfin, zum Weinen! das haben auch Andere gefunden, deren Herz nicht eben für zarte Empfindungen offen ist. Am Sonntag haben die Sträflinge dem Gottesdienst beizuwohnen. In der Capelle befinden sich auf der einen Seite die Männer, auf der andern die Frauen — und Alle schauen auf den Altar. Als die acht Priester, die sich zur Zeit im Zuchthaus befinden, zur heiligen Communion gingen, ergriff der

Anblick dermaßen diese Weiber, daß sie in ein lautes Jammergeschrei ausbrachen. Ihr roher aber richtiger Instinkt sagte ihnen, daß das Zuchthaus nicht der Platz für solche Männer sei."

„O, wie sehr werden die Culturmenschen, die dergleichen Strafen anordnen, durch diese armen rohen Weiber beschämt!" sagte Philiberte.

„Da sitzt er nun bereits eine Woche und drei stehen ihm noch bevor!" rief Leonilla: „noch drei Wochen gefangen, bei dieser Hitze, dieser schwülen Luft des August, dieser beklemmenden Enge . . . und das bei einem Brustleiden! Wenn er schwer erkrankt — was wird aus ihm!"

„Dann stirbt er!" ließ sich Edwin plötzlich vernehmen.

„Gott verhüte das eine und das andere," sagte die Gräfin.

Schweigend zuckte Leonilla die Achseln und Rüdiger sagte:

„Ich werde ihn in der nächsten Woche besuchen."

„Und ich in der darauf folgenden," setzte Geldern hinzu.

„In der vierten Woche gehe ich hin!" rief der gute Ertingen ganz vergnügt.

„Ob Ihr Besuch ihn freuen kann, ist doch sehr die Frage," versetzte Leonilla schneidend.

„Ja, es wird ihn freuen! . . . Gehe nur hin, Heinrich!" riefen Rüdiger und Philiberte.

„Wenn er nur nicht stirbt," sagte Edwin so bedenklich, als habe er über diese Möglichkeit ernste Betrachtungen angestellt.

„Das sage auch ich, Edwin," setzte Leonilla hinzu.

„Bis jetzt ist sein Befinden ganz gut," versicherte Doctor Melz.

„Ein großer Trost!" seufzte Ertingen.

„Ein unverdienter," versetzte Leonilla.

„Aber sei doch nicht so grausam für den armen Heinrich," bat Philiberte.

„Empört bin ich, grausam nicht," entgegnete Leonilla: „grausam sind Diejenigen, die wegen ihrer, noch gar nicht durch Erfahrung bestätigten Ansicht über Belehrung großer Volksmassen, Gesundheit und Leben Anderer auf's Spiel setzen."

„Wer konnte das erwarten!" seufzte Ertingen.

„So sprechen immer die Leute, die sich durch Ereignisse überraschen lassen, welche sie voraussehen konnten," erwiederte Leonilla. „Ist die Zeit so schlimm für die Katholiken, wie Ihr behauptet, so hält man sich fein ruhig. Ihr werdet es so weit treiben, daß man Euch den Löwen vorwirft, wie es den ersten Christen geschah . . . und durch ihre Schuld, denn sie wollten Roms Gottheiten nicht anbeten."

„Sie geben den Culturkämpfern ein glänzendes Zeugniß, Frau Baronin," sagte Geldern verbindlich: „in unserm Munde wäre es verdächtig, weil wir Gegner

dieser Kämpfer sind. Sie aber sind deren Bundesgenossin und geben doch zu, daß sie große Aehnlichkeit mit blutberauschten Tyrannen der Heidenwelt haben."

„Ich wollte hauptsächlich den Starrsinn Ihrer Partei bezeichnen," entgegnete Leonilla.

„Er würde uns also nach Deiner Meinung zum Starrsinn der Märtyrer führen," sagte Rüdiger, „und so gibst Du auch uns ein unverdächtiges Zeugniß."

„Das ist leeres Gerede!" fiel sie ungeduldig ein: „Ihr seid Rebellen gegen den Staat, denn Ihr tastet seine Rechte an und das kann er nicht dulden."

„So ist es nicht, Leonilla! wir sind friedliche Staatsbürger, zahlen unsere enormen Steuern, thun unsere unerträgliche Soldatendienstzeit. Aber wir sprechen ihm ganz entschieden die Omnipotenz ab und wir verlangen, daß er unser Recht als Staatsbürger respectiren und weder unsere Kirche noch unsere Gewissen antaste. Nicht durch Rebellion wehren wir uns gegen Vergewaltigung, sondern dadurch, daß wir, wo die Veranlassung sich bietet, Worte der Wahrheit reden. Die will man nicht hören, und deshalb wanderte Osorio, wie so viele Andere, in's Zuchthaus."

„Und das Zuchthaus, Frau Baronin," setzte Geldern hinzu, „ist eine Erfindung der Culturisten; — das muß man ihnen lassen. Ehrenmänner, Priester und Laien, mit Sträflingen zusammen zu sperren, die gestohlen und gemordet haben, ist eine culturkämpferische

Idee. Vielleicht rührt sie daher, daß wir weder ein Sibirien noch ein Cayenne haben."

„Es hat zu allen Zeiten Kämpfe unter den Menschen gegeben," erwiederte Leonilla, „und nicht eher werden sie aufhören, als bis die Menschen erkennen, daß in diesem elenden Leben die Siege nicht des Kampfes werth sind."

„Es gibt Siege, die des Kampfes werth sind," sagte Rüdiger, „doch nicht hienieden wird der Siegespreis ausgetheilt."

„Du weißt, wie ich über diesen Punkt denke," versetzte sie kalt.

„Sie können nicht die Menschheit in einen solchen Zustand von Apathie versenken, Frau Baronin," sagte Geldern, „daß ihr die Frage über Mein und Dein gleichgiltig würde; sie wird immer lebhaft Partei nehmen, für und wider, aber gleichgiltig bleibt Niemand dabei. An diese Frage schließt sich ganz eng diejenige über Recht und Unrecht an, und an diese wiederum die großen religiösen Fragen. Entnervte Greise, oder greisenhaft abgestorbene Menschen mögen einem solchen brutalen Stumpfsinn verfallen; doch der strebenden, hoffenden, thatenfrohen rüstigen Jugend bringen Sie das nicht bei. Wenn weiter nichts, so wäre doch immer der Instinkt des Menschen da, der ihn treibt um sich zu schauen, zu fragen, zu hören, zu denken, zu vergleichen" . . . —

„Und hat man das Alles gethan, so kommt man zu meinem Resultat,“ fiel Leonilla ein.

„Nein! dahin kommt man, wenn man noch lange nicht Alles gethan hat, Leonilla!“ rief Philiberte.

„O, Du zwanzigjährige Weltweise,“ erwiederte Leonilla mitleidig: „in zehn Jahren wirst Du ganz anders reden. Das Leben ist ein ungeheueres Phantasma, denn es geht vorüber — und das Vergängliche ist keiner Frage und keines Kampfes werth.“

„Dann begreife ich nur nicht, beste Leonilla,“ sagte Gräfin Euben mit einiger Ungeduld, „daß es Dir nicht vollkommen einerlei ist, ob Caplan Osorio im Zuchthaus oder in Waldenhausen sich befindet, denn sein Leben ist genau so vergänglich, wie das von allen anderen Sterblichen.“

„Du hast ganz Recht, liebe Tante, es ist eine Anomalie,“ erwiederte sie kühl: „ich sehe freilich an Gelderns spitzigem Lächeln, daß er denkt, ich brauche dieses Wort, um damit meine falsche Theorie zuzudecken. Gleichwohl finde ich kein anderes als Anomalie, ein Etwas, das im Widerstreit mit meiner Gesinnung ist, nicht zu ihr paßt noch gehört.“

„Es wird ihn recht freuen, daß Sie diese Ausnahme für ihn machen,“ sagte Ertingen ungeschickt wie immer in seinem Bemühen ihr etwas Angenehmes zu sagen.

„O nein, guter Ertingen, das freut ihn nicht im mindesten,“ antwortete sie trocken: „er ist ja glücklicherweise kein gewöhnlicher Mann.“



Verblüfft schwieg der arme Ertingen.

Als Leonilla fort war, sagte Geldern:

„Was ist sie doch für ein schönes, hochmüthiges, unglückliches Geschöpf — unsere liebe Baronin!"

„Hochmüthig! . . . ja! das ist sie!" sagte Ertingen mit Ueberzeugung.

„Und schön ist sie auch! nicht wahr? . . . Sag' es nur gerade heraus, Heinrich, Lydia hört es ja nicht!" rief Philiberte scherzend.

„Unglücklich ist sie — das ist gewiß!" sagte Rüdiger.

Wie ein ruheloser Geist brachte Leonilla ihre Tage hin. Sie mochte keine Gesellschaft haben. Gräfin Hedwig wäre sehr gern auf einige Zeit nach Waldenhausen gekommen. Sie schrieb an Leonilla:

„Ich bedarf Erholung; aber nicht ein tumultuarisches Badeleben oder Aufenthalt in der Schweiz. Meine Mutter ist so gütig herzukommen und die Kinder zu hüten. Paßt es Dir, liebes Herz, so wiederholte ich mit Freuden meinen Besuch in Deinem schönen fürstlichen Waldenhausen. Und ebenfalls mit Freuden würden mein Mann und Baron Z. mich begleiten. Ja, wäre es Dir genehm, so würde, glaub' ich, der Marquis de Vaudreuil entzückt sein, eine Einladung von Dir zu erhalten. Die Marquise macht Rundreisen zu verschiedenen nervenkundigen Aerzten und nach verschiedenen Badeorten, von Mehadia bis Trouville — ein beruhigendes Zeugniß für ihre Gesundheit.

Antworte mir recht bald, ob mein Vorschlag Dir gefällt."

Sie war sehr enttäuscht, als Leonilla ihr mit angenehmen Phrasen und süßen Worten schrieb, er gefalle ihr nicht. Den Vorwand nahm sie von der erdichteten Nothwendigkeit her, die Zimmer, in welchen so liebe Gäste bequem wohnen könnten, würden eben jetzt neu tapezirt und eingerichtet — leider so spät im Sommer wegen wortbrüchiger Handwerker, die im Frühling schon bestellt waren.

„Ich glaube kein Wort von dieser Entschuldigung," sagte Gräfin Hedwig mißmuthig zu Baron Z., der schon bei ihr auf dem Lande war nichts anderes erwartend, als daß sie zusammen nach Waldenhausen gehen würden.

„Ich auch nicht," sagte er lakonisch.

„Welche seltsame Laune von der lieben Leonilla, den Besuch ihrer intimen Freunde abzulehnen!"

„Ja, die Damen haben Capricen, sogar mit ihren Freundinnen."

„Das trifft mich nicht! ich behandele meine Freundinnen nie capriciös. Allein im nächsten Winter soll sie doch fühlen, daß ich, wenn ich meinen Besuch melde, daran gewöhnt bin empfangen zu werden."

Leonilla holte tief Athem bei dem Gedanken keine Gäste im Schloß zu haben. Was lag ihr an Hedwig, was an Baron Z., was an dem Marquis de Vaudreuil.

Alle diese Leute zusammen genommen und mit Rüdiger und Theoderich in eine Schale der Wage gesetzt, flogen hoch in die Luft, wenn Osorio in der andern Schale war. Und dies war jetzt der Fall. Der Gedanke, er könne in diesem schrecklichen Zuchthaus sterben, folterten sie unablässig. Bis tief in die Nacht hinein wandelte sie in den langen Alleen des Parks auf und nieder und fragte sich: Was dann? was dann? — Die Sternschnuppen fielen in den heißen Augustnächten wie ein goldener Regen herab — die Nachtviolen hauchten ihren sanften Duft aus — zuweilen rieselte ein Luftzug über Bäume und Blumen hin und entlockte den blühenden Orangenbäumen einen stärkeren Arom — sie beachtete es nicht. Sie fragte sich nur: Was dann? was dann? ist im Menschen ein geistiges Wesen? wird es schweben als trauernder Schatten über den Wiesen von Asphodelus? Nein! besser als eine Schattenwelt ist Nirwana. — —

Und war sie müde von der langen Wanderung und begab sie sich endlich in ihr Zimmer, so setzte sie sich zur Harfe und spielte wundervolle Melodien, welche sie improvisirte — bis sie übermüdet endlich im Schlaf ewige Ruhe fand.

Doctor Melz kam einst um drei Uhr in der Nacht von einem Krankenbesuch in der Nachbarschaft zurück. Er fuhr durch den Park Schritt vor Schritt, weil es finster unter den Bäumen war. Aber hell leuchteten

vier Fenster im ersten Stock des übrigens ganz dunkeln Schlosses, die Fenster von Leonilla's Zimmern. Sie waren alle weit geöffnet und die herrliche Harfe tönte ihm entgegen. Da sagte er am andern Tage:

„Gnädige Baronin, ich erlaube mir Ihnen zu bemerken, daß kein Nervensystem kräftig genug ist, um das tägliche Musiciren bis in die späte Nacht auszuhalten."

„Doch! doch!" sagte sie gleichgiltig.

„Aber, gnädige Baronin, Sie können ja den ganzen Tag von früh bis spät die Harfe spielen. Weshalb in der Nacht?"

„Das verstehen Sie nicht, guter Doctor," sagte sie und lachte.

„Ich gebe gern zu, daß ich den poetischen oder phantastischen Reiz dieser Nachtmusik nicht verstehe," entgegnete beharrlich und besorgt der Doctor, „hingegen weiß ich ganz genau, daß dieses, in Verbindung mit dem Mangel an richtigem Schlaf" .... —

„An richtigem Schlaf!" fiel sie ein: „Doctor, Sie werden immer spaßhafter."

„Der richtige, gesunde, kräftigende Schlaf ist der vor Mitternacht. Nach Mitternacht ist er der Torpor der Ermüdung, der nicht stärkt, nicht beruhigt, der dem Blut keine Erfrischung, den Nerven keine wohlthätige Abspannung gewährt. Ich bitte inständigst, gnädige Frau, ruiniren Sie doch nicht muthwillig Ihren ganzen Organismus."

„Ach, guter Doctor," rief sie immer lachend, „es wäre etwas ganz Neues, ganz Ueberirdisches, am Harfenspiel zu sterben. Ein eben so interessanter als seltener Fall — nicht wahr?"

„Ich wünsche nicht ihn in meiner Praxis zu erleben, Frau Baronin. Uebrigens bemerke ich Ihnen, daß man keineswegs an dieser Ueberreizung sogleich stirbt. Man wird schlaff und siech; ja es treten geistige Störungen ein, die sich zu fixen Ideen, sogar zu Irrsinn steigern können."

„Schweigen Sie, Doctor!" rief Leonilla erzürnt: „Sie meinen es gut . . . ich weiß es und ich will deshalb entschuldigen, daß Sie mir eine solche Prognose stellen; allein ich will nichts weiter darüber hören, denn Sie wissen ja, daß ich mich in meinen Gewohnheiten nicht stören lasse. Ueberdies," setzte sie wiederum lachend hinzu, „bin ich kein Murmelthier, das einen maßlosen Schlaf bedarf."

Doctor Melz verbeugte sich und schwieg.

Viertes Kapitel.

Die vier Wochen von Osorio's Haft gingen genau in demselben Schritt vorüber, wie alle anderen achtundvierzig Wochen des Jahres. Die Herren, die ihn im Zuchthaus besuchten, brachten stets gute Nachrichten von seinem Befinden mit, und Leonilla rechnete nach Minuten den Tag seiner Befreiung aus, der für die ganze Umgegend, doch besonders für sie, ein Fest- und Freudentag sein würde.

Inzwischen war in Oberau ein Brief von Theoderich angelangt. Er schrieb aus Stockholm an Gräfin Euben:

„Beste Mama, ich komme wie von einem andern Planeten in die Regionen der Erde, der civilisirten Menschheit, der gebildeten Welt zurück. Ich schaue mir ganz neugierig und ganz überrascht große Häuser an, Thürme, elegante Frauen, eine gut besetzte Tafel — lauter Wunderdinge für einen Hyperboreer. Ob ich in Lappland, Finnland, Island, Grönland war, beste Mama, ist im Grunde ganz einerlei; diese Länder unterscheiden sich von einander nur durch die Sylbe Grön-

oder Js= oder Lapp=, die vor ihrem Land steht. Einzelne Curiositäten abgerechnet, sind sie sämmtlich unter aller Critik, Und diese Curiositäten, z. B. das Nordlicht, z. B. der Tag in Torneo, wo die Sonne beständig während vierundzwanzig Stunden am Horizont steht, sind von der Art, daß manche Theaterdecoration sie übertrifft. Genug, beste Mama, wer ein Europamüder oder Gesellschaftsmüder ist, der begebe sich in die hyperboreischen Regionen: er kommt dort zu sich und kehrt curirt heim. Längst hätte ich es gethan; — allein ich hatte diese Eispartie im großen Styl angeregt, organisirt, bedeutende Kosten darauf verwendet; da mußte ich sie denn, um nicht launenhaft und wankelmüthig zu erscheinen, mitmachen und mitgenießen — bis auf die Hefen. Briefe habe ich auf meiner Expedition nicht erhalten und nicht geschrieben. So ein Fetzen Papier sagt ja nichts. Nächstens werde ich in Person erscheinen, beste Mama, und hoffentlich Alle und Alles so wohlauf finden, wie es wünscht Dein gehorsamer Sohn Th. Teutleben."

Die Gräfin wußte nicht, sollte sie diesen sonderbaren Brief Philiberten zeigen oder nicht.

„Was meinst Du, Rüdiger," sagte sie: „mit keinem Wort nach Weib und Kind zu fragen — das ist wirklich so verdreht und so blasirt, daß nur ein Theoderich es zu Stande bringt."

„Du mußt berücksichtigen, daß Philiberte ihn verlassen hatte, sich von ihm trennen wollte. Er weiß

nicht, wie er mit ihr daran ist und will sich keine Blöße geben und den ersten Schritt zur Versöhnung thun. Er ahnt nicht, daß sie eben so müde von Oberau, wie er von seinen hyperboreischen Streifzügen ist."

„Ich bekenne Dir, guter Sohn, daß ich gar nicht an diese Eisfahrten glaube. Er hat sich gewiß in Stockholm vortrefflich unterhalten, Grön-, Is- und Lappland in Photographien — und Nordlicht nebst Torneo's langen Tag nur im Traum gesehen. Aber soll ich den Brief an Philiberte zeigen: das ist die Frage."

„Ich thäte es. Sie kann alsdann überlegen, wie sie ihn empfangen will. Ueberraschungen sind nur dann angenehm, wenn sie erfreulicher Art sind."

Gräfin Euben gab ihrer Tochter Teutlebens Brief. Philiberte erbleichte während sie las und sagte dann niedergeschlagen:

„Er fragt nicht nach Deodat."

„Nein!" versetzte die Gräfin unmuthig: „nur von dem lieben Ich zu reden ist die Art der Egoisten von Theoderichs Schlag."

„Wann wird er kommen?" sagte Philiberte.

„Wann es ihm gefällt! vielleicht heute, vielleicht in sechs Monaten. Das hängt von seiner unberechenbaren Laune ab."

„Du bist streng für ihn, Mama."

„Es freut mich, wenn Du es nicht bist," sagte die Gräfin.

Im Herzen war Philiberte fassungslos, weil sie gar keine Ahnung über Theoderichs Gesinnung hatte, also gar nicht wußte, wie sie sich benehmen sollte: ob kühl und fremd, ob warm und innig, ob ernst, ob froh, ob lächelnd, ob weinend. Ihr Herz schlug wie im Fieber, und ebenso wirbelten ihr die Gedanken durch den Kopf. O, mein Gott! seufzte sie beklommen, du mußt mir eingeben, was ich thun soll ... was ich sagen soll. — —

Leonilla kam geritten um zu sagen, daß Doctor Melz so eben fortgefahren sei, um Osorio aus dem Zuchthaus abzuholen, und daß Beide morgen Nachmittag in Waldenhausen eintreffen würden. Sie wolle ihm mit Edwin bis zur Eisenbahnstation entgegenfahren.

„Ihr müßt ja durch Oberau," sagte Rüdiger: „ich halte meinen Wagen bereit, und wenn Ihr kommt schließe ich mich Euch an."

„Mit mir," setzte Gräfin Eüben hinzu: „ich will eine der Ersten sein, um unseren lieben Caplan zu begrüßen."

„Wie gern wäre auch ich dabei," sagte Philiberte, „aber Theoderich könnte in meiner Abwesenheit eintreffen."

„Theoderich!" sagte Leonilla mit einer Miene, als ob sie zum ersten Mal in ihrem Leben diesen Namen nennen höre.

„Ja, Theoderich. Erinnerst Du Dich seiner nicht? Theoderich Teutleben," erwiederte Philiberte spitz.

„Er war so lange abwesend, daß man das Gedächtniß einer zärtlichen Gattin haben muß, um sich seiner zu erinnern," gab Leonilla höchst gleichgiltig zur Antwort. Auf Rüdiger warf sie aber einen so freundlichen Blick, daß er unwillkürlich dachte: O, du schöne Circe, welche Gabe des Verblendens besitzest du.

Leonilla hatte die Gleichgiltigkeit gegen Theoderichs Rückkehr nicht erheuchelt. Sie hatte jetzt nur Interesse für Osorio und für das, was ihn direct oder indirect anging. Deshalb lächelte sie Rüdiger an, deshalb war Teutleben ihrem Gedächtniß entsunken.

Am andern Tage fuhr sie mit Edwin im offenen Landauer zur Eisenbahnstation, die eine Viertelstunde jenseits Oberau lag. Es war ein goldener Abend im August, warm, weich, der Himmel blau, die Luft rein. Die ganze Natur athmete Erquickung aus. Welche Wohlthat für den armen Gefangenen — keine Mauern, keine Beschränkung, keine Absperrung mehr! für den Blick, für den Athemzug, für die Bewegung — Freiheit! ringsum Freiheit! — Und Leonilla selbst kam sich vor, als sei sie befreit aus schwerer, peinlicher Haft, wie sie so rasch und so leicht dahin rollte in den herrlichen Abend hinein, einem frohen Wiedersehen entgegen — und sie vergaß für einige Augenblicke ihre eigene Unfreiheit, welche in Edwins Person immer drückend sich ihr aufdrängte.

In Oberau schloß Rüdiger sich ihnen an.



In einem leichten offenen Wagen saß Gräfin Euben neben ihm und er selbst lenkte die munteren Pferde.

Während diese Wagen gen Süden fuhren, kam auf der Straße von Norden her ein anderer Wagen in den Hof. Theoderich war's. Das Haus schien verödet. Ein Diener, der ihn nicht kannte, öffnete den Schlag. Er stieg aus und fragte:

„Ist die Herrschaft verreist?"

„So eben spazieren gefahren," versetzte der Diener.

„Auch der Herr Graf? ist gar Niemand zu Hause?" fragte Theoderich ungeduldig, daß man ihn nicht erwarte, obschon er keine Andeutung über seine Ankunft gegeben hatte.

„Frau Gräfin Teutleben ist zu Hause," sagte zögernd der Diener.

„Ah, gut! ... wo ist sie!" rief Theoderich und ging raschen Schrittes durch das Vorzimmer in den Salon.

„Wen habe ich zu melden .... sie ist im Garten," stotterte der Diener und lief bestürzt dem Eindringling nach.

„Nicht nöthig! ich bin Graf Teutleben und weiß hier ganz gut Bescheid," sagte Theoderich, indem er unter die Veranda trat, die vor dem Salon lag. Da sah er in der Ferne seine Frau. Sie hatte ihm den Rücken zugekehrt und es fiel ihm auf, daß sie im hohen Sommer auf dem Lande schwarz gekleidet war. Er ging ihr rasch nach und rief:

„Philiberte!“

Blitzschnell kehrte sie um, nahm ihre langen schleppenden Trauerkleider, die sie um den Vater trug, zusammen und flog ihm entgegen. Plötzlich blieb sie einen Augenblick zögernd stehen; aber nur einen Augenblick.

„Philiberte!“ rief er; — und als er rasch auf sie zuging, warf sie sich von Gefühl überwältigt in seine Arme, brach in einen Strom von Thränen aus und seufzte:

„O Theoderich . . . Deodat, unser Deodat.“

Er schrie laut auf:

„Todt!“

„Todt!“ flüsterte sie: „und mein Vater“ .... —

„Todt!“ wiederholte er dumpf.

„Beide gestorben während dieses entsetzlichen Winters,“ sagte Philiberte schwimmend in Thränen, durch welche sich ihre beklommene Scheu vor dem ersten Wiedersehen mit Theoderich löste und verlor.

„Deodat ... todt! wie, wann, wo, wodurch! .... entsetzlich!“ rief Theoderich heftig aufgeregt: „Wie war das möglich! . . . Wie ging das zu! . . . . Aber so sprich doch.“

Sie nahm sich zusammen und erzählte ihm ausführlich die traurige Begebenheit. Arm in Arm gingen sie im Garten. Grön-, Is- und Lappland war vergessen. Auf einmal rief Theoderich grillenhaft wie immer:



„Philiberte, ich entführe Dich! Komm'! der Wagen ist noch da . . . . komm' auf der Stelle mit mir!"

„Lieber Theoderich," sagte sie erschreckt: „laß mich nur Abschied nehmen von Rüdiger und von der Mama, die so liebevoll für mich gewesen . . . . und so froh sind, daß Du da bist."

„Ich entführe Dich, Philiberte! ich mag nicht all' die langweiligen Fragen hören, die man an mich richten wird: wo warst Du? wie war das? . . . . Unerträglich!"

„Niemand soll Dich fragen, Theoderich . . . . aber erlaube mir Abschied zu nehmen," bat Philiberte mit aufgehobenen Händen.

„Nichts da! das kannst Du schriftlich abmachen. Ich entführe Dich heimlicher Weise. Die eigene Frau zu entführen . . . . ich weiß nicht, ob dieser Fall schon in der Weltgeschichte vorgekommen ist — dermaßen ist er interessant."

„Da sind sie!" rief Philiberte froh, denn sie hörte einen Wagen vorfahren und eilte den Heimkehrenden entgegen. Teutleben folgte ihr auf dem Fuße und rief:

„Da bin ich, beste Mama! . . . Rüdiger, wie geht's! ich entführe Philiberte, mein Wagen ist noch hier und in einer halben Stunde kommt der Nachtzug, den wir noch just erreichen können. Nimm Deinen Hut, Philiberte! . . . Toilettensachen findest Du ja in Hülle und Fülle zu Hause. Nicht wahr, Mama, Du erfreust

uns im September mit Deinem lieben Besuch ... und Du, Rüdiger, zur Jagdzeit, ... nicht wahr? O, diese Todesfälle! ... schrecklich! ... entsetzlich! ... — Philiberte, es wird Zeit! .... Nimm einen warmen Shawl .... Es ist kühl in der Nacht. Wir kommen um drei Uhr in der Residenz an. Ich werde auf der Station telegraphiren, daß unsere Leute uns erwarten sollen und ein Nachtessen bereit halten."

So sprach er ununterbrochen, ließ keinen Menschen zu Wort kommen, küßte seiner Schwiegermutter zehnmal die Hand, drückte Rüdigers Hände, daß sie krachten, ließ Philiberten kaum Zeit Mutter und Bruder zu umarmen, hob sie in den Wagen, rief dem Postillon zu:

„Zur Südstation!" — und fuhr entführungsfroh mit seiner Frau von dannen.

Schwankend zwischen Bestürzung und Freude sah Gräfin Euben ihnen nach und Rüdiger sagte:

„Welch ein grillenhafter unzuverlässiger Mensch! immer abhängig von augenblicklichen Launen und Eindrücken. Philiberte wird noch ihr Kreuz mit ihm haben."

„Hoffentlich hat sie gelernt, es besser als bisher zu tragen. Wir müssen Gott danken, daß er wieder da — und daß sie bei ihm ist. Wie sich das nur so schnell gemacht hat .... ich kann mich noch gar nicht erholen von der Ueberraschung .... und von dem Schreck über den armen Osorio."

Dieser Schreck war groß für Alle, welche sich versammelt hatten, um seine Rückkehr froh zu begrüßen. Ganz langsam stieg er aus dem Waggon und eben so langsam ging er, auf Doctor Melz gestützt, zu der kleinen befreundeten Gruppe auf dem Perron und sagte mit so leiser, heiserer Stimme ein paar Worte, daß Niemand sie verstand.

„Nicht reden, nur nicht reden," mahnte der Doctor — und fügte erklärend hinzu, „vor drei Tagen sei Osorio wieder vom Bluthusten befallen worden und müsse sich auf's Aeußerste schonen."

Edwin, Rüdiger, Gräfin Euben umgaben ihn und drückten ihm ihre Theilnahme, ihr Bedauern aus. Leonilla stand da wie versteinert. Es war ihr unmöglich eine Sylbe über die Lippen zu bringen. Ihre ganze Kraft concentrirte sich in dem Gedanken: Er wird sterben! — — Wie sah er aus! welch ein müder Blick war in sein tiefes freundliches Auge gekommen! seine sonnige Stirn, — welche matte Farbe, welche Perlmutterschattirung hatte sie angehaucht! wie lag sein dunkles Haar, in der Haft gewachsen, gleich einem schwarzen Rahmen um seine Schläfen! — Sie starrte ihn an und war sprachlos vor Schmerz, während der arme Edwin Osorio's Hand festhielt und beständig wiederholte:

„Lieber Herr Caplan, nun sind Sie wieder da! .... nun gibt's wieder eine heilige Messe täglich, Sie guter Caplan."

„Wir müssen fahren, bevor die Sonne untergeht," bemerkte der Doctor.

„Dann ist's hohe Zeit," sagte Leonilla tonlos: „Adieu liebe Tante, Adieu Rüdiger."

Man trennte sich. Leonilla ließ den Landauer halb aufschlagen, um Osorio vor jedem Luftzug zu schützen. Während der Fahrt sprach nur der Doctor; er erzählte Osorio's Krankheitsgeschichte. Zuweilen wollte dieser ein berichtigendes oder erläuterndes Wort einschieben; dann legte Leonilla den Finger an ihre Lippen und gebot ihm Schweigen. So kamen sie nach Waldenhausen. Osorio war wieder da; — aber Leonilla war trostloser als während seiner Abwesenheit, denn ihre unbestimmte Angst, er könne sterben, stand jetzt beinahe als Ueberzeugung fest in ihrer Seele.

Am andern Morgen brachte Doctor Melz verschiedene Briefe an Osorio, welche während dessen Abwesenheit eingelaufen waren. Der eine Brief enthielt eine Einlage. Osorio bat den Doctor, dieselbe sogleich durch einen Boten nach Oberau zu befördern, denn sie war an Rüdiger. Als Rüdiger dies Schreiben las, wurde er geisterbleich, sank auf einen Sessel und verbarg sein Gesicht in beiden Händen.

Nirwana.



Erstes Kapitel.

Zu Sorrent in der Villa Alcamone lag die Fürstin Alcamo leidend und sorgenvoll auf der Chaiselongue. Wie das nicht selten im Leben geht: ein Kreuz wird dem Menschen abgenommen und ein anderes wird ihm aufgelegt: so ging es auch ihr. Die schweren Tage des Ringens um die materielle Existenz waren vorüber; hatten dem Wohlbehagen und dem Glanze Platz gemacht; sie war von den Verwandten und in der Gesellschaft freundlich aufgenommen; Adriane wurde so bewundert, gefeiert und umworben, wie das bei einer schönen und reichen Erbtochter zu sein pflegt. Die Fürstin hätte in Ruhe und Gemüthlichkeit leben können. Da aber kam die Krankheit, die schleichende, zehrende, langsam aufreibende Krankheit und mit ihr die bange Sorge um Adrianens Vereinsamung, wenn ihre Mutter in die Ewigkeit gerufen würde. Jazinta Fredini darf es nicht allzu gut auf dieser Welt haben. — Fiat! sprach die Fürstin in ihrer ruhig energischen Weise bei sich selbst. —

Die Aerzte hatten ihr eine Luftveränderung angerathen, als man ihr eben den Vorschlag machte, die Alcamone in Sorrent wieder zu kaufen. Adriane frohlockte; die Fürstin selbst hatte ein Heimweh nach Sorrent: so war der Handel bald abgeschlossen und die Fürstin wollte jetzt die heißesten Monate in dem kühlen Sorrent zubringen.

Adriane saß im Zimmer ihrer Mutter an einem Tische, auf dessen kalter Marmorplatte sie frische Blumen ausgebreitet hatte, die sie zu einem Kranz zusammenband. Die Mutter sah ihr wehmüthig eine Weile zu und sagte dann:

„Myrthen und Orangenblüten, Adriane, — wird das ein Brautkranz?"

„Nein, Mama, ein Todtenkranz für die süße Hyazinthe. Brautkränze winde ich nicht," gab Adriane zur Antwort und schaute mit ihren großen dunkeln Gazellenaugen über die Blumen hinweg die Mutter an.

„Das ist auch nicht nöthig, Adriane. Aber Du könntest doch einen Brautkranz tragen."

„Noch weniger, Mama."

„Doch, mein Kind, Du wirst ihn tragen! Du bist jetzt sehr jung und wähnst, daß das Leben mit einer Empfindung des Herzens auszufüllen sei — ein häufiger Irrthum der Jugend, der mit der Zeit und vor den wirklichen Ansprüchen, die der Mensch an das Leben macht und machen darf, verschwindet. Du wirst den

Brautkranz tragen, Adriane — und dann wirst Du vielleicht bereuen, daß Du nicht einen von jenen Männern wähltest, welche sich jetzt um Dich bewerben. Mario Tarregiano ist ein vortrefflicher Mensch. Wir haben ein ganzes Jahr im intimen Verkehr mit ihm und seiner Mutter gelebt, und nie und in keiner Richtung hat er seinen geraden, ritterlichen Charakter verleugnet."

„Mario Tarregiano ist sehr jung, Mama."

„Findest Du einundzwanzig Jahre zu jung, nun so wähle Luca Riosalta. Er ist geistreicher und glänzender als Mario, hat ein großes Vermögen" .... —

„Ja, Mama! allein der Fürst Riosalta ist dreißig Jahre alt .... und das scheint mir zu alt."

„Liebes Kind, es können nicht alle Bewerber siebenundzwanzig Jahre zählen."

Adriane erröthete heiß, ließ die Blumen fallen, legte bittend die Hände zusammen und sagte:

„Habe Geduld mit mir! ich will ja Deinen Wunsch erfüllen, sobald ich Rüdiger vergessen habe. Jetzt ist es mir unmöglich, denn er lebt in meinem Herzen."

„Und wenn mich der Wille Gottes in die Ewigkeit ruft — was wird aus Dir?"

„Das weiß ich nicht .... dafür muß dann der liebe Gott sorgen!" rief Adriane, stand auf und kniete neben der Mutter nieder.

„Hat man einmal mit einem Manne gründlich und entschieden gebrochen, Adriane, so ist es verkehrt und ganz

unzulässig an Erinnerungen sich anzuklammern, welche der Gegenwart und der Zukunft eine schiefe Richtung geben. Hattest Du die Kraft wegen religiöser Bedenken mit Graf Euben zu brechen, so wird es Dir Gott — wenn Du ihn aufrichtig bittest — auch nicht an Kraft fehlen lassen, um eine Chimäre zu überwinden."

„Eine Chimäre, Mama!"

„Ja, Kind! ein Gefühl das aus Sympathie, Reue und Sehnsucht zusammengesetzt ist, das gar keine Aussicht auf Erwiederung, auf ein befriedigendes Ziel hat — ein solches Gefühl wird viel weniger vom Herzen, als von der Einbildungskraft genährt und artet schließlich ganz in ein Gebilde der Phantasie aus, wird zur Chimäre — und es ist unwürdig einer edeln und frommen Seele ihre schönste Fähigkeit an einer solchen zu vergeuden."

„Ja, hätte ich nicht den Dorn im Herzen, daß Rüdiger durch mich dem Glauben und der Kirche entfremdeter ist, als er es zuvor war: so würde ich mich, wie mir scheint, beruhigen können. Ja, wüßte ich, daß er wieder ein guter Sohn der Kirche würde .... ich könnte mein Herz niederdrücken und frohlocken. Dann wüßte ich, er denkt an Gott und Gott denkt an ihn als liebender Vater. Aber jetzt mit meiner Bangigkeit im Gewissen, hält die Sorge meine Gedanken an ihn wach, schmerzlich wach."

„Diese Sorge begreife ich, mein armes Kind. Sie

ist eine harte Buße für das, was in Deiner Handlungsweise unüberlegt und schroff war. Gleichwohl bitte ich Dich inständig, hänge nicht dieser Sorge nach, bitte Gott, daß er in seiner Barmherzigkeit ein Verfahren gut mache, welches Du, in bester Absicht, aber ganz verkehrt, eingehalten hast — und dann wirf einen ernsten und klaren Blick auf Deine Bestimmung, auf das was Gott von Dir verlangt — und handele dann in entsprechender Weise."

„Mama, könntest Du mir die Gewißheit verschaffen, daß er mit der Kirche ausgesöhnt ist, so will ich mir Mühe geben, Deine Wünsche zu erfüllen."

„Du knüpfst diese Erfüllung an eine Unmöglichkeit, Adriane. Ich wüßte nicht, durch wen ich eine so intime Sache erforschen lassen könnte. Und jetzt, mein Kind, genug über diesen Punkt, den wir so häufig besprochen und erwogen haben, daß nichts Neues zu sagen übrig bleibt. Morgen also kommt Gräfin Tarregiano mit ihren jüngeren Söhnen nach Castellamare, wie das ihre Absicht war."

„Das freut mich sehr, Mama! ich habe die Tante gern und die Vettern gern."

„Auch Mario?"

„Als Vetter — o gewiß! nur nicht als Gemal. Wird er seine Mutter begleiten?"

„Ich denke nein! Mario mag nicht zudringlich erscheinen."



„O, wie dankbar bin ich ihm! käme er, so würden alle Ausflüge, welche die Tante mir versprochen hat .... nach Capri, nach Amalfi, nach Pompeji, vielleicht auf den Vesuv, mir gar keine Freude machen. Hingegen ohne ihn — die größte! .... und die allergrößte, wenn Dein Befinden Dir gestatten sollte, dabei zu sein."

Die Fürstin machte sanft eine verneinende Bewegung und sagte:

„Wie gern zeigte ich Dir diese schönen Punkte, die ich so manches Mal mit Deinem Vater besuchte ... aber ich muß es Deiner Tante überlassen. Du wirst mir dann erzählen, wie schön es war."

Sie strich liebkosend mit der Hand über Adrianens dunkle Locken, die ihr reich und voll wie schwarze Trauben um das blühende Antlitz hingen, und sagte zärtlich:

„Wäre mir nicht ein früher Tod in Aussicht gestellt, würde ich nie zur Ehe Dich drängen, würde ich immer wünschen, Dich bei mir zu behalten. Aber so" .... — —

„O, laß die trüben Gedanken von Tod und von Ehe fallen, süße Mama. Du lebst und ich bleibe bei Dir!" rief Adriane und bedeckte die Hand der Fürstin mit Küssen.

Die Fürstin konnte dem lieben geliebten Kinde nicht zürnen. Sie sann und sann, ob es möglich zu machen sei, sichere Kunde über Rüdigers Seelenzustand zu er-

halten. Aber nur Jemand aus seiner nächsten Umgebung, aus seiner Familie, hätte darüber Auskunft geben können. Graf Euben der Vater fiel ihr ein. Doch eine solche Anfrage — würde sie ihm nicht als eine neue Kränkung erscheinen! — Sie sah, daß sie nichts, gar nichts thun konnte, als sich mit allen ihren Sorgen in die Hand Gottes zu werfen.

Gräfin Tarregiano kam mit der fröhlichen Bande von vier Söhnen in Vacanzen nach Castellamare, das durch die Eisenbahn sehr nahe an Sorrent gerückt ist. Mario begleitete seine Mutter nicht; die Fürstin hatte ihn richtig beurtheilt. Zwischen ihren jungen Vettern von achtzehn, sechszehn, zwölf und zehn Jahren war Adriane ein fröhliches Kind, das die unbefangenste Freude an Eselritten, Wasserfahrten, Ausflügen in die Nähe und Ferne hatte und dabei nichts Anderes verlangte, als das was Kinder erfreut: Bewegung, Munterkeit, Altersgenossen, neue Dinge sehen. Die Region der Kindheit lag ihr so nahe, daß sie unwillkührlich dahin zurücktrat, wenn ihr innerstes Wesen unberührt blieb. Die Glut des Sommers war noch von Frühlingsluft durchweht.

Die ganze Gesellschaft kehrte von einer herrlichen Expedition nach Capri sehr befriedigt nach Sorrent zurück, von wo man in der Frühe mit einer Speranzella hinüber gefahren und dabei, so wie bei der Einfahrt in die blaue Grotte von dem besten Wind und Wetter

begünstigt gewesen. Alle erzählten der Fürstin ihre allgemeinen Erlebnisse, die selbstverständlich die einfachsten von der Welt waren — und ihre besonderen Gedanken.

„Die Grotte ist aber nicht blau, liebe Tante, das Wasser ist wunderschön dunkelblau . . . . die Grotte ist grau — Du darfst es mir glauben," sagte der kleine Cecco, und legte betheuernd die Hand auf die Brust.

„Die Grotte ist blau, Tante," sagte mit Bestimmtheit der sechszehnjährige Cesario.

„Glaube ihm nicht, güte Tante," bat Vinzenzo, der Aelteste: „Cesario sieht Alles mit schwärmerischen blauen Augen an. Er hat, während die Uebrigen Siesta hielten und von mir belauscht, eine Ode gedichtet, worin die Grotte so blau ist, wie die Augen der Nymphen, die sie bevölkern. Ich hörte ihn erhabene Verse murmeln."

„Heraus mit Deiner Ode, Cesario!" riefen Alle. Aber Cesario hatte keine Lust, die Erstlinge seiner Poesie im hohen Styl der Critik zu unterwerfen. Er versicherte, sie sei mit Bleistift geschrieben und ganz unleserlich.

„Und denke nur, Tante, der Herr Abbé erzählte, daß auf Capri, wo es doch so schön ist, Kaiser Tiberius, der grausame Tyrann, Jahre lang gehaust und viele unschuldige Menschen zum Tode verurtheilt habe. Ist das nicht gräulich!" rief Diego.

Gräfin Tarregiano sagte:

„Liebe Jazinta, wir waren froh, der Herr Abbé und ich, als die Expedition in die Grotte hinein und wieder heraus glücklich überstanden war und wir unser Völkchen in der Speranzella beisammen hatten.“

„Ich lag bei der Einfahrt in die Grotte mit Mama platt im Nachen und habe gar keine Angst gehabt,“ versicherte Cecco heldenhaft.

Man saß auf der Terrasse beisammen, die mit Windlichtern beleuchtet war, nahm Erfrischungen, plauderte und lachte, bis endlich die Gräfin aufbrach und mit ihren vier jungen Tarregianos und dem Herrn Abbé auf der Eisenbahn nach Castellamare zurückkehrte.

Kaum war die Fürstin mit ihrer Tochter allein, so sagte sie zärtlich:

„Was ist Dir widerfahren, Adriane. Du bist gar nicht heiter von Capri gekommen; was gab es dort?“

„Ach, liebe Mama,“ antwortete Adriane niedergeschlagen, „die Tante ist so freundlich, so gütig für mich, daß es mich traurig macht. Sie rechnet fest darauf, daß ich Mario heirathe. In den heißen Stunden, wo wir Alle ruhten, nahm sie mich in ihr Zimmer und sprach fast die ganze Zeit davon, wie glücklich und wie schön unsere Ehe sein würde, welch ein vortrefflicher Mensch Mario sei, wie er mich liebe — weshalb ich mein Jawort verzögere? — sie könne nicht glauben, daß der Duca de Riosalta mir besser gefalle — und dergleichen mehr.“

„Und was hast Du zur Antwort gegeben?"

„Das, was ich seit sechs Monaten, seit Mario's erster Bewerbung sage: ich dächte nicht an die Ehe und wollte deshalb Niemand Hoffnung geben. Darauf bat sie mich ihr zu versprechen, daß ich an Mario denken wolle, wenn ich anfinge an die Ehe zu denken. Das Versprechen konnte ich ihr aber unmöglich geben, und da ich sah, daß es sie betrübe, mußte ich bitterlich weinen. O, Mama, wüßtest Du, wie schwer und wie schmerzlich es für mich ist, daß ich Dich und die Tante betrübe, weil ich Mario nicht gern heirathen möchte — ach! Du würdest mich bedauern."

Und Adrianens Thränen flossen auf's Neue.

„Fasse Dich, mein armes Kind," sagte Jazinta, „ich will Dir etwas erzählen, was Dich freuen wird."

Adriane sah wehmüthig und zweifelnd die Mutter an, horchte aber hoch auf, als diese fortfuhr:

„Ich habe die ganz bestimmte und verbürgte Nachricht bekommen, daß Graf Rüdiger von Euben als guter Katholik glaubt und denkt, lebt und handelt."

„Wiederhole es, Mama . . . . wiederhole es, damit ich dies Glück, diese Gnade fasse!" rief Adriane stralend, bebend vor Freude.

„Es ist so wie ich es sagte. Du darfst Dich darauf verlassen: Caplan Osorio — Du weißt, er war Filomenens Beichtvater — hat es mir geschrieben.

Ich bekam heute Nachmittag seinen Brief, der mich in Palermo aufgesucht hat."

„Gott vergelt's dem einzig guten Caplan Osorio! . . . aber, Mama, wie kam er dazu, Dir dies zu schreiben? fragtest Du ihn?"

„Ich fragte ihn nicht, Adriane, ich dachte gar nicht an ihn . . . aber der liebe Gott dachte an Dich. Willst Du den Brief lesen?"

Sprachlos vor innerer Bewegung nahm Adriane Osorio's Schreiben, setzte sich zur Lampe und las mit gespannter Aufmerksamkeit, während die Fürstin auf dem Antlitze der Tochter den Eindruck verfolgte, den der Bericht ihr machte. Zuweilen sah Adriane über den Brief hinweg ihre Mutter zärtlich, zuweilen in Thränen lächelnd an; als sie aber an das „Surrexit" kam, stand sie auf, ging zur Brustwehr der Terrasse vor, warf sich auf die Knie und ergoß im heißen Dankgebet für die übergroße Gnade ihr Herz vor Gott. Dann kam sie wieder, las den Brief zu Ende und fragte dann halb verlegen, halb treuherzig:

„Was meinst Du, Mama? . . . sollte er noch geneigt sein, mich zu heirathen?"

„Es scheint mir so," versetzte die Fürstin.

„O, dann — dann wirst Du ihn wissen lassen, daß ich seine Braut bin — nicht wahr?"

„Also jetzt denkst Du an die Ehe!" sagte die Fürstin scherzend.

„Ach nein, Mama! .... an Rüdiger denk' ich, an ihn, der so wunderschön an mich gedacht hat, daß er der armen kleinen Adriane den Ausdruck seines Credo in den Mund legte durch das erhabene Wort, das Alles ausdrückt, „Surrexit". Christus ist auferstanden zur Glorie und Rüdiger ist auferstanden zur Gnade. Komme jetzt, was da wolle ... ich bin glückselig! ... denn seine Seele ist gerettet."

Und mit Wonneschauer sank sie wieder auf die Knie, um das Uebermaß ihres Glückes durch Gebet zu heiligen.

Am andern Tage schrieb die Fürstin an Rüdiger ganz einfach die Sachlage und wie Adriane sich geäußert hatte. Dann setzte sie hinzu:

„Ich denke, lieber Graf, daß Sie keinen Augenblick in Ihrem Entschlusse schwanken werden. Die erbarmende Hand Gottes hat Adrianens allzu raschen Schritt zu Ihrem Heile gewendet. Vielleicht wußte die göttliche Vorsehung, daß Sie nur durch eine gewaltige, in's Innerste dringende Erschütterung gründlich vom Irrthum abgelöst werden konnten — und Adriane diente ihr als Werkzeug. So, denke ich, werden Sie diese Fügungen Gottes auffassen und darin eine Prüfung, eine Läuterung sehen, welche Sie und Adriane befähigt, die Dornen und die Rosen des Lebens mit größerer Vollkommenheit denn zuvor hinzunehmen und Ihr größtes Glück darin zu setzen, dem gnadenreichen Gott zu dienen.

„Sind Ihre Gesinnungen für Adriane so, wie sie vor der Katastrophe des vergangenen Jahres waren, lieber Graf, so steht Ihrer Verbindung nichts im Wege, und jederzeit kann sie hier, wo ich ansässig bin, geschlossen werden. Wir sehen mit klopfendem Herzen — denn Mutter und Tochter sind solidarisch — Ihrer Antwort entgegen.“

Diese Antwort aber ließ sich in der Alcamone drei Wochen erwarten, weil Rüdiger den Brief der Fürstin erst nach Osorio's Rückkehr aus dem Zuchthause erhielt.

Nachdem sich Rüdiger von seiner ungeheueren Ueberraschung erholt hatte, ging er zur Gräfin und theilte ihr diese unerwartete Wendung der Dinge, die Osorio herbeigeführt hatte, mit. Die Gräfin frohlockte und rief:

„Es ist wahr, Leonilla hat uns manches Schlimme zugefügt; allein sie hat uns Osorio in's Haus gebracht und dadurch Alles gut gemacht.“

Sie besprachen nun die nächste Zukunft. Dann ließ Rüdiger ein Telegramm abgehen, das die verspätete Antwort erklärte — und dann schrieb er der Fürstin seine Freude, sein Glück, seinen Dank und daß er in drei Wochen in Sorrent eintreffen werde. Schließlich sprach er seine Betrübniß aus, daß Derjenige, dem er sein Glück verdanke, brustkrank und wahrscheinlich in nächster Zeit dem Tode geweiht sei.



Adriane brachte diese Wochen in namenloser Spannung hin und ließ alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, welche die Antwort verzögern konnten, durch ihren Kopf laufen .... Rüdigers Tod .... Rüdigers Vermälung .... oder mindestens Verlobung. Auch die Fürstin war in Spannung, dachte jedoch einfach, daß ihr Brief verloren sei und daß sie am besten thue, abermals an Osorio zu schreiben. Da kam das Telegramm und vier Tage später der Brief. Mit ihm zogen Freude und Ruhe in die Alcamone.

„Jetzt beginnt mein Leben!“ jubelte Adriane.

„Jetzt kann Jazinta Fredini in Frieden scheiden,“ sprach die Fürstin zu sich selbst.

„Aber, Mama, Rüdiger muß unseren Wohlthäter, unseren guten Engel .... muß Caplan Osorio mitbringen. Hier, und später in Palermo wird er gewiß wieder gesund .... und will der liebe Gott ihn durchaus im Himmel haben, so bleibt uns der Trost, ihn zu pflegen und bis zum letzten Augenblick den Segen seiner Gegenwart zu haben.“

„Du hast ganz Recht, liebes Kind,“ erwiederte die Fürstin lebhaft: „ich werde an Rüdiger schreiben, Du hättest außer dem Wunsche, ihn zu sehen, nur den, daß er Caplan Osorio mit bringe.“

„O, herrlich, liebste Mama!“ frohlockte Adriane und umarmte die Fürstin, „hier wird er bei Freunden sein, die ihn lieben und verehren und ihm ewig dank-

bar sein werden. Was soll er in Waldenhausen thun! Bei Leonilla mit ihrem eiskalten Herzen kann ihm nicht wohl sein. Bei uns ist sein Platz — und überdies ist er hier in Italien, auf heimischem Boden; .... das ist auch etwas!"

Zweites Kapitel.

Leonilla hatte für die beiden, der Familie Euben so wichtigen Ereignisse, eine äußerst geringe Theilnahme. Rüdiger war sogleich nach Waldenhausen geritten, theils um sie ihr anzuzeigen, theils um Osorio in Kenntniß von dem Erfolg zu setzen, den sein Schreiben an Fürstin Alcamo gehabt hatte.

„Versöhnung über Versöhnung!“ erwiederte Leonilla: „Ihr seid wahre Lämmer, Du und Philiberte. Da läßt sie sich wie eine Sclavin von diesem grillenhaften Bärenjäger und Wallfischfänger auf sein Bergschloß schleppen und Du scheinst mir auch ganz geneigt zu sein, jedem Wink Deines verzauberten Prinzeßchens zu folgen.“

„Sage bezaubernden — und dann kannst Du Recht haben,“ versetzte Rüdiger.

„O, wenn die Männer doch verständen Männer zu sein! Jetzt sind sie entweder Tyrannen oder Sclaven des Weibes. Theoderich und Du, Rüdiger, Ihr seid so eben die Illustration zu meiner Behauptung.

Hast Du schon Osorio gesehen? Der Doctor sagt, die Reise habe ihm nicht geschadet .... Fieber und Husten nicht vermehrt .... gesunde Luft, gute Pflege, große Ruhe könnten ihn herstellen .... wenigstens lange erhalten. Ich möchte andere Aerzte zu Rath ziehen. Es hat aber jeder einen andern Rath, eine andere Ansicht .... das beängstigt und verwirrt noch mehr."

„Es freut mich innig, daß Du einen so hohen Werth auf das Leben dieses frommen Priesters legst," sagte Rüdiger: „es wird Dir Gnade bringen."

„Ich wünsche keine andere, als daß er gesund werde!" rief Leonilla.

„Unsere Wünsche sind blind! Eine höhere Macht verwandelt zuweilen das, was irdisch gemeint war, in Himmlisches um."

„Da würde ich dieser höheren Macht heftig zürnen, Rüdiger, denn ich verlange durchaus nichts Himmlisches, sondern das ganz irdische Gut: Osorio's Gesundheit, Osorio's Leben .... und dieses durchaus nicht für geheimnißvolle Zwecke, wie Du anzudeuten scheinst, Rüdiger .... sondern ganz einfach damit er lebe."

„Aber was hast Du von seinem Leben?"

„Haben! haben! muß man denn ganz gierig immer etwas von einem Menschen haben wollen!"

„Wir sind so beschaffen, Leonilla, daß wir von Personen, mit denen wir verkehren, Trost, Belehrung,

Rath, Aneiferung, Unterhaltung, Freude haben möchten" . . . — —

„Wohlan!" fiel sie lebhaft ein, „Osorio ist meine Freude."

„Du bist ein räthselhaftes Wesen," entgegnete er.

„Das versteht sich! alle Menschen sind Räthsel in ihrem traurigen unvollkommenen Dasein."

„Es gibt doch ein Mittel, um es vollkommener zu machen, Leonilla."

„Wozu das, wenn auch die Vollkommenheit dem Tode verfällt."

„Der Tod nimmt ihr nur die irdische Verschleierung ab, Leonilla! je vollkommener eine Seele, desto seliger ihr Leben in der Ewigkeit . . . . jenseits des Grabes."

„Schwärmer der Du bist, Rüdiger."

„Dann mußt Du auch Osorio Schwärmer nennen. Er glaubt, was ich glaube."

„Er ist ein Priester — folglich muß er lehren, wie das System es mit sich bringt, dem er sich unterworfen hat."

„Wie? . . . Du hältst Osorio der Heuchelei, der Falschheit fähig?"

„Nein! aber der Verblendung. Er hat sich in seiner ersten Jugend einer Macht überliefert, welche das Licht im menschlichen Wesen auslöscht und dieses dafür mit Phantasmen erfüllt. Vielleicht . . . wenn er am Leben bleibt . . . vielleicht ist ihm die Binde der Finsterniß abzustreifen."

„Ist es möglich! kann die Verfinsterung so weit gehen!“ rief Rüdiger voll Entsetzen: „Man kann begreifen, daß Du bei mir und bei Anderen, die mir ähnlich sind, den Versuch machen konntest, die Binde der Finsterniß, wie Du sie nennst, abzustreifen, weil wir uns nicht mit den richtigen Waffen gegen Dich vertheidigten; — aber bei Osorio auf diesen Einfall zu kommen — Leonilla, das ist schauerliche Vermessenheit. Nicht deshalb hat die göttliche Fügung diesen Mann auf Deinen Weg gestellt; — nicht deshalb hat sie Dir eine Theilnahme, eine Bewunderung für ihn gegeben, die im vollständigen Widerspruch mit Deiner Eigenthümlichkeit ist“ — —

„Nun weshalb denn?“ fiel sie mit heftiger Ungeduld ein.

„Um Dir durch ihn die höchste Gnade zu bringen: den Glauben an die göttliche Wahrheit des Christenthums. Leonilla! Gott hat Absichten des Heils und des Segens bei dieser Fügung für Dich im Sinne . . . ich beschwöre Dich, sie zu benutzen . . . sie nicht zurück zu stoßen, nicht zu mißbrauchen, nicht in Unheil zu verwandeln. Mißbrauch der Gnaden zieht furchtbare Strafen nach sich.“

„Da Du nunmehr auf dem Gebiete der Prophezeiung angelangt bist,“ entgegnete sie kühl, „wirst Du nothgedrungen Halt machen müssen, denn höher kannst Du nicht gehen.“

„Was Du Prophezeiung nennst ist eine Erfahrung, Leonilla."

„Ja, für Denjenigen, der an dergleichen Prophezeiungen glaubt .... für Schwärmer, für Fanatiker — — und ich nehme mit großem Bedauern täglich mehr wahr, daß Deine Liebe für das Prinzeßchen und Deine Freundschaft für Osorio Dich zu einem Erz-Fanatiker machen; so daß wir, Du und ich, uns immer weniger und weniger verstehen. Weiß Edwin schon die neuesten Ereignisse von Oberau?" setzte sie abbrechend hinzu.

„Nein; — wo finde ich ihn," erwiederte Rüdiger niedergeschlagen.

„Am Weiher im Walde, tief unten im Park. Er fischt."

Rüdiger ging. Leonilla folgte ihm bis zur Thüre. Da legte sie die Hand auf seine Schulter und sagte freundlich:

„Du meinst es gut, Rüdiger, das weiß ich. Dein schwacher Charakter aber dauert mich."

„Und mich dauert das, was Du Stärke nennst, Leonilla," antwortete er und verließ ihr Zimmer.

Während er durch den Park ging konnte er sich, mitten in seinem Glück, trauriger Gedanken um Leonilla nicht erwehren. Er hatte sie ja geliebt .... hatte gewähnt, in diesem unglückseligen Wesen seine Seligkeit finden zu können. Und jetzt hatte er ein

Grauen vor ihr, ein Grauen vor seiner Vergangenheit, ein Grauen vor der unaussprechlichen Hinfälligkeit des Menschen, wenn er sich nicht an die Gnade anklammert.

Am kühlen schattigen Weiher saß Edwin in einem bequemen Lehnstuhl mit der Angel in der Hand und harrte mit beispielloser Geduld, daß ein Fischlein kommen und nach der künstlichen Fliege schnappen möge, die trügerisch den Angelhaken verbarg. Sein Kammerdiener saß neben ihm mit dem ganzen Fischapparat und verfertigte die Fliegen. Je nachdem die Sonne weiter ging, rückte er auch Edwins Lehnstuhl weiter, so daß dieser beständig im Schatten der Bäume und Gebüsche saß, die den Weiher umgaben. Auf diese Weise verbrachte er seine Tage. Bei seinem erbärmlichen, stumpfsinnigen Anblick gewann wieder namenloses Mitleid mit Leonilla die Oberhand in Rüdigers Brust.

„Grüß Dich Gott, lieber Edwin!“ rief er.

„Nur fein ruhig! fein still!“ murmelte Edwin verdrießlich: „Du siehst ja . . . ich fische! Die Fische mögen nicht den Spektakel leiden, denn sie machen keinen.“

Rüdiger schlich leise heran, nahm den Sitz des Kammerdieners an und flüsterte:

„Edwin, es gibt eine Hochzeit.“

„Bist Du der Hochzeiter?“ fragte Edwin, von der Angel aufschauend.

„Getroffen! und Adriane ist die Braut.“

„Adriane,“ wiederholte Edwin gedankenlos.

„Weißt Du nicht mehr, die liebliche Adriane mit schwarzen Locken . . . sie gefiel Dir.“

„So? sie gefiel mir mit schwarzen Locken? Leonilla hat blonde . . . still! die Fische kommen sonst nicht.“

Es war nichts zu thun, als ihn seiner Fischerei zu überlassen. Rüdiger ging zu Osorio und theilte ihm die Wirkung seines Briefes auf die Fürstin und Adriane mit. Osorio durfte nur ganz wenig und ganz leise sprechen; allein die paar Worte waren voll jener tiefen Theilnahme, die aus dem Interesse für die Seelen mehr als für die äußeren Schicksale hervorgeht. Auch bezüglich Philibertens äußerte er dieselbe Theilnahme, gemischt mit einiger Besorgniß vor ihrer Zukunft, denn sie war noch sehr schwankend, sehr unfertig — und nicht gestützt durch den Gemal.

Von Tag zu Tag besserte sich Osorio's Zustand, doch eine wirkliche Genesung war sehr zweifelhaft. Kanzel und Beichtstuhl untersagte Doctor Melz gänzlich.

„Und wie er durch den Winter kommen soll, weiß ich nicht,“ sagte er im Vertrauen zu Rüdiger.

Da erhielt Rüdiger den zweiten Brief der Fürstin mit der herzlichen Bitte, Osorio möge den Winter bei ihr in Sorrent und Palermo zubringen. Rüdiger und Gräfin Euben waren beglückt durch diese Einladung und Osorio sagte erfreut:



„Bekomme ich Urlaub vom Ordinariate und von der Frau Baronin, wie ich nicht zweifle, so nehme ich dankbar die Einladung an. Acht Monate im tiefen Süden setzen mich hoffentlich in den Stand, die Seelsorge wieder aufnehmen zu können."

„Reichen Sie nur sogleich Ihr Gesuch bei dem Ordinariat ein, damit unserer Abreise Mitte September nichts im Wege stehe," bat Rüdiger.

„Sobald wir der Frau Baronin die Sache vorgetragen haben," versetzte Osorio.

„O, meine Cousine wird entzückt sein, Sie so gut aufgehoben zu wissen. Kommen Sie, wir wollen sogleich Alles in Ordnung mit ihr bringen, damit Sie noch heute um Urlaub — am besten auf ein Jahr — bitten können."

Leonilla saß in ihrem Zimmer vor einem Tisch, auf welchem Landkarten lagen, als die beiden Herren eintraten, und Rüdiger sagte gleich nach der ersten Begrüßung:

„Erlaube mir, Dir aus dem Brief der Fürstin Alcamo, den ich gestern Abend erhielt, eine Stelle vorzulesen, welche Dir ohne Zweifel große Freude machen wird."

Und er las die freundliche Einladung, die mit den Worten schloß:

„Palermo ist dem Nordwinde ausgesetzt. Catanea ist es nicht. Sollte Caplan Osorio's Gesundheitszustand

sich mehr für die Luft von Catanea eignen, so wird ihn dort ein Palast Alcamo aufnehmen, der freilich in einem etwas vernachlässigten Zustand ist, ihn aber doch beherbergen kann."

Finsterer Unmuth hatte sich auf Leonilla's Stirn gelagert, und als Rüdiger vom Brief aufschaute, sagte sie herbe:

„Die Fürstin Alcamo greift in mein Hausrecht ein. Caplan Osorio ist unter meinem Dach, ist mein Hausgenosse, ist Schloßcaplan zu Waldenhausen: wir werden das für ihn thun, was der Arzt für seine Gesundheit verlangt. Ist es ein Winter im Süden, so werden wir unseren Aufenthalt in Cadix, in Cairo, auf Madeira oder wo es sei mit ihm nehmen" ... —

„Nein, gnädige Frau," fiel Osorio ein, „dies großmüthige Anerbieten lehne ich dankbar und entschieden ab. Ich werde nie und unter keiner Bedingung darauf eingehen, daß Sie meinetwegen eine so große Reise machen, die ganz außerhalb Ihrer Lebensgewohnheiten liegt und die dem Herrn Baron höchst zuwider und vielleicht nachtheilig sein würde."

„Sie wollen also lieber hier sterben, als mit uns nach Cairo oder Madeira gehen und dort gesund werden!" rief sie zürnend.

„Es ist weder dieses noch jenes gewiß, gnädige Frau; — allein es ist unumstößlich gewiß, daß ich weder nach Madeira noch nach Cairo reisen werde."

„Wohl aber mit Graf Euben nach Sorrent."

„Ja, gnädige Frau, denn da liegt die Sache ganz anders. Der Herr Graf geht in jedem Falle nach Sorrent und ich begleite ihn; nicht für mich macht er die Reise — und sowohl in der Villa Alcamone als in einem Palast Alcamo gibt es ein überflüssiges Plätzchen, das die Güte der Frau Fürstin mir gönnt und das ich annehmen darf ohne zu befürchten, die Gastfreundschaft zu mißbrauchen."

„Sie schätzen das Anerbieten der Gastfreundschaft höher als das der Freundschaft, Herr Caplan."

„Das nicht, gnädige Frau; eine jede hat ihren hohen Werth, die meine ganze Dankbarkeit in Anspruch nimmt. Unter den gegenwärtigen Umständen aber kann ich nicht anders, als der huldvollen Einladung der Frau Fürstin Folge leisten oder hier bleiben."

„Das auf keinen Fall!" rief Leonilla: „nur ein Winter im tiefen Süden kann Ihre Brust herstellen — also reisen Sie mit meinem Vetter nach Sorrent, nach Catanea . . . . die Hauptsache ist Ihre Gesundheit, Ihr Leben."

Dann wendete sie sich an Rüdiger und fragte:

„Ist schon die Zeit Deiner Vermälung mit dem Prinzeßchen festgesetzt?"

„Nein! ich hoffe aber, daß sie bald stattfindet."

Mit eisiger Kälte entließ Leonilla beide Herren und Rüdiger sagte zu Osorio:

„Was für eine merkwürdige Frau ist meine Cousine! gleichgiltig für die ganze Welt — besorgt für Sie. Es freut mich, daß sich dadurch doch etwas von einem menschlichen Herzen offenbart . . . . gleichwohl ist mir das Warum ganz unbegreiflich."

„Solche excentrische Wesen," sagte Osorio, „ohne Grundsätze, die ihnen einen inneren Halt und einen festen Standpunkt geben, sind gar nicht zu berechnen; so wenig wie ein Schiff ohne Compaß, ohne Steuerruder und ohne Ballast in seinem Lauf zu berechnen ist. Es ist ein Spiel des Windes und der Wellen . . . . es kann keine Klippe vermeiden . . . . es kann an keinem Ufer landen . . . . und kommen Stürme — so muß es zu Grunde gehen. Diese Gedanken kommen mir immer bei der Frau Baronin und ihre Zukunft liegt mir schwer auf dem Herzen, denn ohne gewaltige Erschütterungen, die sie im tiefsten Wesen ergreifen und so zu sagen vernichten, wird dies stolze kalte Herz nicht bezwungen, wird die Versteinerung in trotziger Selbstsucht nicht gebrochen. Sie ist allerdings erstaunlich gütig für mich, erstaunlich rücksichtsvoll; doch eben weil es zum Erstaunen und mit einer großen Schroffheit verbunden ist, hat es keinen andern Grund als ihre Laune. Wahres Wohlwollen ist gleichmäßig."

Nach einigen Tagen ließ Leonilla Doctor Melz rufen und sagte:

„Doctor! Sie sind ein Prophet!"

„Wie so, Frau Baronin?“ fragte er ganz bestürzt.

„Sie sind bestürzt, weil ich nichts auf Prophezeiungen gebe, nicht wahr? Nein, ich will es anders ausdrücken und sagen: Sie haben mir eine richtige Prognose gestellt: mein Nervensystem ist über die Maßen erschüttert. Ich habe keinen Schlaf und kann nichts essen, als Gefrornes und Früchte.“

„Das ist es eben, gnädige Frau! wollten Sie sich entschließen, Beefsteak, Braten und Schinken zu essen, so würden Sie ganz vortrefflich schlafen.“

„Wenn ich Ihnen sage, daß ich dergleichen Speisen nicht essen kann, so kann ich eben nicht: das, Doctor, müssen Sie sich merken. Mein Nervensystem muß durch etwas Anderes gestärkt werden, als durch Schinken.“

„Und wodurch wünschen Frau Baronin Ihren ganzen Organismus zu kräftigen?“

„Durch Luftveränderung . . . . überhaupt durch Veränderung. Es liegt etwas Ermattendes, ich möchte sagen Ertödtendes in der Einförmigkeit meines Lebens; — sie bildet gleichsam dessen Grundton — und er klingt immer durch, wenn auch die Wintermonate in der Residenz und im Sommer dieser und jener Besuch einige Abwechselung der Oberfläche bringen. Eine lähmende Monotonie bleibt vorherrschend, und die armseligen Freuden des Faschings bringen mir keine Zerstreuung. Deshalb habe ich beschlossen, nach dem

Süden von Europa zu gehen und den Winter in Italien, Spanien, Sicilien zuzubringen. Das wird uns Allen heilsam sein — nicht nur mir, sondern auch dem Baron und Ihnen. Haben Sie also die Güte, meinen Mann für diesen Plan zu stimmen. Dies wird Ihnen nicht schwer werden, wenn Sie das Wort Leiche in Beziehung auf mich fallen lassen. Der Baron haßt den Tod und was damit zusammenhängt so sehr, daß er in Alles einwilligen wird, was mein Leben verlängert. Ich aber muß suchen, dies Leben zu ertragen."

„Der Herr Baron ist dermaßen in die Fischerei versunken, daß es nicht leicht sein wird, ihn für eine lange Reise, die ihn ohnehin langweilt, zu gewinnen."

„Gleichviel, Doctor! es muß geschehen. Wir gehen an's Meer, zuerst nach Neapel. Da kann der Baron den ganzen Tag im Nachen sitzen und fischen. Machen Sie ihm das klar."

Doctor Melz war ganz von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Alles geschehen werde und geschehen müsse, was Leonilla wolle, und so begab er sich alsbald zum Weiher im Park, wo Edwin stumm und unbeweglich saß und die schwimmende Fliege seines Angelhakens anstarrte.

Der Doctor lobte zuerst, um Edwins Aufmerksamkeit zu fesseln, diese bewundernswerthen kunstvollen Fliegen und setzte dann leise flüsternd hinzu:

„Wie schade, daß der Winter kommt. Dann ist's aus mit dem Fischen. Der Weiher friert zu."

„Der Weiher? nein! er friert nicht zu," flüsterte Edwin.

„Jetzt nicht, aber im Winter."

„Ja, im Winter!" sagte Edwin in einem Tone, als sei der Winter etwas, das sich alle hundert Jahre Einmal ereigne.

„Die Tage werden schon kurz und die Nächte kühl. Der Winter kommt bald hieher und dann liegt Eis auf dem Weiher. Es gibt aber Länder, wo man jahraus jahrein fischen kann."

„Sind diese Länder weit von hier?"

„Lange nicht so weit wie Amerika."

„Kann man leicht nach diesen Ländern kommen?"

„Außerordentlich leicht."

„Aber gibt es auch dort so viel Fische, daß man jahraus jahrein fischen kann?"

„Da können tausend Menschen hundert Jahre fischen und immer noch sind Fische übrig."

„Welch ein ungeheuer großer Weiher muß das sein."

„Ja! er heißt das mittelländische Meer."

„Dahin will ich — wenn Leonilla will," sagte Edwin entschlossen — und die Sache war abgemacht.

Bevor Leonilla ihre Absicht in Oberau und an Osorio mittheilte, kamen Briefe von der Fürstin. Sie

lud Gräfin Euben, Graf und Gräfin Teutleben, Baron und Baronin Ertingen und Baron und Baronin von der Walden zur Vermälung ein. Sie hatte eine Villa neben der Alcamone genommen, um alle Gäste aus Deutschland aufzunehmen.

Niemand war innerlich froher über diese Einladung als Leonilla. Es machte sich jetzt ganz natürlich so, daß sie nicht zum Winter nach Deutschland zurückkehrte.

„Wir folgen Ihnen," sagte sie zu Osorio, als dieser in der Mitte des Septembers mit Rüdiger nach Sorrent abreiste.

Ertingen hatte Rüdiger beauftragt, ihn und Lydia bei der Fürstin zu entschuldigen.

„Wir würden ja sehr gern unsere allerliebste Schwägerin kennen lernen," sagte er, „aber primo ist eine solche Reise sehr kostspielig und secundo — was eigentlich primo ist — ist sie ganz unmöglich; denn drei kleinwinzige Kinder und das vierte in Erwartung, halten Lydia fest .... und folglich auch mich. Sonst würde ich für mein Leben gern das Land sehen, wo die Citronen blühen, wie bei uns die Apfelbäume."

Gräfin Euben war zum Besuche bei Philiberte auf Theoderichs Bergschloß, als dort die Einladung anlangte.

„Wir gehen nach Sorrent — nicht wahr, Theoderich?" sagte Philiberte schmeichelnd: „man reist so schnell .... zu den Jagden sind wir wieder hier."

„Das kommt darauf an, Philli! . . . . denn ich denke, weil wir dort in der Nähe sind, wollen wir den Aetna besteigen."

„O herrlich! erst die Hochzeit und dann die Besteigung des Aetna mit seinen berühmten Kastanienbäumen!"

„Ihr meint wohl den Vesuv?" sagte Gräfin Euben verwundert.

„Mit nichten, Mama, den Aetna mein' ich, den gewaltigen, schneebedeckten Aetna, den der zürnende Zeus auf den alten Titanen — wie heißt er doch? — warf, der die vulkanischen Ausbrüche veranlaßt, wenn er seufzt und sich regt. Den Vesuv zu besteigen ist gar kein Spaß mehr. Die albernen Eisenbahnen verderben überall das Interessante des Reisens: Mühe und Beschwerde."

„O bitte, Theoderich, laß uns den Vesuv mit der Eisenbahn befahren. Das ist doch eine ungeheuere Curiosität! — und dann den Aetna."

„Wenn es Dich freut, Philli, sehr gern."

„Frauen haben, glaube ich, noch nie den Aetna bestiegen," wendete Gräfin Euben ein.

„Warum sollte es nicht geschehen, wenn es sie freut, Mama?" sagte Teutleben.

Er war dermaßen in Philiberte verliebt, daß er Alles that, was ihr im Traum einfiel und daß Gräfin Euben nicht wußte, sollte sie sich darüber freuen oder

nicht, weil es schwerlich so bleiben würde und Philiberte dann wieder Gefahr lief, aus der Fassung zu kommen.

„Es ist mir sehr interessant, daß ich dies kleine Meerwunder, Adriane Alcamo, vor anderthalb Jahren so zu sagen entdeckt habe, als noch kein Mensch eine Ahnung von ihrer Existenz hatte," sagte Teutleben.

„Rüdiger ausgenommen," sagte die Gräfin lächelnd.

„Ja, Rüdiger! von dem kann es wohl heißen: Stille Wasser sind tief. Er spinnt einen Roman an, der im dritten Stock in einem Maleratelier beginnt" ... —

„O, viel früher, im Park von Aigen mit einem Kinde und einem Hunde!" rief Philiberte.

„Bravissimo! das wird immer zauberhafter! — und der im Palast eines sicilianischen Fürsten den ersehnten Abschluß findet. Dergleichen geschieht nicht alle Tage. Ich bin ganz stolz auf meinen Schwager — obschon ich bekenne, daß es in der Familie Euben ein Mitglied gibt, auf das ich noch stolzer bin" — und verbindlich küßte Teutleben die Hand seiner Schwiegermutter.

„Schauspieler," sagte Gräfin Euben, und klopfte ihn mit ihrem langen weißen Finger auf die Hand.

„O nein, Mama!" rief Philiberte: „er spricht wahr und recht."

„Wird denn auch Leonilla nach Sorrent gehen und Edwin mitschleppen?" fragte er.

„Darüber habe ich keine Ahnung," entgegnete die

Gräfin: „es wäre am besten, wenn sie ihn ruhig daheim ließe und mit uns die Reise machte, die ihn sehr ermüden wird, während er in Waldenhausen unter des Doctors Aufsicht gut aufgehoben in seiner Ruhe bleibt, und sie sehr gut anderthalb bis zwei Monate entbehren kann. Dann komme ich auf jeden Fall zurück, denn gegen Weihnachten bedarf Lydia meiner Pflege."

„Wir bleiben aber länger in Italien, nicht wahr, Theoderich?" sagte Philiberte ganz eifrig: „auf uns darf Leonilla nicht bei ihren Plänen rechnen."

„Das war auch durchaus nicht meine Meinung," erwiederte die Gräfin.

„Wir gehen wohin Du willst, Philli, und bleiben wo Du willst," entgegnete Teutleben: „nur Eines bitte ich mir aus: wir bleiben nicht länger als drei Wochen in dem melancholischen Rom — in diesem uralten Schutthaufen, aus dem nichts hervorragt, als ein paar Kirchen und Paläste."

„Ein paar Kirchen?" sagte die Gräfin lächelnd: „es sind über dreihundert."

„Gleichviel! ich bin mit drei Wochen in Rom zufrieden, wenn ich nur den ganzen Winter in Italien bin!" sagte Philiberte. Sie wünschte sehr eine längere Zeit verstreichen zu lassen, bevor sie mit Theoderich wieder in der Gesellschaft der heimischen Residenz erschien.

„Wann ist denn der Hochzeitstag?" sagte Theoderich und nahm das Schreiben der Fürstin zur Hand: „unbestimmt, gegen Mitte Oktober .... um die fernen Gäste nicht zu einer übereilten Reise zu drängen .... vortrefflich! Mama, wann bist Du reisefertig."

„Wenn ich morgen nach Oberau zurückkehre .... in acht Tagen."

„Acht Tage um Deinen Koffer zu packen, der nichts enthalten wird, als ein paar Kleider in Halbtrauer; Mama, das ist unerhört!" rief Teutleben empört: „in drei Tagen sind wir reisefertig, nicht wahr, Philli."

„Das kann ich doch nicht versprechen, lieber Theoderich! auch die Halbtrauer macht ihre Ansprüche an Elegance."

„Versteht sich, Philli! elegant müssen Damen immer sein. Kann das nicht in drei Tagen bewerkstelligt werden: so nehmen wir uns acht Tage Zeit .... denn ich verlange durchaus, daß das kleine sicilianische Meerwunder Dich in keiner Weise überstrale."

Als Gräfin Euben ein paar Tage später von Oberau nach Waldenhausen kam, rief Edwin ihr entgegen so laut und so froh er nur konnte.

„Tante! ich fische hier .... ich fische dort .... ich fische beständig! .... wir reisen zum Meer."

„Also bist Du entschlossen die weite Reise mit Edwin zu machen," sagte besorgt die Gräfin zu Leonilla.

„Ja, ich hatte schon längst so etwas im Sinn," erwiederte Leonilla gelassen: „die Meerluft ist nervenstärkend. Ich wußte nur nicht wohin. Ich dachte an die Insel Wight und an Torquay in Devonshire. Aber die Einladung der Fürstin Alcamo entscheidet die Frage. Wir brechen nächstens auf. Ich hatte inzwischen zwei Telegramme von Osorio. Das eine aus Genua, wo sie sich einschifften; das andere gleich nach seiner Ankunft in Sorrent. Die Reise hat ihm wohlgethan. Was schreibt Dir Rüdiger über ihn?"

„Ganz dasselbe. Gott gebe eine durchgreifende Besserung."

„Ich rechne fest darauf, Tante; Menschen wie Osorio dürften im Grunde gar nicht sterben; aber sicher nicht bei dreißig Jahren."

„Freilich ist sein Leben ein Segen für Viele .... doch manche Seelen werden in frühen Jahren reif für den Himmel."

„Schauerlicher Gedanke, Tante! ein Osorio könnte sterben und ein Edwin graue Jahre erleben! — ich gönne sie ihm, dem armen Edwin .... allein was wäre das für eine Oeconomie in der Natur, das Unbrauchbare zu erhalten, das Brauchbare zu vernichten."

„In der Ewigkeit werden wir die Weisheit göttlicher Fügungen erkennen, die etwas ganz Anderes ist als blinde Naturkraft."

„Wie geht's da oben im Bergschloß," sagte Leonilla

abbrechend: „ist man noch im Turteltaubenzustand?" — und ohne die Antwort abzuwarten sprach sie wieder von der Reise, und daß sie Edwins wegen auch den Weg mit dem Dampfschiff schon von Marseille aus einschlagen wolle; da Doctor Melz die lange Eisenbahnfahrt für ihn nicht zweckmäßig finde.

„Du wirst also den ganzen Winter abwesend sein?" fragte Gräfin Euben.

„Gewiß! und vielleicht noch länger. Hier geht Alles seinen festen gutgeschulten Gang. Zweimal im Monat werde ich mir Berichte schicken lassen, aus denen ich entnehmen werde, ob man die Ordnung inne hält. Weiter ist nichts nöthig; ich behalte die Zügel in der Hand, gleichviel ob ich hier bin oder in Neapel. Daß ein Leben, wie ich es seit fünf Jahren neben Edwin führe, die Nerven etwas angreift und sehr müde macht, brauche ich Dir nicht zu sagen. Ich weiß, Du bist immer dagegen gewesen, daß Edwin sich vereheliche; Du hattest Mitleid mit seiner Gattin. So wirst Du leicht einsehen, daß ich einmal eine gründliche Veränderung des Orts und der Umgebung vornehmen muß, um dem Druck der Verhältnisse nicht zu erliegen."

„Ich begreife vollkommen die Schwere dieses Druckes, liebste Leonilla: ich fürchte nur, daß eine solche ganz äußerliche Veränderung Dir keine wesentliche Erleichterung bringen wird .... wenigstens keine andauernde. Zerstreuung wirst Du finden — Ruhe nicht," sagte

die Gräfin mitleidig, denn Leonilla hatte sich noch nie so offen über ihre Lage ausgesprochen.

„Zerstreuung ist das, was ich wünsche, beste Tante! mit einer Ruhe, die mich veranlaßte mit meinem eisernen Joch zufrieden zu sein, wäre mir nicht gedient."

„Aber Dir wäre geholfen, armes Kind."

„O bitte, Tante, nur kein Bedauern!" versetzte Leonilla kalt und hoch. „Das kann ich gar nicht vertragen, weil gar nicht brauchen."

Die Gräfin schwieg. Dieser Seele, die sich wie ein Igel abstoßend zusammenballte gegen den leisesten religiösen Einfluß, fühlte sie sich nicht gewachsen.

Mit unbeschreiblicher Hast betrieb Leonilla die Vorbereitungen zu einer Reise, welche sie nach Gutdünken verlängern oder abkürzen wollte. Es war als fürchte sie, irgend ein Hinderniß werde die Reise unmöglich machen. Als sie im Wagen saß athmete sie tief auf und seufzte: Endlich! . . . . endlich! nach Sorrent.

„Ja, zum Fischen, jahraus jahrein," sagte Edwin.

Drittes Kapitel.

In die stille Alcamone war ein froh bewegtes Leben eingezogen. Rüdiger und Adriane waren vermält. Eigentliche Festlichkeiten gab es nicht, weil man sich in Graf Eubens Todesjahr befand und weil die schwache Gesundheit der Fürstin es ohnehin nicht gestattete; aber das Leben war ein Fest. Rüdiger und Adriane waren glücklich, Theoderich und Philiberte waren glücklich, Gräfin Euben und die Fürstin waren glücklich im Glück ihrer Kinder. Mario Tarregiano und seine Mutter, obschon schmerzlich getäuscht in ihren Hoffnungen, wollten doch mit den Verwandten im freundschaftlichen Verhältniß bleiben und benahmen sich demgemäß mit Theilnahme und Herzlichkeit, wofür ihnen die Fürstin, die Mario's Wünsche früher begünstigt hatte, den innigsten Dank wußte. Jetzt, da die Sorge um Adrianens Zukunft sie nicht mehr quälte, besserte sich auch ihre Gesundheit, wie es schien, und in tiefer Demuth dankte sie dem gütigen Gott für die unverdiente Gnade, daß Jazinta Fredini solche halcyonische Tage erlebe.

Osorio wohnte bei ihr in der Alcamone, nicht in der benachbarten, für die Gäste eingerichteten Villa. Adriane hatte gesagt:

„Unseren guten Engel behalten wir unter unserem Dach.“

In ihrer lebhaften und anschmiegenden Weise hatte sie tausend kleine Aufmerksamkeiten, um ihm seinen Aufenthalt so bequem, so zuträglich und so angenehm wie möglich zu machen, und die gute Filomena, die er einst in schwerer Krankheit so fleißig besucht hatte, vergalt es ihm freudig durch treue Dienstfertigkeit. Wie alle Brustkranke hielt er sich für weniger leidend als er wirklich sein mochte und zählte, obschon immer vereint mit dem Willen Gottes, doch ziemlich fest auf seine Genesung.

Der zufriedensten Einer war Edwin. Stunden und Stunden saß er im Nachen, neben ihm sein Kammerdiener, der die nöthigen Fliegen anfertigte und Gaetano der Fischer, dem der Nachen gehörte und Ruder und Segel handhabte, wobei ihn sein Sohn Antonio unterstützte. Beide suchten aus allen Kräften die Liebhaberei des guten Edwin zu nähren, die für sie einträglicher war, als der Fischfang eines halben Jahres. An Edwins Angel kamen Wunderdinge zu hängen, Meersterne, Seequallen, Polypen; — am seltensten freilich Fische, welche in jenen Meeren überhaupt nicht bei Tage, sondern Nachts zwischen Untergang und Aufgang

der Sonne gefangen werden. Das hatte aber für Edwin nichts zu sagen, wenn nur irgend etwas, und sei es Seetang, an seinem Angelhaken hängen blieb. Er begriff nicht, daß die ganze Gesellschaft, anstatt sich auf den Fischfang zu begeben, andere Excursionen vorzog und lieber in Pompeji ein ausgegrabenes Stück Leben aus der römischen Kaiserzeit betrachtete; — lieber an den Tempeln von Päſtum die Cultur Großgriechenlands in diesen Monumenten dorischer Kunst bewunderte. Zuweilen gab es aber auch an schönen Abenden Wasserfahrten, bei denen Philibertens und Adrianens liebliche Stimmen ihren süßen Nixengesang hören ließen und Mario Tarregiano zur Guitarre sicilianische Volkslieder sang.

„O, Mama, wenn ich nur nicht vor Glückseligkeit sterbe," sagte Adriane, als sie eines Abends von einer solchen Wasserfahrt im Mondschein heimkehrte, und umarmte die Fürstin, die sich von der Abendluft fern hielt und bei der sich Osorio befand.

„Die paar Tage von Glück wirst Du schon aushalten, süßes Kind," sagte die Fürstin und streichelte zärtlich Adrianens Locken — und Osorio setzte hinzu:

„Der Tod wird bald genug in diesen Kreis hineingreifen."

„Wie so, Hochwürden!" rief starr vor Schreck Adriane.

„Denken Sie nur wie viel Menschen wir hier bei-

sammen sind; — das kann ja doch nicht ewig so fortgehen."

„Nein, ewig nicht, aber doch bis .... bis" ....

„Bis zum Ende der Welt!" fiel Osorio lachend ein.

„Bis zum Ende des Jahrhunderts!" rief sie fröhlich und hüpfte von dannen.

Zwischen diesen Menschen, um die sich ein Band der Liebe und des Wohlwollens schlang, stand Leonilla wie ein Marmorbild. Trostlosigkeit, wortlose, namenlose, maßlose, hing wie ein undurchdringlicher Trauerflor um ihre Seele. Alle diese Menschen waren glücklich. Vorübergehend, ja, aber sie waren es in der Gegenwart. Sie konnten sagen in der Stunde der Trübsal: ich bin glücklich gewesen. Sogar die, deren Leben sie durchkreuzt hatte, Rüdiger, Theoderich — tranken aus dem Kelch der Freuden, während der Kelch, den das Leben ihr darbot, nichts als die bitterste Bitterkeit ohne einen einzigen süßen Tropfen enthielt! keinen versöhnenden Tropfen! ihre Eltern — gleichgiltige Egoisten; ihr Mann — ein schattenhaftes Gebilde; keine Kinder, keine Geschwister, keine Freunde — gar nichts! gar nichts auf der weiten Welt, als das todte Ding — Geld. Aber hätte ich auch das Alles, was ich nicht habe — was hätte ich denn? was könnte mir, dauernd, ein Jean de Vaudreuil sein, der nichts im Kopf hat als seine Carriere! Was ein Theoderich, der

in Launen und Genußsucht lebt! Was ein Rüdiger — charakterlos und verschwommen wie er ist! — Was eine Philiberte, die heute ihrem Mann davonläuft und morgen ihn anbetet. Nein, nicht den kleinen Finger meiner Hand bewege ich jetzt, da ich die unerhörte Armseligkeit der Menschen erkannt habe, um Einen aus ihnen zu gewinnen, zu fesseln. Freilich! freilich! .... — so fuhr sie in ihren langen, langen Selbstgesprächen fort — da ist ein Mensch .... aber der gehört nicht zu der großen allgemeinen Heerde .... der gehört einer andern Sphäre an .... der lebt mit ganz anderen Gedanken und Gefühlen, und für ganz andere Ziele und Bestrebungen .... und zu wissen, zu sehen, daß ein solcher Mensch in dieser elenden bestaubten Welt existirt, ohne sich im Staube zu vergraben — das wäre genug, um die Mühe des Daseins zu ertragen .... und dieser Mensch .... — — Sie griff mit beiden Händen an ihre Stirn, in ihre Locken; sie sprach das furchtbare Wort nicht aus, das wie ein drohendes Gespenst im Hintergrunde ihrer Gedanken lag, aber sie wußte, daß es dort lag: dieser Mensch stirbt! — —

Als sie nach Sorrent kam, als sie Osorio wiedersah und von allen Seiten hörte er befinde sich besser, er habe sich schon gekräftigt und bedürfe nur der Ruhe, um vollständig zu genesen — da nahm sie ein Etwas in seinem Auge wahr — war's ein Schimmer, war's

ein Schatten? — das sie früher nie bemerkt hatte, das fremd und unheilverkündend sie anschaute und ihr die Ahnung in's Herz senkte: Er stirbt. Sie fragte den Doctor:

„Wie finden Sie Caplan Osorio?"

„Ueberraschend gut! das ganze Nerven- und Gefäßsystem ist gehoben."

„Ja wohl .... dermaßen gehoben, daß es ganz rasch die Kräfte aufzehren wird."

„Die herrliche Meeresluft stärkt ihn, die Sonne, die in dieser Jahreszeit nur erwärmt und nicht brennt, verbunden mit der gleichmäßigen Temperatur, thut ihm sichtlich wohl" ....

„Herr Doctor, lassen Sie Ihre allgemeinen Redensarten und Ihren Optimismus bei Seite! .... wie finden Sie Caplan Osorio?"

„So gut wie es nach den Umständen zu erwarten ist, gnädige Frau," sagte er trocken.

„Genug! ich weiß Bescheid," sagte sie kalt, aber sie bebte vom Scheitel zur Sohle.

Zuweilen faßte sie Muth und Hoffnung, weil Osorio selbst voll Hoffnung war und sich mitunter an der Gesellschaft in einer Weise betheiligte, die ihr gewagt schien.

„Sie müssen nicht immer der Aufforderung dieses Kindes, dieser Adriane, folgen," sagte sie einmal zu Osorio, als er an dem Ritt Theil nahm, den man



zu Esel nach Sta. Agata auf der Höhe des Bergrückens unternahm. „Wir freuen uns, wenn Sie zwischen uns Anderen sind, allein es ermüdet Sie doch und das müssen Sie durchaus vermeiden."

„Die Aussicht von der Villa Pignatelli ist so wunderschön und so großartig, daß ich die kleine Ermüdung nicht bedauern kann, gnädige Baronin," versetzte Osorio.

„Ich bin dieser Naturschwärmerei ganz überdrüssig!" sagte sie wegwerfend. „Was ist denn daran zu bewundern, daß man sich hoch genug befindet, um zugleich den Golf von Neapel rechts und den Golf von Salerno links zu sehen."

„Nicht die Höhe ist zu bewundern, aber die großartige Mannigfaltigkeit des überreichen Bildes."

„Immer Wasser, Luft und Erde, Herr Caplan."

„Ja, der Blick in den Himmel würde schöner sein — das gebe ich zu," entgegnete er sanft.

„Genug, Sie dürfen nicht allzu nachgiebig sein, Herr Caplan."

„Ich gestehe, daß ich es zuweilen gern bin. Wenn ich mich wohl fühle, wie jetzt fast immer, wäre es überdies unfreundlich die Aufforderung zur Theilnahme beständig abzulehnen."

„Sie fühlen sich also wirklich kräftiger als vor der Reise?" fragte sie dringend.

„Ohne Frage!" antwortete er entschieden.

Das tröstete sie denn ein wenig ohne sie wirklich zu beruhigen. Sie war so überfüllt von ihren Gedanken, daß sie in der Gesellschaft zerstreut und einsylbig war. Sie hing ihrer Liebhaberei nach, welche darin bestand, allein mit dem Schiffer Vito weit hinaus in's Meer zu fahren.

„Da singt die Cellenza zuweilen wie eine Syrene," erzählte Vito wenn er heimkehrte: „gewöhnlich aber ist sie ganz still und schaut über das Meer hinweg."

Rüdiger hatte Mitleid mit Leonilla; Theoderich nicht. In einem traulichen Gespräch äußerte Theoderich einmal gegen Rüdiger:

„Sie ist ein böses Weib, eine wahre Hexe. Ganz kaltblütig, ohne von Leidenschaft hingerissen oder verblendet zu sein — was freilich keine Entschuldigung, aber doch eine Erklärung wäre — stiftet sie Unheil. Sie kann es nicht leiden, daß Jemand zufrieden ist; sie muß ihn stören in seiner Ruhe, in seiner Liebe, in seinem Glück, in seinem Glauben — worin es sei, sie muß ihn stören . . . . dazu wendet sie ihre Schönheit, ihren Verstand, ihre Ueberlegenheit, all' ihre Gaben an — und das ist ganz diabolisch. Darum sage ich: ein böses Weib."

„Ein unglückliches Weib," sagte Rüdiger.

„Sie ist doch wahrlich kein Engel des Lichts für Dich gewesen."



„Nein! allein das ist kein Grund, um auf sie den Stein zu werfen, der richtiger mich treffen müßte."

„Immer sublim .... immer in höheren Regionen, Freund Rüdiger," sagte Teutleben und blickte den Spiralwölkchen seines Cigarrenrauches so ernst nach, als ob diese ihm höhere Regionen bezeichneten.

„Im Gegentheil! ganz auf festem Boden!" versetzte Rüdiger: „ich hatte Glauben und Grundsätze; ihr fehlte jener und folglich auch diese. Wer trägt die größere Schuld — sie, die blind handelte, oder er, der sich blenden ließ."

„Auf solche haarspaltende Fragen lasse ich mich nicht ein; bemerke Dir jedoch, daß sie keineswegs ganz blind ist. Sie hat ihren guten Verstand und der spricht denn doch in allen Dingen ein Wörtchen mit; obschon er gerade jetzt sehr umnebelt ist."

„Bester Freund! Kämpfe für die Wahrheit zerstreuen allmälig die Nebel."

„Für die Wahrheit?" rief Teutleben und sah seinen Schwager befremdet an: „ich wiederhole Dir, Du schwebst immer in höheren Regionen. Ich rede von einer Thatsache — und das ist diese: Leonilla hat eine Leidenschaft für diesen vortrefflichen Osorio gefaßt" .... —

„Sprich nicht solchen Unsinn!" rief Rüdiger, sprang auf und warf seine Cigarre fort.

Teutleben nahm eine andere Cigarre, reichte sie

ganz gemüthlich seinem Schwager und fuhr fort, als ob keine Unterbrechung statt gefunden habe:

„Eine platonische Liebe — das versteht sich! für diesen hinsterbenden Mann: das ist mir so klar wie das Einmaleins. Ich habe mich während eines ganzen Jahres auf wilden Streifzügen von den Verkehrtheiten der Menschen entwöhnt. Ich komme in ihre Kreise gleichsam mit frisch gewaschenen Augen zurück. Folglich sehe ich schärfer und erkenne deutlicher, wie sie beschaffen sind und was um mich vorgeht, als Ihr Uebrigen, die Ihr Euch in Leonilla's Seltsamkeiten, Schroffheiten u. s. w. u. s. w. fest eingelebt habt."

„Es wäre ja ein wahnwitziger Einfall," rief Rüdiger.

„Ich bitte Dich, setze Dich wieder zu mir. Dein Zimmer ist zu klein, um darin auf und nieder im Tempo eines verwundeten Panthers zu rennen. Das macht mich nervös und raubt mir alle Gemüthlichkeit, die hier in solchem Grade zu Hause ist, daß ich fast meine Aetna-Expedition vergesse. Setze Dich, rauche Deine Cigarre . . . . das beruhigt Dich wieder. So. — Ja, es ist ein wahnwitziger Einfall. Doch das ist kein Grund, daß Leonilla ihn nicht habe. Im Gegentheil. Weshalb sie von Anfang an einen sympathischen Zug zu diesem frommen Menschen gehabt hat — das ist so unerklärlich wie überhaupt jede Zuneigung ist. Aber ich weiß es. Im Winter vor anderthalb Jahren

interessirte sie sich schon lebhaft für ihn . . . . zu meinem größten Erstaunen. Ein frommer Priester, der sich um nichts und um Niemand bekümmert, und nur für seine ernsten Seelsorgpflichten lebt — welch' Interesse konnte er einer Leonilla einflößen? Vielleicht das der Neugier. So dachte ich. Darauf manövrirte sie so lange, bis er nach Waldenhausen kam und ein Jahr unter ihrem Dache lebte — stets in gleicher Weise um nichts und Niemand sich bekümmernd als um seine Seelsorgpflichten, welche sie, gemäß ihrer Gesinnung, nicht in Anspruch nahm, so daß er auf denselben fernen, höflichen Fuß mit ihr blieb, während er sich mit Euch Allen in Oberau befreundete. Dies ist ihr neu, überraschend, unbegreiflich und, nach Frauenart, begeistert sie sich für das was sie nicht begreift und was überhaupt kein Mensch begreifen kann. Ich schätze Osorio ungemein . . . . Du lächelst? . . . . ich wiederhole den Ausdruck meiner Hochschätzung, denn er hat die Philli auf einen Standpunkt gebracht, der mich entzückt. Er hat ihr Folgendes eingeprägt: Seien Sie jetzt so für Ihren Mann, wie Sie auch künftig sein werden, wenn Tage kommen, die nicht rosenroth — ja, vielleicht Stunden, die schwarz sind. Das hat er ihr hier auf ein Blättchen geschrieben, das in ihrem Gebetbuch liegt. Welche angenehme Aussicht ist das für einen armen Ehemann, der seine menschliche Schwachheit kennt und den Trost hat, die Gattin unter dem

Einfluß eines so weisen Rathgebers zu wissen. Also: ich folge dem Beispiel der Oberauer und ehre und schätze ihn ... ja, ich habe ein gewisses Zutrauen zu ihm" ... — —

„Benutze das zum Vortheil Deiner Seele," fiel Rüdiger ein: „hätte Leonilla das gethan, so stände es jetzt ganz anders mit ihr."

„Mir liegt jetzt die Aetna-Expedition im Kopf ... habe ich sie hinter mir, so denke ich vielleicht an andere Dinge, zu denen die Philli mich zu drängen sucht."

„Aber der Aetna bleibt ... und wer kann behaupten, daß Osorio unter uns bleiben wird!" sagte Rüdiger lebhaft.

„Der Aetna bleibt? ... das ist fraglich, Freund Rüdiger. Hat der Hekla nicht eben jetzt halb Island verwüstet? wer weiß was dem Aetna einfällt! ... Nein! den muß ich erst besteigen, schon wegen Philli, die es so sehr wünscht."

„Philli würde weit mehr wünschen."

„Nichts da!" unterbrach Theoderich: „versuche Deine Ueberredungsgabe an Leonilla ... bringe sie zur Vernunft. Es ist ja ein erbärmliches Schicksal Edwins Frau zu sein, aber sie ist es nun einmal! ... und will sie sich verlieben, nun, so gibt es ja unzählige Männer, die sich besser dazu eignen, als der fromme todkranke Osorio. Bringe ihr das bei. Du stehst ja mit ihr auf freundschaftlichem Fuß; — ich nicht. Wir können uns im Grunde Beide nicht leiden."



„Ich theile aber gar nicht Deine Ansicht," entgegnete Rüdiger, „und ich finde nichts in Leonilla's Benehmen, was dieselbe bestätigt. Sie hatte Rücksichten für ihn, die einem Geistlichen — Aufmerksamkeiten, die einem schwer Kranken gebühren, so lange er bei ihr in Waldenhausen war. Hier hat das aufgehört, denn er ist der Gast meiner Schwiegermutter. Dort wie hier hat sie ihm aber nie ein freundliches Wort gesagt. Ihr Ton ist immer herrisch oder abstoßend, herausfordernd oder spöttisch, wenn sie mit ihm spricht. Das verräth keine Zuneigung."

„Nein! es verhüllt sie. Uebrigens wird ihr auch diese Grille vergehen, so gut wie manche andere — und das ist beruhigend," sagte Theoderich gleichmüthig.

„Ihr sitzt hier bei Eueren Cigarren und wir warten auf Euch bei unseren Eseln," sagte Adriane lebhaft eintretend.

„Schönste aller Schwägerinnen, wohin soll der Ritt gehen?" sagte Teutleben und stand rasch auf.

„Ueber den Bergrücken nach Amalfi. Die Tage werden kurz; wir dürfen nicht zögern. Kommt nur ganz geschwind."

Unten stand Leonilla und sagte zu Doctor Melz, indem sie die Zahl der Esel übersah:

„Will der Baron mitreiten?"

„Bewahre der Himmel! wie die Auster an ihrer Schaale, so fest hängt er an seinem Nachen."

Indem traten die Herren und Adriane aus dem Hause. Auch Osorio.

„Herr Caplan," rief Leonilla entsetzt, „Sie werden doch den starken Ritt nach Amalfi nicht mitmachen?"

„Ich wage es, gnädige Frau! der Doctor hat bei dem herrlichen Wetter nichts dagegen," gab Osorio zur Antwort und Adriane sagte:

„Sei unbesorgt, Leonilla! ich habe einen Esel für ihn ausgesucht, der einen Schritt hat sanft wie ein Lämmchen, das auf Sammet geht."

„Das klingt ja ganz lieblich ... aber wir kommen auf die Höhe des Bergrückens und da gibt's immer Wind," sagte Leonilla trostlos.

„Wagen gewinnt, Herr Caplan!" rief Adriane und klatschte siegesfroh in die Hände, als Osorio im Sattel saß.

Fort ging die Cavalcade. Vom Balcon blickte Jazinta froh über die allgemeine Fröhlichkeit ihr nach. Sie hatte auch ihre Gedanken bezüglich Leonilla's, aber sie trug sie still in der Brust.

Rüdiger hielt sich so viel wie möglich an Leonilla's Seite auf, immer hoffend, einen günstigen Augenblick für ein trauliches Gespräch zu benutzen. Sie schien es nicht zu wünschen. Der Esel der sie trug hatte keinen sichern Tritt auf dem Felsenweg; er strauchelte ein paar Mal. Rüdiger stieg ab und ging neben Leonilla her. Sie sagte:

„Es ist nicht nöthig, ich danke Dir. Ich verstehe ja zu reiten."

„Ein Pferd ist leichter zu regieren als ein Esel."

„Das ist richtig; denn das Pferd ist klug und versteht das, was es verstehen soll. Der Esel aber ist dumm und ist verstockt, nach Art der Dummheit."

„Leidet also Dein gutes Grauchen an diesem unheilbaren Uebel, so erlaube mir an Deiner Seite zu bleiben."

„Adriane wird eifersüchtig werden," sagte sie mit ihrem eisigen Lächeln.

„Dazu ist keine Veranlassung . . . und überdies hat sie sich vorgenommen bei Osorio zu bleiben für den Fall, daß er nicht so rasch reiten will wie die Uebrigen."

„Es wäre klüger gewesen ihn zu überreden daheim zu bleiben."

„Scheint Dir die Gefahr so nah?"

„Wie nah?" rief sie erbleichend.

„Daß ein solcher Ritt ihm wesentlich schaden könnte."

„Ich begreife Euch nicht!" brach sie aus: „Euch Alle nicht! Ihr schätzt Osorio hoch, Ihr seid ihm dankbar, Ihr seid ihm befreundet . . . und Ihr seid nicht um sein Leben besorgt."

„Das sind wir . . . sonst wäre er nicht hier. Aber wir können ihn unmöglich vor lauter Theilnahme einsperren."

„Doch! wenn dadurch sein Leben erhalten werden könnte! . . . Ihr geht mit ihm um, als sei er unsterblich."

„Deinen Vorwurf lasse ich fallen, Leonilla, und ich frage Dich, siehst Du in ihm nur ein sterbliches Wesen?"

„Jetzt ist ein Mensch da. Stirbt er, so ist er da gewesen. Das gilt für Alle ohne Ausnahme. Deshalb zittere ich für Osorio's Leben, denn es ist ein edles Leben."

„Ja wohl! es ist das verborgene, selbstlose, segenspendende, opferwillige Leben des guten Priesters. Nur das Auge Gottes erschaut seine Verdienste und nur die Liebe Gottes lohnt sie ihm in Zeit und Ewigkeit. Wer das Leben voll Selbstverleugnung eines guten Priesters beobachtet, gründlich erwägt und mit dem Leben von uns anderen Leuten vergleicht, dem sagt die Vernunft, daß es jenseits des Grabes ein ewiges Leben geben müsse, wo Vergeltung für den höheren oder geringeren Grad der Tugend gespendet wird. Wäre das nicht der Fall, wäre die Stimme der Vernunft eine Lüge — so müßte man verzweifeln über den Tod."

„Weil der Mensch sein ephemeres Dasein fühlt, ist er gierig nach dem Leben, klammert er sich an das Leben an. Er hat den Instinkt, daß der Tod — der Tod ist und er sträubt sich gegen ihn . . . auch durch allerhand Phantasmen von Unsterblichkeit. So steht die Sache, Rüdiger: der Tod — der ist wahr, der ist wirklich. Von jenseits des Grabes ist noch Niemand zurückgekehrt, um uns Botschaft von Unsterblichkeit zu bringen."

„Du irrst, Leonilla."

„Glaubst Du die Ammenmärchen von Gespenstern und Vampyren?"

„Das nicht, Leonilla. Allein ich glaube, daß Christus der Heiland der Welt vom Tode auferstanden ist, um uns ein ewiges Leben zu offenbaren."

„Du glaubst nicht an Märchen, sagst Du, mein armer Rüdiger, und Du glaubst eine Mythe!" rief Leonilla mitleidig: „das übersteigt meine Fassungskraft! Doch in einem Punkt bist Du so klar, daß ich ganz mit Dir übereinstimme."

„Und das ist?" fragte er überrascht.

„Es gibt Gräber, bei denen man der Verzweiflung, das heißt dem Schmerz ohne Trost anheimfällt."

„Nur dann, wenn man Deine Gesinnung theilt, Leonilla. Der christliche Glaube hat Trost für jeden Schmerz."

„Mein Trost ist . . . Nirwana," sagte sie und trieb ihren Esel zu einem so raschen Schritt an, daß Rüdiger den seinen besteigen mußte.

Die Excursion nach Amalfi hatte keinen übeln Einfluß auf Osorio's Befinden und Adriane frohlockte:

„Wagen gewinnt, Leonilla."

Viertes Kapitel.

So lieblich der Aufenthalt in Sorrent und so sehr er vom herrlichsten Wetter und von allgemeiner glücklicher Stimmung begleitet war — endlich mußte man doch an den Aufbruch denken. Rüdiger und Adriane wollten Gräfin Euben bis Venedig begleiten; Teutleben und Philiberte rüsteten sich zur Ersteigung des Aetna; die Fürstin ging mit Osorio nach Palermo. Leonilla sprach von einer Reise durch das Innere von Sicilien, zu den Tempeln von Agrigent, von Selinunt und von Segeste; sie wollte die Reise mit Doctor Melz zu Pferde machen; Edwin sollte in einer Senfte von Maulthieren getragen werden — und was später geschehen werde, wußte sie selbst nicht.

Am 1. Dezember sollte von Neapel aus der allgemeine Aufbruch geschehen, sollte die Eisenbahn die Einen gen Rom und das Dampfschiff die Anderen nach Sicilien führen. Die nahe Trennung erfüllte Alle mit einem Anflug von Wehmuth, denn Alle — nicht die Fürstin allein — hatten in der Alcamone halcyonische Tage verlebt; ruhige, friedliche, sorgenlose, durch er=

laubtes Glück verschönerte Tage. Leonilla ausgenommen. Sie hatte weder Frieden noch Ruhe; aber sie theilte die wehmüthige Stimmung, denn sie dachte angstvoll an die Möglichkeiten, die der Winter bringen könne.

Zwei Tage vor der Abreise trat Filomena blaß und zitternd in das Schlafzimmer der Fürstin, die eben aufgestanden war und meldete ihr, Caplan Osorio sei von einem furchtbar heftigen Anfall des Bluthustens befallen. Jazinta rief voll Schreck:

„Er lebt doch noch, Filomena? . . . ist der Pfarrer gerufen?" . . . — —

„Ja, ja . . . aber wie eine Leiche liegt er da . . . die Augen geschlossen . . . und ach! die Schatten, die der Tod vor sich her wirft, auf dem Antlitz."

„Ist er bei Besinnung, um die heilige Wegzehr zu empfangen?"

„Ich weiß nicht," schluchzte Filomena.

Die Fürstin eilte zu Osorio. Er lag so da, wie Filomena es gesagt hatte, aber als die Fürstin seinen Namen nannte, schlug er die Augen auf und blickte sie todesmatt aber mit Bewußtsein an. Ueber seinem Bett hing ein Cruzifix. Sie vermuthete, daß der Sterbeablaß darauf liege, nahm es von der Wand und berührte damit seine Lippen. In dieser lieblichen Weise, gleichsam im Kuß des Gekreuzigten, trat ihm die Todesbotschaft entgegen und er lächelte ihr zu.

Gräfin Euben und Rüdiger eilten herbei. Philiberte

und Adriane in stillen Thränen schwimmend knieten neben ihm. Theoderich kam. Wie merkwürdig! dachte er für sich: da stirbt ein armer unscheinbarer Priester, und die Glücklichen dieser Welt umringen sein Sterbelager mit solcher Liebe und solchem Schmerz, als ginge ihnen Allen der theuerste Freund hinweg. Es ist etwas Erhabenes der katholische Priester . . . wenn er gut ist, priesterlich gut. — — Edwin war im Garten; man hatte ihn geheißen Laub und Blumen zu pflücken, um ihn zu beschäftigen.

Das Haus wurde geschmückt zum Empfang des Sanctissimum, Kerzen angezündet, Teppiche hingebreitet, Blumen gestreut, ein kleiner Altar im Sterbezimmer hergerichtet. Nach der schönen italienischen Sitte verkündete die Glocke der Pfarrkirche durch gewisse Schläge, daß das Allerheiligste Sacrament zu einem Schwerkranken in der Gemeinde in feierlicher Procession gebracht werde. Es wurde vom Pfarrer unter einem kleinen weißseidenen Baldachin getragen, von Kerzenträgern umgeben, von Andächtigen begleitet. Das Miserere betend kam der Zug aus der Stadt zur Villa Alcamone, die unmittelbar vor dem Thor lag. Am Eingang der Villa standen ihre Bewohner mit brennenden Kerzen in der Hand und folgten dem Hochwürdigsten Gut in's Haus und in das Sterbezimmer. Teutleben war dabei. Als die Kerzen vertheilt wurden, drückte Philiberte ihm eine Kerze in die Hand, blickte



ihn zärtlich mit ihren schimmernden thränenfeuchten Augen an und sagte:

„Nicht wahr, lieber Theoderich, Du thust genau das, was wir Uebrigen thun?"

Schweigend nickte er ihr ein Ja zu und that wie sie ihn geheißen hatte. Und so lag er denn jetzt vor dem verborgenen Gott auf den Knieen, den er so lange, so lange verleugnet hatte, und der Gedanke, es sei doch schön als katholischer Christ zu sterben, trat lebendig an seine Seele heran. Wo nur das allerkleinste glimmende Fünkchen von gutem Willen ist, da ist die Gnade immer bereit es anzufachen.

Leonilla war zugegen, aber theilnahmlos für Alles was geschah und von Niemand beachtet. Dem Sterbebett gegenüber stand sie halb verhüllt vom Vorhang in einer Fensternische und blickte unverwandt mit erschreckender Starrheit, als wolle sie das entschwindende Leben festhalten, auf Osorio. Sie dachte nicht, daß es doch schön sei, als ein guter Priester zu sterben, als katholischer Christ zu sterben — wie sogar Theoderich, ergriffen von der Erhabenheit des Augenblicks, wenn eine Seele vor ihrem Richter erscheinen soll, dachte. Sie dachte, sie fühlte, sie wußte überhaupt nichts in der grenzenlosen Leere ihres Geistes. Sie sah nur Eines — und das Eine war für sie Alles: Osorio stirbt. Ihr in die Sinnenwelt gebannter Geist nahm nur das Sinnliche des Todes wahr: Osorio stirbt. — —

Ja — er war in der Ewigkeit. — Der Geistliche sprach: Requiescat in pace. Leonilla hörte es, aber wie aus weiter Ferne, jenseits brausender Wogen. Jazinta legte sanft die Hand über seine Augen. Leonilla sah es, aber wie hinter zitternden Wolken. In ihrer Brust, in ihrem Gehirn waren die Wolken und die Wellen. Einen Augenblick wollten ihre Sinne schwinden. Sie lehnte sich in der Fensternische zurück, um nicht zu fallen und preßte krampfhaft die Hände zusammen. Das gab ihr wieder äußere Sammlung. Sie trat aus dem verhüllenden Vorhang hervor und nahm einen Sitz am Fuß des Sterbebettes ein, immer starr die entseelte Hülle anschauend. Adriane ergriff weinend ihre Hand; sie war kalt und starr wie Marmor und erwiederte nicht den warmen Druck. Man sah, daß sie furchtbar erschüttert war, doch kein Seufzer, keine Sylbe, keine Thräne verrieth ihren Schmerz. — —

Es war ein trauriger Tag in der Alcamone und ein schneidender Gegensatz zu den vergangenen Tagen.

„Wir trauern nicht wie die, welche keine höhere Hoffnung haben," sagte Jazinta; „aber das Herz fühlt den Riß und die schmerzende Wunde, die ein solcher Verlust schlägt."

„Ich sehe," sagte Adriane betrübt, „daß es mit der Glückseligkeit gar nicht lange dauert, da man jeden Augenblick seine besten Freunde verlieren kann."

„Ja, ein Freund, ein wahrer, ein heilbringender



Freund — das ist er für uns Alle gewesen!" rief die Gräfin — und Rüdiger setzte hinzu:

„Und das bleibt er für uns! . . . er vergißt uns nicht in der seligen Ewigkeit."

Was redet doch Rüdiger! dachte Leonilla für sich, wie von einem Traum befangen.

Philiberte hatte mitten in ihrer Betrübniß eine namenlose Freude. Theoderich sagte gedankenvoll mit der erloschenen Cigarre zwischen Zeige- und Mittelfinger:

„Krame doch nicht ewig in Deinen Siebensachen, Philli, überlasse das der Kammerfrau, wirbele nicht wie ein Kreisel umher und setze Dich zu mir."

„Da bin ich!" rief sie und saß neben ihm.

„Nicht wahr, Philli, um als katholischer Christ zu sterben, ist es erforderlich zuvor als katholischer Christ zu leben."

„Das ist wenigstens mehr in der Ordnung und ist auch sicherer, lieber Theoderich."

„Da habe ich denn gedacht, wenn Du die Aetna-Expedition etwas aufschieben wolltest, so möchte ich — sei es in Neapel, sei es in Rom — das thun, was die Kirche . . . so sagt man, nicht wahr? . . . was die Kirche von einem katholischen Christen verlangt."

„O, Theoderich!" rief Philiberte freudestralend, „lassen wir den Aetna und gehen wir nach Rom."

„Später kommt auch der Aetna an die Reihe, das verspreche ich Dir, Philli! Doch vor der Hand liegt mir etwas Anderes näher."

„O, mir auch! mir auch!" rief sie beseligt. „O, diese Gnade hat Osorio's Tod mir erkauft." — — —

Am Abend des Tages stand ein Sarg in der unteren Halle der Alcamone. Osorio ruhte darin. Er trug die priesterlichen Gewänder und aus Orangenblüten gewunden den heiligen Brautkranz, wie bleiche Sterne um die bleiche Stirn. Er schien zu schlafen, so mild war sein Ausdruck. Kerzen brannten neben dem Sarge, Symbole des ewigen Lichtes, das der geheiligten Seele leuchtet. Einige Capuzinerpatres, welche die Männer der Cultur noch nicht aus ihrem armen Kloster verjagt hatten, verrichten ihren in Italien altherkömmlichen Dienst bei den Todten, und hielten abwechselnd Nachtwache neben der Leiche. Die Bewohner der Alcamone, bald dieser, bald jener, kamen in die Halle und beteten bei dem Abgeschiedenen. Auch Edwin verlangte Osorio zu sehen, der ihm auf seinem Sterbebett ruhend gar keinen beängstigenden Eindruck gemacht hatte. Jetzt aber, da er die Leiche im Sarge sah und die dunkeln Gestalten der Capuziner, ergriff ihn plötzlich sein altes Entsetzen vor Leichen. Er stieß einen gellenden Schrei aus und fiel dem Doctor besinnungslos in die Arme. — — —

Es war nach Mitternacht. Man hatte sich zur Ruhe begeben. Jazinta wollte eben ihre Kammerfrau entlassen, als an die Thüre des Schlafzimmers geklopft wurde. Die Kammerfrau ging zu sehen wer es sei,



und meldete ganz verstört die Frau Baronin. Leonilla trat ein, nahm Platz neben Jazinta's Bett und sagte:

„Vergebung, liebe Fürstin, daß ich Sie in tiefer Nacht belästige. Ich muß Ihnen aber sagen, daß unsere sicilianische Reisegesellschaft wie ein zerrissener Kranz auseinander fällt. Nicht nur gibt Teutleben den Aetna auf und geht nach Rom — mein armer Mann besteht mit so verzweiflungsvoller Vehemenz auf Rückkehr in die Heimat, daß Doctor Melz Nervenzufälle und vielleicht Tobsucht befürchtet, wenn man nicht seinen Willen erfüllt. Ich habe meine Leute beauftragt die Koffer zu packen, so daß wir morgen Vormittag abreisen können."

„Wäre es nicht besser die Exequien abzuwarten, liebe Baronin," wendete Jazinta ein, „das würde vielleicht einen beruhigenden Eindruck auf den guten Baron machen, weil er einen frommen Sinn hat."

„Aber auch einen großen Eigensinn, den ich überhaupt gar nicht selten an frommen Leuten wahrnahm. Gottes Wille ist mein Wille: so sprechen sie. Mein Wille ist Gottes Wille: so handeln sie. Edwin ist dermaßen von Grauen und Entsetzen befallen, daß man die größte Mühe hatte, ihn für diese Nacht hier fest zu halten."

„Der liebe Gott gibt Ihnen ein Kreuz zu tragen, das nicht leicht ist," sagte mit herzlicher Theilnahme Jazinta.



„Ach," versetzte Leonilla kalt, „alle Menschen sind unglücklich oder waren es oder werden es. Das ist die Signatur der Menschheit."

„Ein Kreuz ist kein Unglück, liebe Baronin. Ein Kreuz ist sehr häufig die andere Seite des Glücks. Man muß es nur von Oben herab betrachten."

„Auf solche sublime Unterscheidungen lasse ich mich nicht ein," sagte Leonilla mit ihrem eisigen Lächeln.

Die Locken hingen ihr verwirrt um das geisterbleiche Antlitz, aus dem ihr Auge glanzvoll und starr mit metallischem Blick heraus schaute. Jazinta besann sich, wo sie ein ähnliches Antlitz gesehen, als Leonilla im Halbdunkel der Lampe vor ihr stand, einen langen schwarzen Schleier über den Kopf warf und sagte:

„Also Adieu, liebe Fürstin, und tausend Dank für Ihre Gastfreundschaft."

„Gute Nacht! auf morgen," erwiederte Jazinta ganz ergriffen, denn Leonilla's Kopf erinnerte sie an das schöne Haupt der Medusa Rondanini in der Glyptothek in München.

Leonilla verließ das Zimmer der Fürstin und ging hinab in die Halle zur stillen Leiche, bei welcher die Capuziner Vigilie hielten. Sie nahm einen Sitz neben dem Sarge und blieb dort regungslos die ganze Nacht. Starrer schwarzer Schmerz erfüllte ihre Seele. Seiner Wucht erlagen Gedanken und Empfindungen, wenn sie hie und da sich regten und wild aufflogen wie scheue

Nachtvögel, die gleich wieder im Dunkel des Waldes verschwinden. Nur eine Erinnerung zuckte zuweilen wie ein greller Blitz durch dies finstere, wogende, wirbelnde Chaos. Es war das Wort, das sie einst zu Rüdiger sprach: „Der Mensch stirbt, wenn die Axe seines Lebens — die Möglichkeit ersehntes Glück zu erreichen — in Splitter geht."

So saß sie da. Ueber Dante's Höllenthor steht geschrieben: Lasciate ogni speranza. Die Glaubenslose war hoffnungslos.

Als der Himmel sich im Osten goldig färbte, angehaucht vom Glanz der noch unsichtbaren Sonne, erhob sie sich, küßte die Hand des Todten und flüsterte:

„Lebewohl!"

Sie zog den Schleier um sich zusammen und ging aus der Halle. — —

Etwa zwei Stunden später war die Villa Alcamone und die Nachbarvilla in der furchtbarsten Aufregung, an welcher sehr bald ganz Sorrent Theil nahm.

Wie ein Rasender kam Vito, der Schiffer, gerannt und verlangte abwechselnd heulend und fluchend, weinend und jammernd die Duchessa zu sehen, sein Ruf, seine Ehre, sein guter Name, ja sein Leben stehe auf dem Spiel, und die ganze Welt solle herbei kommen und hören, daß er unschuldig sei wie ein eben getauftes neugeborenes Kind.

„Bist Du wahnsinnig geworden, Vito?" fragte Rüdiger, der zuerst auf dem Platze erschien.

„Nein, Cellenz, ich bin nicht wahnsinnig . . . könnte es aber werden, wenn ich an das denke, was ich sah . . . . und daß nur dies von ihr übrig ist.“

Er zog aus seiner Brusttasche einen Fetzen von einem schwarzen Spitzenschleier, der ganz feucht war.

„Uebrig ist . . . von wem“ . . . . stammelte Rüdiger starr vor Schreck.

„Das ist Leonilla's Schleier,“ sagte Adriane, die so eben mit ihrer Mutter eintrat: „warum ist er naß, Vito?“

„Weil er im Meer lag, Cellenza,“ antwortete Vito mit Jammergeschrei.

Indem stürzte Gräfin Euben herein und rief angstvoll:

„Was geht hier denn vor? . . . wo ist Leonilla . . . . sie hat nicht die Nacht in unserer Villa zugebracht . . . ihr Bett ist unberührt“ . . . . .

„Sie war nach Mitternacht bei mir,“ flüsterte Jazinta in tödtlicher Spannung kaum hörbar.

„Und dann die ganze Nacht in der unteren Halle am Sarge,“ sagte Filomena, „denn ich stand gegen zwei Uhr auf und um sechs Uhr wieder und ging hin um zu sehen, ob die Patres auch schön wach wären und um ihnen eine kleine Erfrischung anzubieten. Nach sechs Uhr dämmerte der Tag. Da stand sie auf und ging fort . . . . aber nicht der Straße zu, sondern in den Garten.“

„Nun gut! Das sind ja nur zwei Stunden!“ rief Rüdiger beklommen: „also Vito, wo ist sie jetzt?“

„Im Meer, Cellenz! im Meer!“ schrie Vito und raufte sich das Haar aus.

Ein Schrei des Entsetzens dröhnte durch den Saal. Jazinta sank ohnmächtig in Filomenens Arme, Adriane fiel auf die Knie, Gräfin Euben klammerte sich krampfhaft an den Arm der zitternden Philiberte, die Männer stürzten auf Vito zu und riefen durcheinander:

„Wie ging das zu! . . . . Warum hast Du sie nicht gerettet! . . . Sprich doch! . . . . Sage die Wahrheit! . . . Bist Du Schuld an dem Unfall, so“ . . . — —

„Ich bin es nicht, Cellenz, bin es nicht,“ brüllte Vito und streckte seine geballten Fäuste gen Himmel: „Maria Santissima und S. Vito wissen, daß ich es nicht bin.“

„Rede Vito, ruhig und aufrichtig . . . . wir glauben Dir!“ sagte Rüdiger tonlos.

„In der Dämmerung war ich bei meiner Barke,“ hub Vito an, „die am Ufer vor dem Garten der Villa liegt, um jeden Augenblick zum Dienst der Lustrissima bereit zu sein. Da sie noch nie so früh am Tage gefahren war, wohl aber Abends zu später Stunde, wollte ich in der Frühe nach Vico und dort ein Geschäft mit meinem Gevatter Gennaro abmachen. Da sah ich mit Erstaunen die Lustrissima auf der Felsentreppe, die vom

Garten der Villa an's Ufer führt. Sie kam mir sehr ungelegen, das muß ich schon sagen" . . .

„Vito!" rief Theoderich drohend.

Aber Vito sah ihn händeringend und flehend an und fuhr fort:

„Denn ich wollte mit Gennaro den Tag meiner Hochzeit mit seiner jüngsten Tochter Marina festsetzen. Deshalb that ich, als ob ich die Lustrissima nicht gewahr würde. Ach, es war die Warnung meines Schutzengels! . . . sie aber rief: Vito! Vito! — Der Wind ging ziemlich stark und die Wellen rauschten . . . . ich that, als höre ich sie nicht und wollte eben vom Lande abstoßen — da rief sie laut und so gebieterisch, daß es unmöglich war sie nicht zu hören: Vito! warte auf mich! — Sie war auch schon unten am Fuß der Felsentreppe, schritt rasch auf die Barke zu und sagte:

„Hinaus in die See, Vito!"

„So früh, Lustrissima? . . . und der Wind geht stark," wendete ich ein.

„Hinaus in die See, Vito! ich habe Fieber und mir ist so heiß . . . ich muß mich abkühlen."

„Ich reichte ihr die Hand, als sie in die Barke stieg und fühlte durch ihren Handschuh hindurch, daß ihre Hand kalt wie Eis war. So fuhren wir denn hinaus. Der Wind war stark auf dem Wasser. Sie saß ganz ruhig mir gegenüber, aber ihre schönen goldenen Locken flatterten aufgelöst im Winde. Auf einmal rief sie:

„Singe, Vito!"

„Rudern und singen bei solchem Winde — das geht unmöglich, Lustrissima," gab ich ihr zur Antwort.

„Nun, so werde ich singen," sagte sie und sang ein Lied so traurig, daß es mir zu Herzen ging. Der Anfang lautete: In questa tomba oscura lascia mi riposar — das Folgende vergaß ich. Als sie zu Ende war fragte sie:

„Gefiel Dir das Lied, Vito?"

„Nein, Lustrissima, gar nicht, es ist viel zu traurig .... und auf dem Meer muß man singen: Ave maris stella oder dergleichen."

„Warum denn, Vito?" fragte sie.

„Das hört Maria Santissima und erbittet dem Schiffer glückliche Fahrt."

„Guter Vito!" sagte sie ganz mitleidig.

„Der Wind wird stärker, Lustrissima, soll ich nicht umkehren?" fragte ich nach einer Weile, denn die Barke tanzte ganz gewaltig und die Wellen schlugen in sie hinein.

„Noch ein wenig weiter, Vito," sagte sie.

„Plötzlich stand sie hoch aufgerichtet in der Barke und sagte:

„Jetzt, Vito, wende die Barke."

„Setzen Sie sich, was soll das heißen!" schrie ich voll Entsetzen.

„Wende, Vito," sagte sie und setzte sich.

„Es war schwierig die Barke zu wenden bei den kurzen hohen Wellen und dem Winde. Ich mußte meine ganze Kraft zusammen nehmen. Und wieder richtete sich die Lustrissima auf und wieder schrie ich ihr zu:

„Setzen Sie sich" . . . . . — —

„Da war die Barke gewendet . . . . aber sie — sie war nicht mehr da." — — —

Uebermannt von dem Entsetzlichen schloß Vito die Augen und taumelte auf seinen Sitz. Seine Worte, seine Geberden trugen dermaßen das Gepräge der Aufrichtigkeit, daß von keinem Verdacht die Rede sein konnte.

„Und Du versuchtest nicht, sie zu retten? Schrie sie nicht um Hilfe? Suchte sie nicht die Barke zu gewinnen?" fragten Alle.

Vito machte erschöpft eine verneinende Bewegung und sagte mit heiserer Stimme und ganz verwirrt:

„Nichts! nichts! fort war sie . . . . ganz still . . . in questa tomba oscura . . . wir Fischer schwimmen nicht . . . . der Fetzen vom Schleier blieb an der Barke hängen . . . sonst nichts ist übrig von ihr."

„Alle Fischer von Sorrent hinaus in See um sie zu retten!" rief Rüdiger außer sich.

„Zu suchen, Cellenz! . . zu retten ist da nichts mehr," sagte Vito. — —

Zu retten war nichts mehr und alle Nachsuchungen blieben ohne Erfolg. Leonilla war spurlos in dem selbst gewählten Grabe verschwunden. — —

Diese schauerliche Katastrophe machte den Hochzeitsfreuden in der Alcamone ein erschütterndes Ende.

„O, dieser Tod und Osorio's Tod!“ seufzte Jazinta: „so nah bei einander und so unermeßlich getrennt! . . . O, meine Kinder, möchtet Ihr leben und sterben im Lichte des himmlischen katholischen Glaubens. Schwache, armselige, gebrechliche Menschen sind wir Alle und die Stürme des Lebens schleudern uns oft sehr weit aus dem heiligen Hafen der Kirche heraus . . . . . aber nur nicht den Glauben verlieren! . . . wenigstens nicht so ihn verlieren, daß man nicht glauben will: dann läßt der liebe Gott immer den Stern der Gnade aufgehen, der in den Hafen zurückführt.“

Edwin war in einer so furchtbaren nervösen Aufregung, daß die Nachricht, Leonilla sei auf einer Wasserfahrt verunglückt, ihm gar keinen Eindruck machte. Zwei Gedanken beherrschten ihn: keine Leiche sehen! — fort nach Waldenhausen. Doctor Melz fürchtete gänzlichen Irrsinn für ihn.

Rüdiger wollte Leonilla's hinterlassene Papiere an sich nehmen; allein ihr Schreibtisch war ganz leer. Kein Brief, kein Notizbuch, nichts! sie hatte ihr Geheimniß mit sich in den Wellen begraben. Nur ein halb zerrissenes Blättchen Papier lag da, auf welches sie die traurige Signatur ihres Lebens geschrieben hatte: Nirwana.



